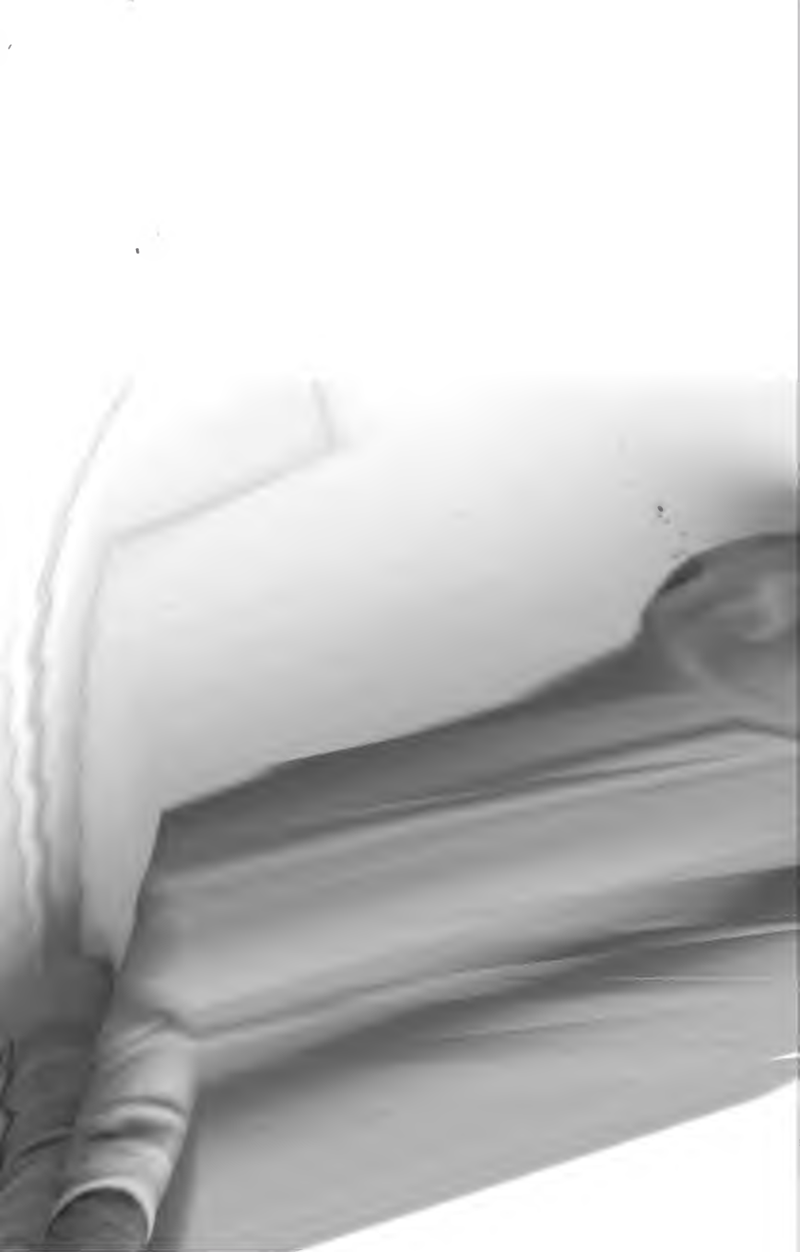

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES






AUG.ᵗ LAFONTAINE.

August Lafontaine's

Leben und Wirken.

Von

J. G. Gruber.

Mit Lafontaine's Bildniß.

Halle,
C. A. Schwetschke und Sohn.

1833.

Neide ∴ Rienäcker ∴ Voigtel ∴

Lafontaine's

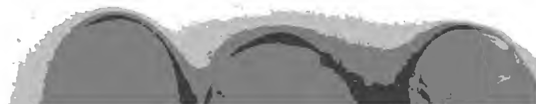
und meine Freunde

nehmt freundlich auf

dies kleine Denkmal treuer Freundschaft.

Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist alles, was wir den Todten zu geben vermögen.

Göthe.



1.

In der Lebensgeschichte eines Schriftstellers von ausgebreitetem Ruf und nicht geringem Einfluß auf seine Zeitgenossen scheint es am unnöthigsten seiner Vorfahren zu gedenken; unumgänglich aber ist dies doch dann, wenn durch dieselben die Richtung des Geistes, welche der Schriftsteller nahm, und durch die er auf seine Zeitgenossen einwirkte, bestimmt wurde. Dies ist bei Lafontaine der Fall, der übrigens sein Geschlechtsregister wenig über das väterliche Haus hinaus zu führen wußte, und auch nicht besorgt darum war. Man glaubte wol öfters, ihm eine Ehre zu erzeigen, wenn man ihn fragte, ob er nicht von dem berühmten Jean Lafontaine abstamme; darauf erwiederte er nur, der Name Fontaine sey in Frankreich so gemein, wie in Teutschland Müller, Schmidt und Meier: sollte er aber etwa von dem alten Hans abstammen, was er nicht wisse, so könne es auf jeden Fall nur durch eine nicht eben legitime Seitenlinie seyn. Nur einmal nahm er dieses vermeintliche Kompliment an, als er einem alten General, der füglich sein Großvater seyn konnte, mit den Worten: der berühmte Schriftsteller Lafontaine! vorgestellt wurde, und dieser ihm sagte: „Ach, ich kenne Sie recht gut;

Sie haben mir in meiner Jugend viele Noth gemacht als ich Ihre Fabeln auswendig lernen mußte." Diesen General bestritt er seine Meinung nicht, sondern bedauerte nur, solch einem Manne so viel unnöthige Mühe gemacht zu haben.

Ein Zufall nur brachte einst etwas von seinen Vorfahren zur Sprache. Als eine adelstolze Mutter, die Verbindung ihres Sohnes mit einer Bürgerlichen befürchtend, die Reinheit seines Stammbaums, nicht ohne erbitternde Nebenbemerkungen, in Lafontaine's Gegenwart mächtig prieß, sagte der Sohn, auch nicht ohne Erbitterung: Hm! ist nicht einer aus unsrer Familie gehenkt worden? Die Mutter war außer sich über diese, nicht ungegründete, Aeußerung; Lafontaine aber sagte schnell: Gehenkt? das ist ja gar nichts; einer meiner Vorfahren ist geviertheilt, und einer des Landes verwiesen worden.

Man hielt dies für eine Erfindung des Augenblicks, wodurch er nur einer heftigen Scene ausweichen wolle; allein auch seine Aeußerung war nicht ungegründet. Zur Zeit der Streitigkeiten der Stadt Braunschweig mit dem Herzog Heinrich Julius, in denen sich der Trotz einer freien Hansestadt mit dem Trotz eines Souverains begegneten, und einer immer die Erbitterung des andern steigerte, war nämlich einer von der Stadt Hauptleuten, die aus der Gemeine gewählt wurden, um ihr vorzustehen

und ihre Rechte zu wahren, Henning Brabandt, der bei dem fürstlichen Hofgerichte Advokat und Prokurator gewesen, dessen Rath und Beistand aber auch die Stadt oft als nützlich erfahren, besonders gegen die Ansprüche des Fürsten und bei der Sendung an den kaiserlichen Hof nach Prag. Man mußte ihn für einen um die Stadt sehr verdienten Mann anerkennen, und er stand bei der Bürgerschaft in großem Ansehn. Da er nun aber, nebst seinen Mithauptleuten, nicht allezeit dem Beginnen des Raths beipflichten konnte, und das goldene Regiment, welches der vorige Syndikus ihm versprochen, nicht bestätigen wollte, war er bei dem Rathe eben so verhaßt, als bei der Bürgerschaft beliebt. Längst hatte jener auf den Augenblick gelauert, wo er ohne eigne Gefahr ihn stürzen könnte; endlich bot sich eine Gelegenheit dazu dar. Ein Bürger, den man aus Braunschweig verwiesen hatte, war in die Stadt gekommen, dem Bürgermeister und Syndikus beleidigend ins Haus gedrungen, und verhaftet worden. Da man nun diesen mittelst der Tortur hatte aussagen lassen, Henning Brabandt und seine Genossen hätten ihn in die Stadt gefodert, ihm zu thun geheißen was er gethan, und hätten überhaupt „noch andere wunderliche und seltzame Händel und Practiken vor der Hand"; so wußte dies der Rath, unter dem Anschein mit der Bürgerschaft gemeine Sache zu machen, so zu benutzen, daß er Henning Brabandt

in den Verdacht der Verrätherei zog. Des Gefangenen, durch die Tortur abgedrungene, Urgicht wurde gegen Abend vom Rathhaus öffentlich verlesen, und darauf einhellig beschlossen, die Angeschuldigten sofort zur Haft zu bringen.

„Es haben sich auch — heißt es in den Braunschweigischen historischen Händeln — die gemeine Bürger durch dieses des Raths vermeyntes Anbringen so weit bewegen lassen, daß sie alles, so Brabandt vnd andere in dem ihren geleistet, daß sie dieselben gegen den Rath in befugten Sachen vertreten, ihrenthalben ihre Nothturfft in acht genommen, vnd mannigmahl verhindert, daß sie bey ihrer Zeit nicht gentzlich, wie nunmehr an jetzo geschehen, vnter des Raths Joch gebracht, vergessen. Dann es haben nicht allein die Bürger in die Execution mit gefenglicher Einziehung der besagten Personen gewilliget, sondern auch, nachdem sie allbereit mit Helleparten, Spiessen und Röhren gefast gewesen, solches zu Werke gerichtet, die besagte Personen hin und wieder, auch in ihren Häusern, gesuchet."

Brabandt suchte sich dem, was er unter solchen Umständen zu befürchten hatte, durch die Flucht zu entziehen, hatte aber das Unglück, von der Stadtmauer, die er erklimmen mußte, herabzustürzen und einen Schenkel zu brechen. In dieser peinlichen Lage ward er am andern Tage gefunden, und Tags darauf (den 4. Sept. 1604) in die Stadt, zur Haft, und — dem Gesetz wie der

Menschlichkeit zuwider, auf die Tortur gebracht*), wo man ihm die Geständnisse erpreßt haben soll, daß er 1589 bei dem Herzog zu Grüningen gewesen und demselben zugesagt, ihm die Stadt Braunschweig und alle Privilegien derselben zu überliefern, zu diesem Zweck aber, mit Hilfe mehrerer Mitverschwornen, einen Aufruhr zu erregen und die Stadt an vier Enden in Brand zu stecken, wobei sie dann der Herzog einnehmen sollte. Brabandts erpreßte Aussage wurde der Gemeine auf dem Hagenmarkt

*) Der Henker bewies sich hiebei menschlicher als die vier Bürgermeister. In dem über diese (jedesmal drei Stunden dauernde) Tortur angestellten Zeugenverhör wurde ausgesagt, daß die vier Bürgermeister dabei zugegen gewesen, Wein und Bier, Claret und Konfekt gehabt, und was sie nicht mehr gemocht, das hätten die Nachrichter austrinken müssen; nach vollbrachter Tortur wären sie sämtlich in den neuen Stadtkeller gegangen, wo sie mit Wein und Bier, Braten und anderem Essen stattlich traktirt hätten, wobei wieder der Abhub von der Herren Tische auf den Tisch der Nachrichter gesetzt worden sey. Der Rath von Braunschweig hatte kleine Nägel von hartem Eichenholz anfertigen lassen, und verlangte, daß diese Brabandten unter die Nägel der Finger geschlagen würden; aber Meister Peter hätte dies nicht thun wollen, sondern dafür gebeten. Eben so verfuhr der wackere Meister Peter, als die Rathsabgeordneten ihm zusetzten stärker zu peinigen. Hierauf sagte er, was er denn mehr thun solle? Er müsse auch seine Seligkeit bedenken, und könne dem Gefangenen nicht mehr anhaben.

dreimal vorgelesen, wobei der Dr. Bungenstedt — stentoria voce, wie es heißt, — rief: Seht, lieben Bürger, wann solches fürgangen, was armer Leute wären wir alsdann gewesen! — Die fürstlichen Räthe, als sie von diesen Vorgängen Kunde erhielten, achteten es der Würde des Fürsten und ihrer Pflicht gleich gemäß, gegen die erpreßten Aussagen förmlich zu protestiren, und erklärten alles der fürstlichen Ehre zuwider Ausgesagte:

„als ein unerfindliches, falsches, unwahrhaftes, erdichtetes, ungereimtes, vergessenes, unverschämtes, grundloses und aller Vernunft zuwider laufendes Ausgeben, Calumniiren, Lästern und Schmähen, welches gemeldter Brabandt, so ferne es von demselben herrühret, noch jemands anders wer der auch seye, und dasselbe ausgießen dürfte und wollte, oder allbereits gethan hätte, zu ewigen Zeiten nicht erweisen, beibringen noch bescheinen kann, soll oder wird."

Der Rath suchte hiegegen erst Ausflüchte, versprach Antwort, aber gab keine. Es erschien hierauf eine zweite Protestazion, worin zugleich auf Konfrontazion und Einhalt der Exekuzion angetragen war. Beide Protestazionen wurden in der Burg öffentlich angeschlagen; der Rath aber ließ sie abnehmen, damit sie nicht zur Kunde der Bürger gelangten. Einer dritten Protestazion kam er dadurch zuvor, daß er den Notarius, der sie überbringen sollte, gar nicht in die Stadt einließ. Während der No=

tarius vor dem verschlossenen Thore warten mußte, setzte der Rath, trotz aller Erinnerung, dem Henning Brabandt auf den 17. September zur Exekuzion einen Gerichtstag an, — und ließ das, dem unglücklichen Manne durch die Tortur erpreßte Bekenntniß der Verrätherei und anderer grober Unthaten nochmals öffentlich ablesen, wobei der Herzog umgangen, statt seiner aber des Herzogs verstorbener Kanzler Dr. Jagemann als derjenige genannt war, mit welchem Brabandt sollte unterhandelt haben. Ohne dem Angeschuldigten, der beim Hingange zur Gerichtsstätte sagte: „das muß ich um der ganzen Bürgerschaft willen leiden, weil ich für sie, für ihr Bestes geredet!" — ohne ihm eine Vertheidigung zuzulassen, ohne die gefoderte Konfrontazion anzustellen, eilte man zu der Exekuzion, die auf eine Weise angeordnet war, daß der Menschlichkeit davor schaudert. Nachdem zuvor ein anderer enthauptet worden, brachte man einen Tisch auf das Schaffot, und Brabandt wurde auf einem Stuhl an den Tisch gebunden. Da wurden ihm erst zwei Finger abgehauen, und er darauf mit glühenden Zangen auf der Brust und beiden Aermen gerissen, was alles er mit großer Standhaftigkeit erduldete. Nun aber ward er auf den Tisch gebunden und lebend in vier Stücke zerschnitten, seine Eingeweide aber nebst mehreren politischen Schriften auf dem Hagenmarkte verbrannt. Die vier Theile seines Leibes wurden an vier Stadtthoren

in eisernen Körben aufgehangen, sein Kopf aber vor dem Michaelisthore auf einem Pfahle aufgesteckt, von wo er erst 1717 beim Festungsbaue weggenommen wurde.

Solch eines beklagenswerthen unschuldig hingerichteten Ehrenmannes hätte Lafontaine unter seinen Vorfahren sich wol mit Recht rühmen können; denn sein Kopf auf dem Pfahle war eine Schandsäule nur für die Stadt, aber eine Ehrensäule für ihn. Lafontaine meinte, er sey sein Urgroßvater gewesen. Ob er sich hierin irrte, weiß ich nicht; so viel ist aber gewiß, daß der Großvater unsers Lafontaine, Georg Wilhelm, im Jahre 1700 sich zu Zelle mit Anna Elisabeth Brabant verheirathete.

Dieser Georg Wilhelm Lafontaine, ein Maler, stammte aus einer jener Familien reformirter Religion, welche gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts Ludwigs XIV. fanatischer Eifer zwang, um den abscheulichsten Verfolgungen im Vaterlande zu entgehen, sich im Ausland eine Freistätte zu suchen. Dem noch jungen Maler gelang es, eine solche zu Zelle zu finden bei Georg Ludwig, Kurfürsten von Hannover, der nachmals als Georg I. den Thron von Großbritannien bestieg. Dieser schätzte das Talent des treflichen Bildnißmalers, nach dessen Gemälden John Smith und andere berühmte Kupferstecher gearbeitet haben, und er wurde erst zum kurfürstlichen, dann zum königlichen Hof-

maler ernannt. Er lebte zu Zelle, geachtet von seinen Mitbürgern bis an seinen Tod im Jahre 1732. In einer glücklichen Ehe wurden ihm zwei Töchter und vier Söhne geboren, von denen der älteste, Ludolph Ernst Andreas, (geb. 1704) der Vater unsers Lafontaine war. *)

Ludolph widmete sich frühzeitig schon der Kunst seines Vaters, für die er nicht nur große Neigung, sondern auch entschiedenes Talent besaß. Um sich in seiner Kunst noch mehr zu vervollkommnen, ging er, fast erst angehender Jüngling, nach Holland, und von da nach London, wo er unter Giacomo Amigoni aus der Venezianischen Schule arbeitete. Bei dem Verhältniß seines Vaters zum Londner Hofe fehlte es dem Jüngling nicht an Unterstützung; Beifall und Liebe erwarb er sich durch sich selbst, und in einem vorzüglichen Grade bei der schönen Tochter des Königlichen Kammerdieners, mit deren Hand er zugleich ein nicht unbeträchtliches Vermögen erhielt. Dadurch ward er in den Stand gesetzt, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen, mehrere Länder und deren Kunstschätze kennen zu lernen. Die junge liebende Frau hatte keine Wünsche als die seinigen, und folgte ihm gern überall hin. So lebten sie zuerst einige Jahre in

*) Die Angaben bei Füeßli sind nach dieser, aus dem Stadtkirchenbuche zu Zelle geschöpften, zu berichtigen.

Paris, wo Ludolph als Künstler und Mann von Welt sich immer mehr ausbildete, aber auch die wissenschaftlichen Kenntnisse, und vorzüglich die auf seine Kunst bezüglichen, nicht vernachlässigte. Nach Verlauf einiger Jahre machte er mit seiner Gattin eine Reise durch Frankreich, einen Theil von Italien, die Schweiz und Teutschland. In Leipzig hatte er das Unglück seine geliebte Gattin zu verlieren. Sie hatte sich, um nach etwas zu sehen, über das Geländer eines Ganges hinabgebeugt und war hinabgestürzt. Er suchte Linderung seines Schmerzes in dem Schooße seiner Familie, und lebte eine Zeitlang zu Zelle, wo sich ihm eine Veranlassung darbot, dem Herzog Karl von Braunschweig bekannt zu werden. Dies war kurz nach dem Regirungsantritte des Herzogs (1735), welchem, damals noch jungem, Regenten der durch die Welt gebildete, französische Gewandtheit mit teutscher Gemüthlichkeit in sich vereinigende, geistreiche und geschickte Künstler sich sogleich empfehlen mußte. Herzog Karl liebte Wissenschaften und Künste und suchte sie, nachdem er im Jahre 1754 die Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegt hatte, auf alle Weise in der neuen Hauptstadt zu befördern, gewiß weit mehr, als seinen Finanzleuten lieb war. Für das erste zeugt seine Stiftung des nach ihm benannten Kollegium Karolinum, dessen Einrichtung er seinem treflichen Hofprediger, dem unvergeßlichen Jerusalem, übertragen

hatte, für das andre alles, was er für die Kunstsammlungen und das Theater that, welches sich unter ihm glänzend erhob. Sein Kunstsinn hatte ihn selbst nach Italien hingezogen, auf welcher Reise Ludolph Lafontaine sein Begleiter und gewissermaßen auch sein Führer war, wodurch das Verhältniß zwischen beiden mehr und mehr den Charakter von Vertraulichkeit annahm; in welches Verhältniß sonst auch überhaupt nicht schwer mit Herzog Karl zu kommen war. Er hatte fast in allen Häusern Braunschweigischer Bürger Gevatter gestanden, redete die Leute auf der Straße plattteutsch an, fragte nach seinen Pathen und andern häuslichen Verhältnissen, und hatte dadurch eine Liebe, die sich sein Nachfolger viel später erst erwerben konnte, ungeachtet man diesen als trefflichen Regenten bald anerkannte, und recht wohl wußte, wie heilsam für das Land er auch dadurch ward, daß er die Noth der väterlichen Zeit, wo man oft Schulden mit Schulden decken mußte, beseitigte. Was war aber anfangs dies alles gegen Karls Popularität!

Herzog Karl nun ernannte Ludolph Lafontaine zu seinem Hofmaler, gab ihm ein anständiges Gehalt und Gelegenheit zu Verdienst, und fesselte ihn dadurch für immer an Braunschweig, welches er von jetzt an nur bisweilen *auf* kürzere Zeit verließ, nicht um durch seine Kunst zu erwerben, sondern um sich selbst Kunstgenuß zu verschaffen. Nur bei besondern Veranlassungen malte er,

wie unter anderem in Dresden für die Gallerie des Grafen von Brühl ein sehr großes Tableau, worauf die ganze Familie gruppirt ist.

Nach seiner Anstellung ließ er sich in Braunschweig häuslich nieder. Eine zweite Ehe, die er früher geschlossen, war von nur kurzer Dauer, jedoch eben so wenig kinderlos, als die erste, gewesen. In Braunschweig verheirathete er sich zum dritten Male mit Sophie Elisabeth, der Tochter des aus dem Schaumburgischen abstammenden Burgvogts (Amtmanns) Thorbrügge. Aus dieser Ehe stammten zwei Töchter und vier Söhne, und von diesen war der älteste unser

August Heinrich Julius Lafontaine,

geboren zu Braunschweig am 5. Oktober 1758.*)

„Ach! — so sagte dieser, als Greis, oft, wenn er ein Kind sinnend sitzen oder einsam beschäftigt sah, wobei er stets mit Liebe weilte, — wenn ich doch wüßte, was in einem solchen Kinderkopfe vorgeht, und wie die

*) Lafontaine's Geburtstag und Geburtsjahr sind sehr verschieden angegeben; in der Biographie des hommes vivants der 6te Februar 1756; dasselbe Jahr, ohne Tag, hat das Conversationslexikon; Meusel gibt den 6. Oktober 1759 an, bei andern findet sich der 10te Oktober 1759 und der 20ste Oktober 1758. Lafontaine selbst gab den 6ten Oktober 1759 an; die obige Angabe, aus dem Geburtsregister des St. Blasius Doms zu Braunschweig geschöpft, ist unstreitig die richtige.

Sele so allmählig immer mächtiger darin hervortritt! — Ist's nicht seltsam, daß wir im Alter so leicht das nächst Vergangene vergessen, während die Eindrücke der Jugendzeit so bleibend sind, und daß doch aus unsrer frühesten Kindheit uns so gar keine Erinnerung übrig ist! Es ist ein sonderbares Ding um das Gedächtniß. Wie einzeln und abgerissen ist alles, dessen ich aus meiner frühesten Kindheit mich erinnern kann; und kaum weiß ich, ob das eigne Erinnerung ist, oder ob man mir nur davon erzählt hat." Indeß waren ihm alle diese Erinnerungen sehr lieb, und seine stets rege Phantasie malte sie gern und mit immer frischen Farben aus. Denen, die an seinen Schriften jemals Antheil genommen, und allen, die aus Schriften gern in die Sele des Schriftstellers hineinlesen, — und für andere schreibe ich ja nicht — wird eine Mittheilung dieser Erinnerungen nicht gleichgiltig seyn.

Seine älteste Erinnerung, die er nur aus Erzählung kennen konnte, war, daß der Krieg ihn aus seinem väterlichen Hause vertrieben habe. Als nämlich im siebenjährigen Kriege die Franzosen Braunschweig belagerten, fürchtete seine Mutter, daß sie durch das Augustthor eindringen würden, in dessen Nähe — in den Oelschlägern — das Lafontaine'sche Haus damals war, und sie flüchtete sich deshalb mit allen Kindern zu einem Freunde, zu dem, seines patriarchalischen Wesens halber

auch jetzt noch nicht vergessenen, Pastor Berkhan, dem Vater des jetzigen Predigers in Hamburg. Die Franzosen kamen indeß durch das Petrithor, unweit der Andreaskirche, an welcher der wackere Berkhan stand. Lafontaine meinte, daß man ihm daraus das Prognostikon hätte stellen können, er werde Zeitlebens aus dem Regen in die Traufe kommen; das sey nun zwar, Gott sey Dank! nicht geschehen, wol aber habe er stets Noth mit seinen voreltenlichen Landsleuten gehabt.

Bis in sein siebentes Jahr war Lafontaine sehr kränklich und schwächlich, so daß er sich, wenn seine Geschwister lustig schwärmten, still in einen Winkel zurückzog, und deshalb wenig Hofnung erregte, weder für sein Leben noch für seinen Geist. Gegen Ende seines siebenten Jahres brachte die Natur selbst Hilfe durch einen ungewöhnlich starken Hautausschlag, der aber den armen Knaben nur noch mehr von den Spielen seiner Geschwister entfernte. Zu seinem Glück kam eines Tages ein fremder Arzt zu seinem Vater, der den armen Knaben in seinem fast verkümmerten Zustand erblickte. „Warum — sagte er — bringt ihr dies Kind nicht alle Morgen ins kalte Flußbad? Dies muß geschehen, und es wird schon anders mit ihm werden.“ Man befolgte diesen Rath; der Knabe wurde jeden Morgen in das kalte Flußbad gebracht, und nach einigen Monaten war er genesen, munter, und ist während seines ganzen Lebens nie wieder be-

deutend krank geworden; er wußte sogar nicht, wie einem seyn müsse, der über Kopfweh klagte.

Nach der Veränderung seines körperlichen Zustandes trat auch eine geistige Verwandlung auffallend bei ihm hervor. Bisher hatte man ihn, um ihn doch in geistiger Hinsicht nicht ganz zu verabsäumen, in eine blos für Mädchen bestimmte Schule geschickt, welche Jungfer Fohwinkel, die arme Tochter eines verstorbenen Lieutenants, hielt, und worin er an Elten — der als Prediger im Mannsfeldischen wol noch lebt — den einzigen Schulkameraden hatte, den er aber eben deshalb um so mehr liebte, und als Greis wie einst im Kindesalter. Jetzt, da sich zeigte, welche Talente in ihm geschlummert hatten, die nun überraschend hervortraten, fing sein Vater an, sich die Beschäftigung mit ihm angelegen seyn zu lassen, und der Knabe machte zunächst im Zeichnen und in der Musik bedeutende Fortschritte, während er zugleich unvermerkt zu einem seltenen Sprachschatze kam, was nachmals auf die Art, wie er das Studium der Sprachen betrieb, von nicht geringem Einfluß war.

Sein Vater sprach mit gleicher Geläufigkeit das Teutsche, Holländische, Englische, Französische, Italienische, und verstand auch das Schwedische. An Gelegenheit dies zu beweisen, fehlte es in seinem Hause, wenigstens in Beziehung auf das Französische und Englische,

nicht; denn die Leute vom Hofe schämten sich damals des Teutschen; englisch zu reden gab es aber seit der Vermählung des Erbprinzen mit einer englischen Prinzessin und bei dem Besuch vieler junger Engländer, die auf dem Karolinum studirten, vielfache Veranlassung. Dem Knaben kamen dabei diese Sprachen ins Ohr; und da sein Vater sprechend ihn bald in der einen, bald in der andern übte, so wurden sie ihm frühzeitig geläufig, ehe er noch beide zu lesen verstand. Sein Vater, welcher die Violine spielte, sang wol auch, wenn die Kinder um ihn versammelt waren, ein französisches, englisches oder italienisches Liedchen dazu, und diese hatten sich ihm so tief eingeprägt, wie das Lied vom armen Grafen Heinrich, welches von der Mutter zu hören die Kinder nicht müde werden konnten. Noch in den letzten Tagen seines Lebens waren sie ihm, wie überhaupt das Glück seiner Kindheit, eine freundlich rührende Erinnerung.

Allerdings war ihm auch eine sehr glückliche Kindheit und Jugend zu Theil geworden, da er einem häuslichen Kreise angehörte, in welchem die Liebe alles verband, so verschieden auch Meinungen, Neigungen und selbst die Religion der einzelnen Glieder desselben waren. Lafontaine's Vater war reformirter Religion, ja selbst Aeltester der reformirten Gemeine, die Mutter Lutheranerin; der Vater aber, weit entfernt, dem Glauben seiner Gattin je zu nahe zu treten, hatte sogar nichts da-

gegen, daß seine Kinder sich zu der Kirche der Mutter bekannten.

Lafontaine's Vater war ein heiterer, lebensfroher Mann, und liebte es, Heiterkeit um sich zu sehen und zu verbreiten. Fremder Schmerz wurde ihm leicht zu eignem, und jeder Noth, die er sah, wußte er nicht schnell genug abzuhelfen, unbekümmert darum, ob nicht vielleicht für ihn selbst bald eine Verlegenheit daraus folgen könnte. Um sich dagegen zu sichern, hatte er nun zwar die kluge Vorsicht gebraucht, seiner Frau die Kasse anzuvertrauen, so daß sein eigner Kassenbestand oft sehr gering, bisweilen ganz erschöpft war. Sah er nun aber unter solchen Umständen Noth, so half seine Vorsicht doch nicht aus, und er griff zu den seltsamsten Mitteln, um der Noth abzuhelfen. Einst kam ein Hartbedrängter, der um so viel bat, daß er an diesem Tage den Hunger seiner Kinder beschwichtigen könne. Vergebens durchsucht Lafontaine alle seine Taschen; sie sind leer, und zum Unglück ist seine Frau nicht zu Hause. Mit leeren Händen den Mann, der selbst verhungert aussah, gehen zu lassen, ist ihm aber unmöglich. Ueberall sieht er sich um; da sieht er einen silbernen Löffel, und im Nu hat er diesen dem Armen in die Hand gedrückt. Ueber seiner Arbeit vergaß er den Löffel, der aber bald eine Untersuchung von Seiten der Frau veranlaßte. Er, der erst nur von Unordnung hört, bleibt dabei unbesorgt, bis das

Wort Löffel ihn erinnert, daß die ganze Untersuchung sich eigentlich auf ihn richten müsse. „Ach, sagt er, liebe Frau, den Löffel suchst du? Darüber sey ganz ruhig, den habe ich aufgehoben, recht gut, recht sicher." Erst als er den verschenkten durch einen neuen ersetzt hatte, erfuhr die Frau das Schicksal von jenem. „Aber, lieber Lafontaine, —" — „Aber, liebe Frau, sollt' ich denn mit einem silbernen Löffel essen, wenn jene hungerten?" — Die trefliche Frau war hiedurch beruhigt, was sie nicht so schnell bei einem andern Vorfall wurde. Eines Tags nämlich ging Lafontaine's Vater spaziren, und es begegnete ihm ein Greis, dessen bloßer Anblick ihn so bewegte, daß er demselben unaufgefodert eine Gabe reichte. „Ach, Herr, — sagte der Alte, — wenn ich um eine große Wohlthat bitten dürfte —" — „Und die wäre?" — „Ein Hemd." Dabei zeigte er seine Brust; ein Anblick, der Erbarmen einflößte. Lafontaine blickt um sich. „Komm, Alter, folge mir!" So geht er rasch auf ein Gebüsch los, und als der Alte ihn eingeholt hat, reicht er ihm ein Hemd hin. Er hatte das seinige ausgezogen, sich zugeknöpft, daß man nichts bemerkte, und verfolgte nun seinen Weg. Nach seiner Rückkehr tritt ihm gleich an der Thür die Hausfrau entgegen mit den geflügelten Worten: „Ach, lieber Lafontaine, dreimal haben die Prinzessinnen schon geschickt; du sollst im Augenblick nach Hofe kommen; man hat schon lange mit

Ungeduld dich erwartet. Gleich, gleich sollst du kommen, so wie du bist." — „Nun denn, so will ich auch gleich sehen, was es so eilig gibt." — Wie gern ihn nun auch die Frau erst hofmäßig kostumirt hätte; so unterließ sie es doch diesmal, da so große Eile geboten war, und der Mann ging, so wie er vom Spazirgange gekommen war, nach Hofe, wo man eben auch auf sein Kostum wenig Acht hatte. Es galt eine Redoute, und Lafontaine sollte den Prinzessinnen ihre Metamorphose in griechische Göttinnen bewirken helfen. Alle Materialien zum Zeichnen liegen schon bereit, dem Hofmaler wird keine Frist gegeben, er muß sich niedersetzen und jeder ihr Kostume zeichnen. Eine ist immer ungeduldiger als die andre, zu sehen, welch ein Kostume sie erhalten wird, und so ist er bald von einem dichten Kreis umschlossen, in welchem ihm ziemlich heiß wird. Sein Bemühen, die Hitze zu mildern, macht, daß die Prinzessinnen auf einmal alle zurücktreten, woraus er gar kein Arges hat, bis die Lebhafteste von ihnen ausruft: „Lafontaine hat kein Hemd an!" und das in demselben Augenblick ausruft, in welchem die Herzogin in das Zimmer tritt. Der bedenkliche Blick, den diese auf den Hofmaler wirft, bringt diesem jetzt erst seine Begebenheit wieder ins Gedächtniß; er entschuldigt seine entdeckte Blöße mit der ihm gebotenen Eile, und erzählt, wie er um sein Hemd gekommen. Die Herzogin lächelt, bei den Prinzessinnen ist augen=

blicklich das alte Vertrauen wieder hergestellt, sie umringen ihn wie zuvor, und haben ihre Freude und ihren Scherz mit dem hemdenlosen Hofmaler. So geht denn hier alles ganz gut ab; desto schlimmer aber ging es zu Hause, als er seinen wunderlichen Vorfall lachend erzählte. Der armen Frau, die einen unermeßlichen Respekt vor allem hatte, was zum Hofe gehörte, und die es nie hatte begreifen können, wie ihr Mann selbst den Herzog in seinem gewöhnlichen Hauskleide empfangen konnte, ungeachtet der Herzog ohne vorhergegangene Anmeldung kam und ihr Mann eben von der Staffelei aufstand, war dieser Vorfall nichts weniger als lächerlich; sie fühlte sich im höchsten Grade unglücklich darüber, und es half dem Manne wenig, daß er sich auf die Auferstehung berief, wobei es wol noch weit wunderlichere Auftritte geben würde. Erst nach einigen Tagen wurde sie beruhigt, als von der Herzogin ein Packet ankam, bei dessen Eröfnung sie zu ihrem großen Erstaunen ein Dutzend der kostbarsten Oberhemden fand. Diese gaben ihr endlich die Ueberzeugung, daß der Hof diesen Vorfall doch aus einem andern Gesichtspunkt müsse angesehn haben; und die Schönheit der Hemden verwandelte vollends ihren bisherigen Verdruß in eine geheime Freude. Der Wäsche, sagte Lafontaine, können Weiber nicht widerstehen.

Lafontaine's Vater war schottischer Maurer. Der Frau schmeichelte es allerdings, daß dies dem Ansehn

ihres Mannes in der Gesellschaft einiges Gewicht mehr beilegte, — wie denn die Frauen gar oft eifersüchtiger auf die Ehre ihrer Männer sind, als diese selbst; — allein bisweilen hätte sie doch gern etwas von jenem Ansehn vermißt, wenn es zu viele Opfer kostete, die ihr als Hausfrau nicht so ganz gleichgiltig seyn konnten, zumal da eine Erwerbsquelle ihres Mannes, die mit seiner Maurerei zusammenhing, ihr, je länger, desto verdächtiger geworden war. Die damalige Freimaurerei war nichts weniger als frei von der Sucht nach geheimen Künsten, und unter diesen behauptete aus sehr begreiflichen Gründen die Goldmacherkunst nicht die letzte Stelle. Von dieser Sucht war auch Lafontaine's Vater, der früher viel reicher gewesen war, als jetzt, nicht frei, und betrieb diese Kunst in Gemeinschaft mit einem schwedischen Edelmann, der ihn zugleich in Swedenborgs Schriften einweihte. So gern sich die Frau den Swedenborg gefallen ließ, um dessen Geheimnisse sie sich übrigens, als strenge Lutheranerin, wenig bekümmerte, so unangenehm waren ihr die kostspieligen Versuche Gold zu erhalten, von welchem niemals etwas zum Vorschein kam. Sie merkte es wol, daß alle Versuche nur ihres Mannes Beutel leerten, und so war ihr der Besuch des Schweden der einzige, der ihr einen Unwillen erregte, den sie nicht ganz unterdrücken konnte. Kaum aber hatte der Mann diesen bemerkt, als er die Besuche des Schweden nicht mehr an=

nahm, nun aber diesen besuchte, wahrscheinlich zu noch größerem Nachtheil für seine Kasse. Hatte nun aber doch die Frau keinen Verdruß, und er behielt die Hofnung, durch endlich gewonnenes Gold sie wieder zu versöhnen.

So waren beide Eheleute in vielem sehr verschieden, aber gerade diese Verschiedenheit beförderte ihre Zufriedenheit und ihr Glück, weil sie aus Liebe zu einander eine billige Ausgleichung gegen einander statt finden ließen, und vernünftig genug waren, eine Uebereinkunft über das Allgemeine des Hausstandes zu treffen, welcher sich bei der Regirung der umsichtigen, haushälterischen, bei einem höchst ansehnlichen körperlichen Umfange doch sehr rührigen, selbst thätigen und zu Thätigkeit treibenden, stets rasch entschlossenen, stattlichen Frau sehr wohl befand. In Dingen, wobei das Herz berührt war, waren sie ohne Verabredung stets einig. Eines Abends kam die Nachricht an, daß eine verwittwete Verwandte gestorben war. Neun Kinder Lafontaine's hörten die Nachricht still an; alles schwieg; Henriette, am tiefsten sinnend, hub endlich seufzend an: ach, was wird nun aus ihrer Tochter! — „Eure Schwester", sagte der Vater, „ich hole sie." — „Und — so fügte die Mutter hinzu — daß ihr sie ja recht, recht lieb habt, denn sie ist eine Waise; und ich muß sie so lieb haben, wie eine Mutter."

Wie es nun in diesem Hause um die Erziehung der Kinder stehen mochte, ließe sich hieraus wol abnehmen; der Sohn indeß hat uns in einer seiner pädagogischen Schilderungen die genaueste Schilderung der Erziehungsmethode in seinem elterlichen Hause geliefert, und es wäre Unrecht, diese hier nicht anzuführen. Da heißt es: „Der Vater hatte in seinen beiden Welten, der poetischen und der großen, viel zu viel gelebt, als daß er die Erziehung seines Sohnes als ein besonderes Departement seines Lebens hätte ansehen können. Er machte also weder große noch kleine Anstalten dazu, las weder den Emil, noch Plutarchs Abhandlung über die Kinderzucht, noch die vielen tausend scharfsinnigen Untersuchungen der Neuern über diesen Gegenstand, noch hätte er ein Turnbuch gelesen, hätte er jetzt gelebt. Er hielt, ohne daran zu denken warum, das Leben für den Erzieher des Lebens, im Grunde also den Kleinen für seinen eignen Hofmeister, und wie er gehen lernte, lernte der Kleine lesen und schreiben, und sein erstes Paradigma, was aber doch der Vater als eine Epoche in seinem Leben mit einem kleinen Feste feierte. Die Mutter theilte das Leben in andre Epochen. Sie feierte das Fest seiner ersten Beinkleider, und so weiter, und beider Eltern Methoden vertrugen sich freundlich neben einander. Auf Odysseus Irrfahrten gab die Mutter die Prinzessin Schneeweiß in den Bergen mit ihren sieben Zwergen; und las er dem Vater ein Ka-

pitel aus dem Nepos vor, so foderte seine Mutter ein Kapitel aus der Genealogie in der Bibel, und schenkte ihm keine Sylbe der schweren Namen. Sang der Vater ihm, den erhabenen Ernst auf dem Gesicht: In diesen heilgen Hallen *), so sang die Mutter ihm ein Volkslied vom armen vergifteten Henricus vor, und bei dem ersten Ton ihrer weichen Stimme schwamm des Kindes Auge schon in Thränen, bis seine Thränen der Mutter Thränen lockten." **)

In dem Kreise seiner Familie lernte der Knabe, was er als Mann so oft lehrte, wie das häusliche Leben des Menschen alle Tugenden entwickle, die man bewundert: die Hingebung, die Aufopferung, die Liebe, die felsenfeste Treue, das reinste Vertrauen; wie alle Tugenden in dem Familienleben, als in ihrem natürlichen Boden, wie lauter Freuden blüheten, und fast alle Verbrechen außer dem Hause geboren würden. Das Haus seiner Eltern war das leuchtende Beispiel dieser Tugenden und dieses Glücks. Unvergeßlich waren unserm Lafontaine die mancherlei kleinen Aufopferungen, welche seine Schwester Henriette öfters für ihn zu machen Gelegenheit

*) Ist hier eingeschoben statt eines altenglischen Liedes, welches sich anfing: the Pipers and the Drummers, nach welchem Lafontaine noch in seinem letzten Lebensjahre suchte.

**) Die beiden Freunde Th. 1. S. 13.

fand. Der fröhliche, wilde und bisweilen unbesonnene Knabe beging manches, was ihm eine Züchtigung würde zugezogen haben, wenn die Schwester nicht die wohlverdiente besondre Neigung ihres Vaters für sie zu seinem Vortheil benutzt hätte. Sollte nun etwas nicht der Mutter zu Ohren kommen, die ohne lange Untersuchung den Prozeß sogleich zu beendigen pflegte; so wendete sich Henriette an den Vater, der, wie die Kinder bald bemerkt hatten, über unbesonnene Streiche der Kinder mildere Grundsätze hatte. August war einst in große Angst gerathen, weil er seinen Appetit zu dem gar zu lockenden Kuchen des benachbarten Bäckers Unverzagt nicht hatte widerstehen können und für einige Groschen auf Kredit verzehrt hatte. Die Reue kam bald nach, denn er fand kein Mittel, die Schuld, die ihm ganz ungeheuer dünkte, zu tilgen, und Schwester Henriette, der er seine Noth geklagt hatte, war so geldarm, als er selbst. Betrübt stand sie neben dem Vater an der Staffelei, wo sich immer am besten mit ihm sprechen ließ. „Was fehlt denn dir, Henriette?" fragt er endlich. „Ach, lieber Vater, August —" — „Haha, konnt' ich's doch denken. Nun, was gibt's denn wieder mit August?" „Ach, er hat so große, große Angst, um etlicher Groschen willen. Gieb mir doch Geld." Der Vater fragt, wozu, und erfährt nun die Noth. „Da kann ich Augusten nicht helfen; er mag alles zusammen sparen, bis

er bezahlen kann." Keine weitere Bitte hilft. Nach einer Stunde gibt der Vater Henrietten Geld, um etwas für ihn einzukaufen; sie bringt Geld wieder, der Vater schiebt es ihr zurück und sagt: dies ist dein! Voller Freude eilt diese zu August; die Schuld wird sogleich getilgt, und der kleine Sünder kommt mit einer väterlichen Lektion davon. Ein andres Mal hatte sie eine Fürbitte für ihn einzulegen, weil er das Unglück gehabt hatte, einen Tisch mit Porzellantassen umzuwerfen. Dieser Fall war bedenklicher, weil er sich der Gerichtsbarkeit der Mutter auf keine Weise entziehen ließ. Henriette bat aber so dringend, daß der Vater sagte: Ich will erst sehen. Bei der Besichtigung des Schadens kam nun aber die Mutter hinzu. Der Vater, um den drohenden Sturm zu beschwören, trat ihr sogleich lächelnd entgegen mit den Worten: „Da habe ich ein kleines Unglück gehabt, liebe Frau, aber ich muß sagen, daß es mir recht lieb ist, denn ich brauchte Porzellan zu meinen Farben, und das habe ich nun. So ist kein Unglück so schlimm, das nicht zu etwas gut wäre." Wie verdrüßlich nun die gute Frau auch seyn mochte, so blieb ihr doch nichts übrig als gute Miene zu bösem Spiele, und sie erfuhr den wahren Hergang der Sache erst, als der Verlust bereits verschmerzt war. So war Henriette stets der Schutzengel des Bruders, der sie dafür mit der ganzen Innigkeit seines Herzens liebte.

Eigentliche Erziehungsgrundsätze gab es im Lafontaine'schen Hause nicht; das Beispiel that das Beste. Der Vater schien sich allerdings zu Rousseau hinzuneigen, würde aber unüberwindlichen Widerstand gefunden haben, wenn es ihm hätte einfallen können, das Rousseausche Kostum für seine Knaben einzuführen, wie es nachmals Mode wurde, um die Kinder dem Naturmenschen mehr anzunähern. In diesem Punkte wäre die Mutter um keinen Preis zu bewegen gewesen, nur um ein Haar breit von der hofmäßigen Observanz abzuweichen. Ihr August mußte sich daher, wie lästig es ihm auch war, als zwölfjähriger Knabe zu einem wohl ausgesteiften Kleide und einer Perücke mit großem Haarbeutel bequemen; der Anstand durfte nicht verletzt werden. August achtete auf seinen und allen Staat sehr wenig, und nur ein einziges Mal hatte ihn ein Neid über ein Prachtstück angewandelt, das er an einem andern sah. Bei einem Besuche Friedrichs des Großen in Braunschweig war nämlich auch Karl August von Weimar zugegen, damals ebenfalls noch ein Knabe, und August wurde von seinem Vater nach Salzdahlen mitgenommen, um beide zu sehen. Wie viel Ehrfurcht und Bewunderung man ihm aber auch vor dem großen Könige eingeflößt hatte, und wie vieles sonst noch vereinigt war, was ein Knabe wol anstaunen konnte, so schwand doch alles Große und Herrliche vor seinen Augen, als der junge

Prinz erschien, denn bei diesem entdeckte er sogleich die ungarischen gelben Stiefelchen — mit rothen Absätzen. Diese besonders zogen ihn so sehr an, daß er nur sie sah; sie erregten seine Sehnsucht und seinen Neid, vielleicht den einzigen, den er während seines ganzen Lebens empfunden hat.

Am glücklichsten fühlte er sich sonst, wenn er, befreit von allem lästigen Staate, in einem entlegenen Theile des Hauses, wohin nicht leicht eins von den Eltern kam, unter seinen Geschwistern und den Nachbarskindern sich ganz seiner Natur überlassen konnte. Da ging es oft wild genug her, außer wenn die Schwestern mit zugegen waren. Dann kamen entweder feinere Spiele oder Erzählungen an die Reihe; August aber war allezeit der Erzähler. Seinen Stoff entnahm er aus Ovids Metamorphosen, von denen sein Vater eine französische Uebersetzung mit Kupferstichen besaß, deren Betrachtung ihn gereizt hatte, sich mit dem Texte bekannt zu machen; aus Robinson Crusoe, und einer in Braunschweig damals, vermuthlich aus Patriotismus, noch sehr gangbaren Lektüre, den Romanen des Herzogs Anton Ulrich: die durchlauchtige Syrerin Aramena und die Oktavia; aus den Romanen des Braunschweigischen Superintendenten Buchholz: des Christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der Böhmischen Königl. Fräulein Valiska Wundergeschichte, und die Wunderge-

schichte des christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisla: alle diese, vereint mit den Helden des Nepos und den Heldinnen aus den Märchen seiner Mutter, hatten seiner Phantasie den ersten romantischen Schwung gegeben. Das Gelesene blos nachzuerzählen wäre ihm nicht möglich gewesen, seine Phantasie bildete an dem Gelesenen fort, und knüpfte immer neue Abenteuer an die alten; und da er sie mit großer Lebendigkeit und der regsten Theilnahme vortrug, so fehlte es ihm nie an willigen Zuhörern, die sich oft von einem wilden Spiele losrissen, und sich im Kreise um ihn versammelten. Abenteuerlich genug waren seine Erzählungen, bis einige Jahre später Sophiens Reisen und Fanny Wilkes von Hermes und Yoriks Reisen von Sterne seiner Phantasie eine andere Richtung gaben, und nun Erzählungen folgten, an denen sein Herz Theil nahm, und mit denen er auch den Beifall seiner Schwester Henriette einärntete.

Geregelt war in seinem Kopfe eben noch nichts; es sah ganz darin aus wie er in seiner Schilderung des kleinen Wilm, die nicht ohne Rückblick auf ihn selbst entworfen ist, sagt. „Es ist nicht zu leugnen, daß er die verwünschte Prinzessin in den Bergen mit ihren Zwergen für eben so wahr hielt als den Polyphem mit seinem Einen Auge in seinen Felsen, daß er den Sultan aus Tausend und einer Nacht kühn für einen Urenkel des Cyrus

in gerader Linie ausgab. Man mag das leicht tadeln; auch kam es dem Vater zuweilen wol ein wenig seltsam vor; der Mutter nie. Indeß war das warme Leben, womit er die Helden der Geschichte und die edlen Thaten der Vorwelt, die in der Zauberglorie vergangener Jahrtausende leuchten, umfaßte, auch etwas werth. Er wußte nichts gründlich; aber menschlich. Er fing an die Bücher zu lieben, die sein Vergnügen und nicht seine Langeweile enthielten. Der Vater ließ es geschehen; die Mutter meinte, es müßte so seyn."

Der Vater fand es aber nun an der Zeit, daß in das Ungeregelte Regel komme, und brachte ihn in eine öffentliche Schule. Er wählte dazu das Martineum, welchem damals Blanke als Rektor vorstand, bei welchem er durch seine, aus den Metamorphosen geschöpfte, umfassende Kenntniß der griechischen Mythologie, so wie durch sein offenes, freies, natürlich anständiges Betragen, sogleich eine gute Meinung für sich erregte. Der alte Blanke war ein Biedermann von echtteutschem Schrot und Korn, also ein wenig derb, aber voll Eifer für seine Schule und voll Liebe für seine Schüler. Von allem diesem gab er einst einen starken Beweis in einem Verweise, den er seinen Primanern geben mußte, als es zwischen diesen und den Zöglingen des Karolinums, deren Hoffarth jene nicht mehr ertragen mochten, zu einer Schlägerei gekommen war. In dieser hatten die

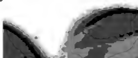
Karoliner den Kürzeren gezogen, und deshalb höheren Schutz gesucht, an welchem sie nicht zweifeln durften. Ein schweres Gericht sollte über die Sieger ergehen; der Rektor wußte es jedoch zu vermitteln, daß die Strafe in scharfen Verweis und Verbot verwandelt wurde, bei welchem aber eine Deputazion vom Karolinum zugegen seyn sollte. Die Rektoren der damaligen beiden Gymnasien waren ohnehin nicht ohne Eifersucht auf das Karolinum, und der jetzige Befehl schärfte sie bei dem alten Blanke. Er trat daher, als die Deputazion erschienen war, auf, und verwies erst mit großem, strengen Ernste die Unziemlichkeit einer solchen Schlägerei, fügte aber am Ende hinzu: „Diesmal habe ich noch bei Sr. Durchlaucht um Erlaß der Strafe für euch gebeten; verlaßt euch aber darauf, daß es nie wieder geschieht, auch nicht, wenn die härteste Strafe über euch verhängt würde, ja wenn ihr mit dem Karolinum bestraft werden solltet." Alles war todtenstill, die Deputazion zog schweigend ab, und nun erfolgte erst sein strenges Verbot, welchem man sich, nach einer solchen Genugthuung, freudig fügte. Der Herzog meinte, als er es erfuhr, dem Rektor müsse ja der Teufel im Leibe sitzen, hörte aber von seiner Umgebung, anzufangen sey nichts mit ihm. Der Herzog erfuhr dies auch selbst, als Blanke emeritirt werden sollte. Um seiner Verdienste willen war beschlossen, ihm seinen ganzen Gehalt zu lassen. Der Form gemäß stand in

dem Schreiben, er solle seinen bisherigen Gehalt als „Gnadengehalt" fortbeziehen. Da erklärte der alte Mann, dem dieser misverstandene Ausdruck im höchsten Grade anstößig war: lieber wolle er unterm Schloßthore verhungern, als auf so schimpfliche Weise seinen Gehalt beziehen. Der Herzog verwunderte sich, wurde bedeutet, lächelte, und sagte: Nun, so setzt für den ehrlichen Mann ein andres Wort hin. Dies geschah, zu Beider Ehre.

Lafontaine sprach stets mit Liebe und Achtung von diesem Manne, neben welchem er noch, als um ihn sehr verdient, den Konrektor Bosse nannte, der die Liebe zu den alten Klassikern, in denen er lebte und webte, seinen Schülern mitzutheilen wußte, und auch ihm mittheilte. Bald gewann er die Schule sehr lieb, worin er in Kurzem durch sein gutmüthiges, fröhliches Wesen und oft hervorbrechende joviale Laune die Herzen aller seiner Mitschüler gewonnen und bei den Lehrern durch sein schnelles Fassungsvermögen, seine Leichtigkeit im Arbeiten und glückliche Darstellungsgabe schöne Hofnungen erregt hatte. Den eigentlichen Grund in den alten Sprachen legte er bei Bosse. Wiewohl er aber hierin nichts verabsäumte, so blieb ihm die Sprache doch immer nur Mittel, und was er las, las er um der Sachen willen. Wo diese kein Interesse für ihn hatten, oder bei einer allzu statarischen Lektüre, wie sie sonst noch viel

gewöhnlicher war, ging ihm wol die Aufmerksamkeit öfter aus; dafür aber war er mit ganzer Sele bei allem, was die Verhältnisse des menschlichen Lebens berührt; die Stunden, in denen Geschichte und griechische und römische Alterthümer vorgetragen wurden, waren ihm die liebsten. Seine Geographie schloß sich eigentlich an Robinson Crusoe an, denn dieser hatte ihn zur Lektüre der von Prévost d'Exiles begonnenen Histoire générale des voyages gereizt, die ihm eine zwar nicht methodische, aber ziemlich ausgebreitete Weltkentniß verschaffte. Die meiste Noth machte ihm die Mathematik, besonders weil der Lehrer derselben ein mathematisches Genie in ihm vermuthet hatte, dessen Ausbildung er sich wollte angelegen seyn lassen. Lafontaine hatte sich nämlich eine ziemliche Geschicklichkeit in Verfertigung kleiner mechanischer Arbeiten erworben, und weil ihm nun ein nach einer Beschreibung verfertigtes Modell recht wohl gelungen war, so hatte der Mathematikus auf vorzügliche Anlagen zur Mathematik geschlossen, mußte aber seine Erwartung bald herabstimmen. Nür in der Geometrie machte er einige Fortschritte, weil er dabei nebenher die Freude hatte, die geometrischen Figuren recht sauber aus Pappe sich zu verfertigen. Er wollte alles so anschaulich als möglich.

Es nahte die Zeit seiner Konfirmazion, dieser wichtige Abschnitt im Jugendleben, an welchem ganz vor-



züglich seine Großmutter von mütterlicher Seite den innigsten Antheil nahm. Diese fromme, stille, zarte, — wie Lafontaine sagte, engelgleiche — Frau hatte über ihren Enkel eine unbegrenzte Gewalt; er wäre nicht im Stande gewesen einer ihrer liebevollen Ermahnungen, geschweige einer Bitte von ihr zu widerstehen. Da diese nun ihn jetzt bat, ja die Bibel recht fleißig zu lesen; so ließ er sich dieses auch höchst angelegen seyn. Er las sie mit sehr großem Interesse, nur nicht ganz mit der großmütterlichen Andacht, die keinen Zweifel an irgend etwas darin aufkommen ließ; dem Enkel stießen zunächst historische Zweifel auf, die er jedoch nicht laut werden ließ; gegen die Großmutter nicht, weil er diese zu betrüben fürchtete; gegen die Mutter nicht, weil er deren Bekehrungsversuche scheute. Als aber eines Abends sein Vater mit Herrn Mackelbey, dem aus England mit herübergekommenen Kaplan der Erbprinzessin, in einem Gespräch begriffen war, welches mit seinen geheimen Bedenklichkeiten in Verbindung zu stehen schien, trat er hinzu und fing an zu fragen und sich Auskunft zu erbitten. „Höre, August, fragte Mackelbey, wer hat Dir denn das gesagt?" — Niemand. — „Niemand? Hm! Nun so will ich Dir eine Aufgabe stellen. Lies den Daniel, und ich will sehen, ob Du mir sagen kannst, wie da Nebukadnezar, Darius und Alexander der Große mit seinen Nachfolgern zusammen kommen." Eifrig wurde

nun der Daniel gelesen, und als bei dem nächsten Besuche Mackeldey nach dem Ergebniß fragte, antwortete Lafontaine: „Der Daniel kann erst nach der Zeit von Alexanders Nachfolgern geschrieben seyn." Mackeldey legte die Hand auf des Knaben Kopf, und sagte: „Dir löse ich Deine Zweifel nicht; lies nur alles mit derselben Aufmerksamkeit." Dieser Augenblick war für Lafontaine in vieler Beziehung wichtig. Noch war man nicht über die Bestimmung seiner Zukunft entschieden; jetzt erklärte Mackeldey: laßt ihn studiren! Als nachher die Mutter den Beschluß hörte, fügte sie sogleich hinzu: Theologie! Sie fragte den Sohn, der unbedenklich Ja sagte, während sein Geist mit dem erhaltenen Orakelspruche beschäftigt war, als ob er eine dunkle Ahnung davon hätte, daß derselbe von Einfluß auf sein ganzes Leben seyn werde.

Ein anderes ist wenigstens nicht ohne Einfluß auf den künftigen Schriftsteller geblieben. In den Vorbereitungsstunden zur Konfirmazion bei dem Prediger lernte Lafontaine ein Fräulein v. Hill kennen, konnte sich an dem Anblick derselben nicht oft genug erfreuen, und gerieth doch jedesmal in Verwirrung, so oft ihr Auge dem seinigen begegnete. Wiewohl ihm dies jedesmal eine Schaamröthe in die Wangen jagte; so unterließen die Augen doch nicht, sie wieder zu suchen, und sie wurden dabei allmählig noch eins so freundlich. Kaum aber

wären die Stunden beendigt; so fühlte er sich beklommen, und konnte nur mit niedergeschlagenen Augen grüßen. Er blieb stehen und sah dem Mädchen nach, bis es um die Ecke bog; nach längerer Zeit erst faßte er Muth, und begleitete sie, sich schüchtern umsehend, ob ihn wol jemand belauscht habe. Keins von beiden hat je auf diesem Wege nur eine Silbe gesprochen; Lafontaine aber war voller Zärtlichkeit. Als endlich die Zeit gekommen war, wo sie einander nicht mehr sehen konnten, machte er seiner Schwester eine so begeisterte Schilderung von der Liebenswürdigkeit der Fräulein Hill, daß jene begierig wurde deren Bekanntschaft zu machen. Der Schelm erreichte glücklich seinen Zweck, es gab Besuch und — Gegenbesuch. Es blieb indeß bei der stummen Liebe, wobei aber der funfzehnjährige Liebhaber sich unendlich glücklich fühlte.

Bald aber kam die Zeit, wo ihm dieses stille Glück und alle Freuden seiner Kindheit entschwinden sollten, die Zeit der Entfernung aus dem Vaterhause. Nachdem es entschieden war, daß er studiren würde, hatte sein Vater es für rathsam gehalten, den angehenden Jüngling auf eine auswärtige Lehranstalt zu verpflanzen.

2.

Zu Scheningen, einer kleinen aber merkwürdigen Stadt an der Magdeburgischen Grenze, zwischen Helmstedt und Halberstadt gelegen, hatte die Herzogin Anna Sophia, des Kurfürsten Johann Sigesmund von Brandenburg Tochter, als Wittwe des Herzogs Friedrich Ulrich, ihren Sitz gehabt, und war während der Jahre, welche sie hier verlebte (von 1630—1659), der gute Genius dieses Ortes gewesen, der ihr nicht nur öfters seine Rettung, sondern auch mehrere seiner wohlthätigsten Stiftungen verdankte, und unter diesen auch das nach ihr benannte Anna-Sophianeum, dessen Stiftung sie beschlossen haben soll, als einst das Abendgeläute der Glocken in diesem Städtchen sie von einer großen Angst befreit hatte. Von ihrem Gefolge getrennt, hatte sie sich in dem zwischen den Wolfenbüttler und Scheninger Bezirken sich hinziehenden bedeutenden Waldgebirge, der Elm genannt, verirrt, und erst einen Ausweg gefunden, als sie die Glocken von dem, am östlichen Ende des Elms gelegenen, Scheningen hörte. Ein Jahrhundert früher würde sie zum Dank für ihre Rettung ein Kloster gestiftet haben, jetzt beschloß sie die Stiftung einer Schule, die denn auch im Jahre 1638 eröfnet wurde; und deren Blüthe zu befördern ließen sich mehrere nachfolgende Herzöge angelegen seyn. Herzog

August sicherte deren Einkünfte; Herzog Anton Ulrich verwendete Einkünfte des Klosters St. Lorenz zu Stellen für Stipendiaten; und Herzog Karl hatte bei der Jubelfeier ihrer Stiftung die Gebäude neu errichten lassen, und ihr nachmals die Marienthalsche Klosterbibliothek zum Geschenke gemacht. Zur Unterstützung für minder Bemittelte hatte die großherzige Stifterin einen Freitisch angeordnet, den zwölf Stipendiaten genossen; das Klosterbeneficium für sechs Schüler hatte Anton Ulrich an die Bedingung des Horasingens geknüpft; diese sechs Schüler mußten täglich zwei horas canonicas dafür halten. Die Schule war so glücklich, mehrere ausgezeichnete Männer zu Rektoren zu erhalten, wie Mader und Cuno, war aber besonders, seit Molten, der Verfasser des Lexicon latinae linguae antibarbarum, ihr vorgestanden, in dem Rufe, tüchtige Gelehrte vorzubereiten. Auf ihr nun hatte Lafontaine's Vater durch die Gunst des Herzogs Karl eine Freistelle für seinen Sohn erhalten, und dieser ging in seinem sechszehnten Jahre dahin ab. Wie unerwünscht ihm dieses auch anfangs war, so angenehm wurde es ihm in der Folge.

Er mußte freilich vielem in seiner Vaterstadt Lebewohl sagen, was ihn sehr beglückt hatte, selbst abgesehen von allem Glück, welches das Vaterhaus allein gewähren kann. Braunschweig war damals beinahe das, als was

späterhin Weimar gerühmt wurde, wozu ebenfalls eine Tochter des Herzogs Karl den Grund gelegt hat. Mehrere der Männer, die als Mitarbeiter an den sogenannten Bremischen Beiträgen eine Reform unsrer Litteratur zu bewirken strebten, waren als Professoren an dem Kollegium Karolinum angestellt; Klopstock, mit ihnen befreundet, erschien von Zeit zu Zeit; Lessing war als Bibliothekar in Wolfenbüttel angestellt; man hatte ein gutes Theater, die Nicolinische Pantomime, ein treflich besetztes Konzert, und zugleich in Wolfenbüttel eine ausgezeichnete Bibliothek und in Salzdahlen eine schätzenswerthe Gemäldegalerie. Mehr oder weniger hatte dies alles zu Lafontaine's bisherigem Glücke beigetragen. Theater und Pantomime hatte er leidenschaftlich geliebt, das Konzert und die Gemäldegalerie mit großem Interesse besucht, Lessing oft, Gärtner, Ebert, Zachariä, u. A. zuweilen bei seinem Vater gesehen, stets ihren Gesprächen gelauscht, und Interesse an dem genommen, was diese interessirte, und dadurch manches in einem Lichte zu sehen gelernt, worin man es damals zu sehen noch nicht gewohnt war. Klopstock allein hatte er noch nicht gesehen, aber durch die Familie des Bäckers Unverzagt, in welcher man mit dem Messias, als dem schönsten Erbauungsbuche, sehr vertraut war, eine unbegrenzte Verehrung für denselben eingesogen. Mit den Lebensumständen aller dieser Männer

war er sehr genau bekannt, wußte manche sonst unbekannte interessante Anekdote von ihnen zu erzählen, und — vielleicht in Folge der gesehenen Pantomimen — auch Eigenheiten derselben mimisch darzustellen, wie er denn überhaupt für Mimik ein großes Talent besaß.

Aus einem so genußreichen Leben war die Aussicht auf die klösterliche Einsamkeit und das Einerlei eines Landstädtchens ihm allerdings nicht erfreulich; er fand indeß vieles besser, als er sich vorgestellt hatte, und mußte bald bemerken, daß vieles von dem, was er bisher absichtlich gelernt oder unabsichtlich aufgefaßt hatte, ihm ein Uebergewicht über die meisten seiner Mitschüler, ja in manchen Punkten selbst über seine Lehrer gab. Dieses aber erhöhte sein Vergnügen, weil er, weit entfernt von allem Ehrgeiz, anstatt durch sein Uebergewicht lästig zu werden, es nur zum Vergnügen Aller benutzte, von Allen geliebt wurde, und bald die Sele des Ganzen war, in welches er ein neues Leben brachte. Da die Freiheit der Schüler bei weitem nicht so beschränkt war, als er gefürchtet hatte, so wurde mancher lustige Schwank und auch wol muthwillige Streich ausgeführt, woran die Einwohner von Scheningen selbst ihre Freude hatten, weshalb es sehr selten einmal zu einer Klage kam. Lafontaine hatte sich gar bald in den Verdacht gebracht, der Anführer und Leiter aller lustigen Streiche gewesen zu seyn, und hatte diesen Verdacht selbst dadurch bestärkt,

daß er sich seiner Mitschüler, wenn einer durch eine Klage in Bedrängniß gerathen war, jedesmal treulich annahm und durch seine geistige Gewandtheit ihn meist aus der Verlegenheit riß. Zum Glück für ihn war der Rektor kein Griesgram, der sich darin gefällt, der Jugend ihre Freuden zu verbittern, und der sklavische Folgsamkeit für deren höchste Tugend hält.

Ballenstedt, der Vater des durch seine Schriften über die Urwelt bekannten Schriftstellers, stand damals dieser Schule als Rektor vor. Er war ein gelehrter, durch seine Forschungen in der vaterländischen Geschichte, wie seine Schriften darüber beweisen, ausgezeichneter, und auch mit der klassischen Litteratur der Alten vertrauter Mann, der, obschon weit mehr in der alten Welt lebend, als in der neuen, für diese doch keineswegs abgestorben war; vielmehr war er ihr freundlich zugewendet, faßte, was ihm vorkam, mit guter Laune auf, urtheilte mild, und nicht selten echt humoristisch. Geschmacksbildung war von ihm nicht zu erwarten, und was er dafür durch Vortrag einer Rhetorik thun wollte, die sich nicht über die Theorie von den Figuren und Tropen hinaus erstreckte, konnte dazu so wenig beitragen, als seine Manier die Alten zu übersetzen: beides gab vielmehr nur Veranlassung zu manchen komischen Auftritten, an denen es aber auch sonst nicht fehlte, weil der gute Alte das Komische selbst komisch auffaßte. Eine Ueber-

setzung wie die: mala ave ducis domum, durch: Großvater, du bringst Aepfel mit nach Hause, versetzte ihn in sehr lustige Laune. Er ahnete nicht, daß seine Art zu übersetzen öfters bei den Schülern auch diese Laune erregte. Lafontaine hatte die Lieblingswendungen, Ausdrücke und Bemerkungen des Rektors bald weg. Traf es sich nun ja einmal, daß bei diesem die gute Laune sich zu verlieren schien; so brachte Lafontaine beim Uebersetzen alle diese Lieblingssachen an, und des Rektors umwölkte Stirn erheiterte sich zusehends. Kam gar eine Figur vor, so ging alles noch schneller; denn da Lafontaine zwar wol merkte, daß eine Figur da sey, selten aber wußte, welche es war, so nannte er gleich ein halbes Dutzend her, und das führte sicher zu einer gedeihlichen Ergießung. Wie wenig nun aber ästhetische Bildung von dem wackern Rektor zu erwarten war, so viel mehr leistete er durch seinen klaren, gesunden Verstand für Aufhellung der Köpfe, die er nicht blos mit Gelehrsamkeit vollgepfropft wissen wollte, so viele er deren übrigens seinen Schülern auch beibrachte. Er sah es daher gern, wenn einer fragte, wo er etwas nicht verstanden hatte, ja er hörte mit Vergnügen Einwendungen an, die man ihm machte, und ging darauf ein, wodurch die Lehrstunden zuweilen zu Konversazionsstunden wurden, um vieles angenehmer ohne minder lehrreich zu seyn. Ueberhaupt war zwischen ihm und seinen Schülern ein Ton von Vertraulichkeit,

wie er nur zwischen einem gutmüthigen Vater und liebenden Kindern statt findet, die es wissen, daß der Vater sich auch wol auf einen Scherz versteht, und selbst einen kleinen Muthwillen ihnen nicht über Gebühr anrechnen wird. Die Rolle eines solchen Vaters hatte der gutmüthige Rektor, der die Milde seines Urtheils auch über seine Schüler erstreckte, freilich oft zu übernehmen, und keiner hat ihm vielleicht jemals mehr Veranlassung dazu gegeben, als Lafontaine. Ein Beispiel wird hinreichen, das Verhältniß, worin hier beide gegen einander standen, in sein volles Licht zu stellen.

Das Horasingen, wozu die Schüler, welche Stipendien genossen, verpflichtet waren, stand unter keiner besondern Aufsicht, und es konnte daher nicht fehlen, daß es unter muthwilligen jungen Leuten, denen das Singen, welchem niemand zuhörte, ohnehin nur ein Frohndienst schien, zu manchem Unfug Gelegenheit gab. Der Bürgermeister hatte darüber beim Rektor Beschwerde geführt, und dieser fand sich veranlaßt, selbst nachzusehen. Unvermuthet erscheint er in der Kapelle, sieht den einen Schüler gebunden, und hört, wie Lafontaine im Kreise der übrigen stehend dem Gebundenen eine Art von Leichenpredigt hält. Bei seinem Erscheinen fällt es den Schülern nicht etwa ein davonzulaufen; sie sehen den Rektor nur verwundert an, der auf sein Befragen, was man da treibe, erfährt, der Gebundene sey wegen drei=

maliger Deserzion zum Tode verurtheilt, und Lafontaine bereite ihn dazu vor. Das, was er gehört, hatte dem guten Alten gefallen, und der Zorn, zu welchem der Bürgermeister ihn gereizt hatte, war dadurch schon meist verflogen. Indeß gab es doch einen derben Verweis über die Unschicklichkeit ab, der sich aber unglücklicher Weise damit schloß, daß der Rektor den jungen Leuten anrieth, anstatt solche Possen zu treiben, doch lieber das schöne Kunstwerk des Altars zu betrachten. Dieses in der That betrachtenswerthe Werk der Holzschnitzkunst, eine Auferstehung darstellend, war namentlich von Lafontaine nicht unbeachtet geblieben, und in diesem Augenblicke, da ihn der Vorwitz plagte, erwiederte er: „o, das haben wir auch gethan! Da ist besonders die eine Figur —"; er zeigte darauf hin; es war die nackte Figur eines Mädchens. Der Rektor, hiebei halb verlegen, halb zornig, sagte nur: „Ei was, — marsch mit euch, — ich wollte sie hätte ein Hemde an." Die Schüler gingen, hatten nun aber nichts Eiligeres, als sogleich ein Hemdchen zu verfertigen und die Figur damit zu bekleiden. Zum Glück entdeckte der Küster dies sogleich am andern Morgen und entkleidete die Figur wieder, brachte aber dem Rektor das Hemdchen. Bei der Untersuchung, die er darüber vornehmen wollte, bekannten die Schüler ganz getrost sich für die Urheber, versicherten aber, daß es ja nur auf sein Geheiß geschehen sey. So wenig er nun die Schel-

merei hierin verkannte, so konnte er sich doch auch nicht ableugnen, daß seine eignen Worte sie veranlaßt hatten. Mancher Andre würde gerade deswegen um so heftiger geworden seyn und um so strenger gestraft haben, freilich weniger um zu bessern, als um sich selbst Genugthuung zu geben; er aber sagte blos, die Naseweise möchten künftig mehr auf den Sinn, als auf die Worte, achten, und führte ihnen dann ernstlich zu Gemüthe, wie sie gar nicht bedacht hätten, welche Störungen beim Gottesdienste sie hätten verursachen können. Sie gingen von ihm, überzeugt von dem Sträflichen ihres Leichtsinns, ohne weiter bestraft zu werden, und der gute Alte hielt dies so für besser.

Nicht so leicht würden sie bei dem Konrektor weggekommen seyn. Dieses war Schier, den Philologen durch seine Ausgaben der goldnen Sprüche des Pythagoras und der Idyllen von Bion und Moschus bekannt. An seiner großen Gelehrsamkeit, an der Schärfe seiner Kritik zweifelte keiner, ja er hatte sich dadurch Ansehn bei den Schülern verschafft, ohne daß er diesen mit seiner Gelehrsamkeit und Kritik sonderlichen Nutzen gebracht hätte. Er scheint zu jenen Philologen gehört zu haben, die um den Autor, sein Werk und seinen Geist wenig bekümmert in den Worten ihr Heil finden, weil jedes Wort und jede Phrase ihnen Gelegenheit gibt, ihre gramma-

tische, antiqvarische, geographische und historische Gelehrsamkeit in ganzer Breite auszukramen, wobei man denn des Guten so viel erhält, daß man am Ende nicht weiß, wovon eigentlich die Rede hätte seyn sollen. Daß bei Schier dies so ziemlich der Fall gewesen seyn müsse, wird man wenigstens nach folgender Anekdote von ihm zu muthmaßen versucht. Die Schüler hatten ein ganzes Jahr lang bei ihm den Terenz gelesen. Nun traf es sich, daß er, der nie anders als nach einer strengen Vorbereitung, welcher er sich stets mit der größten Gewissenhaftigkeit unterzog, auch nur einen kurzen Vortrag halten konnte, zu seiner Vorbereitung keine Zeit hatte gewinnen können. Die Lehrstunde diesmal nicht zu halten, gestattete ihm sein strenges Pflichtgefühl nicht. Da er sie nun aber doch nicht dazu benutzen konnte, wozu er eigentlich wollte; so erklärte er den Schülern, daß er heute einmal etwas aus der historia litteraria des Terentii traktiren werde. „Nun denn — fragte er — was hat der Terentius geschrieben?" Alles ist stumm. Einer nach dem andern wird gefragt; keiner weiß es. Der Konrektor erstaunt, daß kein einziger weiß, was Terenz, den er ein ganzes Jahr lang interpretirt hat, geschrieben. Unwillig ruft er: „Ei, so seht doch auf den Titel!" Schnell sind Aller Augen auf diesen gerichtet. War aber vorher der Konrektor erstaunt, so waren es die Schüler jetzt noch weit mehr, da sie sahen, was sich keiner hätte

träumen lassen, Terenz sollte **Komödien** geschrieben haben.

Bei dem Rektor würde sich ihr Erstaunen in ein allgemeines Gelächter aufgelöst haben, und er — wenn ihm so etwas hätte begegnen können — hätte vermuthlich zuerst gelacht; bei des Konrektors Katonischem Ernst hätte das keiner gewagt; in der ganzen Klasse sah man nichts als Schafsgesichter. Indeß hatte dieser Zufall sein Gutes; die Schüler hatten den Terenz nun um vieles lieber und suchten nun selbst die Komödien herauszufinden.

Man kann schon hieraus erkennen, daß der sonst achtungswerthe Mann nicht frei von Pedanterie gewesen seyn müsse. Dies bezeugte auch sein ganzes Aeußere und Benehmen; alles war an ihm und bei ihm ganz gemessen, und nie sah man ihn anders als ernst, mit äußerer Würde. Dies gab ihm einen Anschein von Kälte und Strenge, der, besonders im Kontrast gegen den Rektor, das Vertrauen gegen ihn zurückhielt; wozu der Umstand vielleicht nicht wenig beitrug, daß er, ein geborner Sachse, nur im sächsischen Dialekt zu den Schülern sprach, der Rektor aber in dem ihnen gewohnteren Plattteutsch, zumal bei seinen ironischen Bemerkungen, oder auch wenn er auf sie schalt. Das klang doch alles viel vertraulicher, und er ließ mit sich reden.

Bei allem dem entging der Konrektor doch nicht dem allgemeinen Schicksal aller Eltern und Lehrer; die jungen Leute fanden seine schwache Seite recht gut heraus; und besonders entging es dem Scharfblick Lafontaine's nicht, daß der Konrektor nicht unempfindlich für Ehrenbezeigungen war, und zu manchem sich bewegen ließ, wenn seinem Stolze geschmeichelt wurde. Bei einer Gelegenheit, wo man etwas ausführen wollte, von Seiten des Konrektors aber unüberwindliche Hindernisse fürchtete, wußte dies Lafontaine so treflich zu benutzen, daß der Konrektor zur Ausführung des Planes sogar die Hand bot.

Seitdem nämlich die Schüler die Entdeckung gemacht hatten, daß Terenz Komödien geschrieben habe, spukten die Komödien gar gewaltig in ihren Köpfen, und Lafontaine, bei dem die Liebe zum Schauspiel mächtig wieder erwacht war, erhitzte durch die begeisterte Mittheilung seiner Erinnerungen daran die Einbildungskraft Aller so sehr, daß gar bald der Wunsch, ein Schauspiel aufzuführen, zum Entschluß wurde. Aber der Konrektor, — was wird der dazu sagen! — Es ging nicht, wenn er nicht gewonnen wurde. Die Hofnung der Schüler ruhte ganz auf Lafontaine, und sie hatten auf ihn nicht vergebens gehofft. Er ging sehr planmäßig zu Werke. Zuerst wählte er einen Tag für das Schauspiel aus, der zu einer festlichen Auszeichnung vorzüglich ge-

eignet war, und gegen den sich wenigstens nichts einwenden ließ, den Geburtstag des Herzogs; und wie er nun erfahren hatte, daß man am Hofe eine besondere Feier dieses Tages in Scheningen gut aufnehmen würde, ging er zum Konrektor und trug ihm das Anliegen vor, jedoch mit der großen Bedenklichkeit, daß die Ausführung unmöglich seyn würde, wenn nicht er den allgemeinen Wunsch erfülle, das Ganze anzuordnen und zu leiten, da er der Einzige sey, der sich darauf verstehe. Als der Konrektor hierauf eine Beschreibung von der Einrichtung der Bühne bei den Griechen zu entwerfen anfing, hatte Lafontaine schon halb gesiegt; der Gedanke an des Herzogs Geburtstag, und daß der Hof diese Feier gern sehen, und daß seiner dabei gedacht werden würde, that das Uebrige. Die einzige Bedenklichkeit, wie es mit den Frauenzimmerrollen gehalten werden sollte, war bald gehoben; sie mußten, wie auf der griechischen Bühne, von männlichen Personen übernommen werden. Man eilte nun, alles zuzubereiten. Der Herr Direktor, der vielleicht nie ein Theater gesehen hatte, wurde über alles um Rath gefragt, während Lafontaine als Machinist, Theatermaler, Garderobier und Regisseur alles anordnete und zum Theil selbst ins Werk stellte. Schon die Vorbereitungen hatten großes Aufsehen erregt, und bei den Proben zeigte es sich, daß, um bei der Aufführung der erwählten Minna von Barnhelm, worin Lafontaine die Rolle der Franziska

hatte, den Andrang abzuwehren, eine Wache nöthig seyn würde. Die erbetene Militairwache wurde bewilligt, und brachte Lafontainen auf eine Idee, sich des Konrektors Genehmigung auch für künftige ähnliche Fälle zu sichern. Als der von allen ersehnte Tag endlich erschienen war, und auch aus der Umgegend viele Familien von Gutsbesitzern und Amtleuten zu dem Schauspiel in Scheningen sich eingefunden hatten, wurde vor des Konrektors Wohnung eine doppelte Wache gestellt, dem Konrektor eine Ordonnanz zugetheilt, und die Wache sowohl vor dem Hause als im Theatersaale durch freigebige Weinspenden leicht bewogen, dem Konrektor, so oft er sich blicken ließ, jedesmal die militairischen Honneurs zu machen. Klug berechnend ließen die jungen Schauspieler auch nach geendigtem Spiel allen Ruhm, den sie reichlich einärnteten, auf den Konrektor zurückstrahlen, indem sie öffentlich erklärten, daß sie, wenn sie Beifall verdient hätten, nur ihm den Dank dafür schuldig wären. So war am Ende der Konrektor an diesem Tage eben so glücklich, als seine Schüler, und alles endigte sich zu allgemeiner Zufriedenheit. Auch Lafontaine war sehr zufrieden, da man ihn für ein wirkliches Mädchen gehalten hatte, und der getäuschte Rektor nach der Vorstellung der Mamsell einige artige Komplimente sagte, die ihm im Geist der Rolle erwiedert wurden. Erst als die andern das Lachen nicht mehr verhalten konnten, sah der Rektor die Mamsell ge-

nauer an, und sagte: „Sehe mir einer den Spitzbuben! das ist ja der Fontaine." — „Der erst jetzt seinen Triumph feiert", erwiederte dieser mit einem tiefen Knix.

Um aber mit dem Leben und Treiben auf der Scheninger Schule bekannt zu machen, bedürfte es eigentlich nichts, als auf die Schule zu verweisen, auf welche Lafontaine seinen Sonderling gebracht hat. Wie er diesem manchen Zug von sich selbst geliehen, so sind auch manche der dort geschilderten, großentheils sehr komischen, Scenen nur Kopien von Scenen aus seinem Schulleben zu Scheningen, namentlich das drollige Peitschenkonzert und einige Auftritte mit dem Schulinspektor; der herrschende Geist und Ton aber ist ganz getreu geschildert. Man wird dadurch weder von der Unterrichtsmethode noch der Disciplin auf dieser Schule einen sonderlichen Begriff bekommen; indeß ging doch alles um vieles besser, als man nach dem ersten Anschein glauben sollte. Für das Nöthigste im Unterrichte war gesorgt, und es fehlte nicht an Anleitung, so daß jeder, dem es nur nicht an eigenem Triebe zu geistiger Ausbildung fehlte, sich selbst wol weiter helfen konnte; und was einem umfassenden Lehrplane mangelte, das ersetzte ein Wetteifer in dem Privatstudium, welches bei Lafontaine damals vorzüglich auf Plutarchs Lebensbeschreibungen gerichtet war, die ihm, bei einer schon ziemlich vertrauten Bekanntschaft mit dem

griechischen und römischen Alterthum, einen um so höhe-
ren Genuß gewährten, und nicht ohne bedeutende Wir-
kung auf seinen Charakter und seine Weltansicht blieben.
Er begeisterte sich dadurch für das Edle und Große und
erhielt einen reinen Gewinn von Menschenkenntniß; zu-
gleich setzte sich bei ihm, nicht ohne Erinnerung an seines
Aeltervaters Schicksal, der Grundsatz fest, der Mensch
müsse das Gute und Rechte thun, ohne das Urtheil einer
ewig schwankenden Menge zu achten, und ohne Lohn und
Dank zu erwarten. Wie man sich am besten sichere ge-
gen die Gewalt und die Capricen des Schicksals, dies
war ein Gedanke, der ihn schon damals oft angelegent-
lich beschäftigte, und der nicht wenig dazu beitrug, daß
von den neuesten Schriften des Auslands, deren Lektüre
er nicht verabsäumte, kaum eine andere so tiefen Eindruck
auf ihn machte, als der Englische Weltweise oder die Ge-
schichte des Herrn Cleveland, eines natürlichen Sohnes
von Cromwell. Solche Betrachtungen aber machten ihn
keineswegs grüblerisch oder gar melancholisch, sondern er-
höhten vielmehr seinen Muth zu handeln und selbst bei
drohender Gefahr nicht zu verzagen, wovon er noch in
seinem letzten Schuljahre einen nicht geringen Be-
weis gab.

Einer seiner Freunde, der zu seiner Schwester Hoch-
zeit eingeladen war, hatte ihn aufgefodert ihn zu beglei-
ten, und Lafontaine die Auffoderung angenommen. Die

Reise wurde zu Fuß gemacht, und ein tiefer Schnee, der gefallen war, hinderte die Wanderer, weiter als bis zu einem Dorf in der Umgegend von Halberstadt zu kommen. Zum Unglück traf es sich, daß gerade in derselben Nacht eine Visitazion von dem Militair gehalten wurde. Unsre Fußgänger hatten keine Pässe, und geriethen deshalb in die Verlegenheit, als Vagabunden aufgegriffen zu werden, und aller ihrer Vorstellungen ungeachtet mit nach Halberstadt wandern zu müssen, wo sie auf die Wache gebracht wurden. Lafontaine hatte sehr wohl den Blick des Unteroffiziers bemerkt, mit dem er die große stattliche Figur seines Freundes gleich beim ersten Anblick maß, und konnte nicht zweifeln, worauf es abgesehen sey. Für sich selbst fürchtete er gar nichts, denn er wußte, daß das Regiment dem Erbprinzen von Braunschweig gehörte, und durfte daher auf das Verhältniß seines Vaters zum Hofe zu seinen Gunsten mit Sicherheit rechnen; ihm bangte aber für seinen Freund, der kein geborner Braunschweiger, sondern ein Preußischer Unterthan war. Scheningen war damals die einzige ausländische Schule, welche Söhne Preußischer Unterthanen beziehen durften, weil die Stifterin derselben, als Brandenburgische Prinzessin, in ihrem Testamente verordnet hatte, daß jedesmal sechs Preußische Landeskinder zum Genuß der von ihr gestifteten Freitische kommen sollten. Eine solche Freistelle hatte Lafontaine's Freund. Als Sohn eines

Predigers und selbst zum Studiren bestimmt, war er gesetzlich von der Kantonpflichtigkeit befreit; man weiß aber, daß in dem damaligen Militairsystem der Grundsatz des Coge eos intrare eben so herrschend war, als bei den Erfindern desselben. Lafontainen blieb es gar nicht unbemerkt, daß man ihn, der noch nicht sonderlich groß und sehr schmächtig war, eigentlich nur darum mit festhielt, damit er nicht etwa auswärts für seinen Freund wirken könne, ehe man sich dessen vergewissert hatte. Um hiezu zu gelangen, wurden weder Drohungen noch Lockungen gespart, und durch eine von beiden würde man den Zweck erreicht haben, wenn Lafontaine nicht gewesen wäre. Dieser blieb stets gutes Muths, und wußte die jedesmalige Wache durch Erzählung drolliger Schwänke so zu belustigen, daß alle den schnurrigen Arrestanten lieb gewannen und ihn gern zum Kameraden behalten hätten. Während aller der Possen aber, die er trieb, hatte er doch auch seinen Mann ausgefunden, der ihn zu Ausführung seines Planes behilflich zu seyn geeignet schien. Er hatte sich nicht geirrt; der mitleidige Soldat verschaffte ihm Briefmaterial und Gelegenheit zu schreiben; und der Brief nach Braunschweig wurde bestellt. Der Erbprinz erhielt Nachricht von dem Vorfall, als er eben im Begriff stand nach Halberstadt abzureisen. Der Oberst war verwundert, ihn danach fragen zu hören, und stattete nicht eben die allergetreuesten Berichte ab, da ihm nöthig schei-

nen mochte, manche versuchte Härte als durch das Betragen der jungen Leute nothwendig herbeigeführt vorzustellen. Der Erbprinz redete sie daher, als man sie herbeigeholt hatte, nichts weniger als freundlich an. Bei seiner Strenge blieb aber Lafontaine ganz gelassen, und entgegnete zuletzt — wahrscheinlich nicht ohne Keckheit, da er doch jetzt des Ausgangs gewiß und gegen den nebenstehenden Obersten nicht ohne Erbitterung war —: „Ew. Durchlaucht sind mit Unwahrheit berichtet; wir sind hier behandelt worden, als ob wir unter Seelenverkäufer oder auf ein Sklavenschiff gerathen wären. Wer Ew. Durchlaucht so berichtet hat, weiß ich, und bitte um die strengste Untersuchung." Der Erbprinz schien noch nicht ganz zu trauen, und machte etwas, das ihm berichtet war, namhaft. „Das weiß die Ordonnanz draußen", sagte Lafontaine, und ging nach der Thür, um die Ordonnanz zu rufen. Der Erbprinz, der den Obersten nicht blos stellen wollte, rief: Halt! Er erklärte die jungen Leute für frei, rief aber an der Thür Lafontainen zurück, und fragte: „à propos, wer hat dir denn den Brief nach Braunschweig bestellt?" Dies zu gestehen, war Lafontaine durch nichts zu bewegen; denn wie hätte er den Mann, der ihm aus Wohlwollen und Mitleid Gutes erzeigt hatte, verrathen können! Wenn er auch auf die Großmuth des Erbprinzen baute, so vertraute er doch dem Obersten nicht, und erklärte endlich geradezu, daß

er dies nie sagen werde, man möge mit ihm machen, was man wolle. Der Erbprinz entließ ihn endlich, nicht ohne einigen Verdruß. Lafontaine erfuhr, daß der Erbprinz die Befreiten wollte transportiren lassen; er wußte aber seinen Freund und sich diesem Transport geschickt und glücklich zu entziehen. Wie hätte er ahnen können, daß dies für das Schicksal seines ganzen Lebens entscheidend werden würde!

3.

Von Scheningen aus bezog Lafontaine die Universität zu Helmstädt, und da inzwischen im Jahre 1774 sein Vater an der Auszehrung verstorben war, so gab er um so mehr dem Wunsche seiner Mutter nach, daß er Theologie studiren möchte. Außer dem, was die fromme Frau sonst zu diesem Wunsche bestimmt hatte, kam jetzt noch die Hofnung hinzu, daß verwandtschaftliche Verhältnisse ihm zu einer früheren Anstellung beförderlich seyn könnten. Ihre Schwester war nämlich an den Oberkommissair Bertram, Vorsteher einer herzoglichen Fayencefabrik zu Holzminden verheirathet, dessen Schwester aber an den geheimen Justizrath Hantelmann, dem die Oberaufsicht über die sämtlichen geistlichen Angelegenheiten des Landes anvertraut war. Lafontaine selbst

nahm hierauf nicht im mindesten Rücksicht, sondern opferte seine Neigung lediglich dem Wunsche seiner Mutter, für die ihm nichts zu schwer war, die aber auch ihn mit der mütterlichsten Zärtlichkeit liebte, vielleicht ihr selbst unbewußt auch aus dem Grunde mit, weil er im Innern und Aeußern das Ebenbild seines Vaters war. Diese fast bis zur Gleichheit gehende Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn trat mit den Jahren immer stärker hervor, und jeder, der seines Vaters von Kupetzky gemaltes Bildniß sah, hielt es für das seinige.

Obwohl nun aber Lafontaine zum Studium der Theologie sich bekannte; so betrieb er es doch nicht mit allzu großem Eifer. Daß er indeß manchen Theil ganz vernachlässigte, und besonders die Exegese des alten Testaments, war nicht seine Schuld; denn bei Bode, der alles doppelt wiederholte, und dann gar — wie er sich ausgedrückt haben soll — periphrastice aus einander zog, konnte ein so lebhafter Kopf wie Lafontaine nicht aushalten. Bei Carpzov fehlte er nie in den Vorlesungen über Lucian, wol aber oft in der Dogmatik. Da Carpzov dies sehr wohl bemerkt hatte, und ihn fragte, gab ihm Lafontaine die Gegenfrage, warum denn in seiner Ausgabe von Lucians Todtengesprächen über dem einen zwei Zahlzeichen ständen, das eine Gespräch aber fehle? Carpzov konnte nach dieser Frage nicht zweifeln, wen er vor sich hatte. Er hatte absichtlich dieses

Gespräch*) ausgelassen, um eine mögliche Vergleichung mit christlichen Dogmen zu verhüten; Lafontaine aber war gerade durch die Auslassung auf das Ausgelassene begieriger geworden und um so leichter auf die Vergleichung gekommen. Am meisten zog ihn von den theologischen Professoren Henke an, der mit umfassenden Kenntnissen einen hellen Geist verband, humanistisch gebildet war, und — besonders als damals selbst noch junger Mann — durch die Lebendigkeit seines Vortrags anregte. Henke's Meinungen wurden die seinigen, weil er sich mit ihm auf gleichem Wege befand. Für Kirchengeschichte faßte er ein großes Interesse. verabsäumte aber auch die politische Geschichte bei Häberlin nicht. Bruns wurde ihm für Litterargeschichte sehr nützlich. Seinem Mangel an mathematischen Kenntnissen suchte er bei Klügel abzuhelfen; um des Zeichnens willen studirte er Anatomie; versäumte bei Beireis nicht leicht eine Vorlesung über Physik, und hörte — jedoch nicht ganz so eifrig — philosophische Vorlesungen bei Wideburg und philologische bei Wernsdorf. Daß er des Letzteren Vorlesungen weniger besuchte, hatte einen wunderlichen Grund; er konnte dessen sächsische Aus-

*) Es war das 16te, welches ausgelassen war. In seiner Handausgabe Lucians, die ich besitze, hat er noch an den Rand geschrieben: „Carpzov hat Lucian gescheut, s. Carpzov's Todtengespräche.

sprache nicht leiden, und es nie vergessen, daß er den Drachan nicht gekannt hatte, der gleich in der ersten Stunde oft vorkam und sehr gepriesen wurde. So hatte nämlich Wernsdorf anstatt Trajan ausgesprochen. Aus einem wichtigeren Grunde versäumte er manche philosophische Vorlesung; ihm genügte die demonstrative Methode nicht, und er fand sich, anstatt Gewißheit erhalten zu haben, in Zweifeln befangen. Da er sich nun mit deren Lösung lediglich auf sich selbst angewiesen sah, so nahm er, bei seinem sehr großen und stets regen Interesse für die Gegenstände der Philosophie, seine Zuflucht zu der Geschichte der Philosophie und zu eignem Nachdenken, welches bei ihm noch auf einem sonderbaren Wege geschärft wurde, durch seine ältere Schwester Henriette nämlich. Diese, ein Mädchen von vielem Geist und seltnen Talenten, las gern über Gegenstände der praktischen Philosophie, und las mit großem Ernst und mit Verstande. Es erging ihr aber wie dem Bruder, sie verlor sich oft in Zweifel, über denen sie einsam grübelte, bis der Bruder in den Ferien nach Hause zum Besuch kam. Diesem trug sie vor, was sie bisweilen sogar ängstigte, und was eben darum den Bruder um so mehr anregte, sie beide dem Zustande des Zweifelns zu entreißen. Dies ging nicht, ohne sich selbst ein neues System zu schaffen, mit dessen Aufbau es aber natürlich nur sehr langsam gehen konnte.

Lafontaine hat einen Theil des Gemüthszustandes seiner Schwester in der Auguste seines Landpredigers geschildert, eben daselbst aber auch (Bd. 1. S. 435.) dem alten Professor die Ideen in den Mund gelegt, die damals seinen Geist beschäftigten und die Grundlage zu seiner Philosophie wurden. „Ich hörte — sagt er — die Metaphysik bei einem ehrwürdigen alten Manne, der wegen seiner Güte, seiner Toleranz und Gelehrsamkeit von der ganzen Universität geachtet wurde. Nachdem er die Atheisten widerlegt, das Daseyn Gottes erwiesen, und die Beweise aller Philosophen dafür vorgetragen hatte, sagte er endlich zum Schluß, mit unverkennbarer Rührung in Auge und Stimme: das, meine hochgeehrteste Herren, das müssen sie, als Gelehrte, als Philosophen, *wissen*. Es ist sogar brauchbar; denn in den froheſten und den traurigsten Augenblicken des menschlichen Lebens, wenn unser Herz, von der stillen Natur umringt, oder von einer tugendhaften Handlung gehoben, oder von einem schweren Kummer gepreßt, oder an das Herz eines Freundes, einer Gattin, einer Mutter, eines Kindes gedrückt — wenn unser Herz dann Gott fühlt, ihn glaubt, auf ihn vertraut: dann erhöhet dies kalte Wissen unser Gefühl, unsern Glauben, unser Vertrauen. Aber wem im Leben nichts von dem allem begegnet, der hat von dem Wissen nichts, gar nichts. Ueber das Daseyn des Einhorns oder der Insel Atlantis

ließe sich eben so scharfsinnig und mit eben der philosophischen Würde spekuliren. Ich habe dreißig Jahre lang die Beweise für das Daseyn Gottes vorgetragen, und ich alter Mann gehe noch immer mit einem geheimen Grauen an die Untersuchung; denn die Kälte, womit der Kopf sie vernimmt, könnte leicht ein Herz für das lebendige Gefühl des Glaubens an Gott erkälten. Es ist ein Unterschied unter Glauben und Wissen. An Gott glauben, heißt ein redlicher Mann, ein guter Statsbürger, ein edelmüthiger Freund, ein treuer Gatte, ein guter Sohn, ein guter Vater, menschlich im Glück, und geduldig im Unglück seyn: wissen, daß ein Gott sey, heißt wissen, wie Aristoteles, Plato, die Scholastiker, Jaqvelot, Cartesius, Thomasius und so weiter bis Wolf hin, das Daseyn Gottes erwiesen haben; oder — es heißt gar nichts. Wahrheit, meine Herren? in diesem wilden Kampfe der verketzernden Parteien? der reine, belebende Strahl der ewigen Wahrheit dringt nur durch das Herz in die Sele. Merken Sie sich das!"

Sonach philosophirte er ganz wie sein Borde im St. Julien, den er sagen läßt: „Es ist wahr; diese Erde scheint aus den Trümmern einer alten allgemeinen Zerstörung gebauet zu seyn. Unter dem lachenden Segen der jetzigen Oberfläche liegen überall die Spuren von Erdbeben, von Vulkanen, Ueberschwemmungen und Zerstörungen. Aber was Manche daraus beweisen wollen, widersteht

meinem Herzen, wie meinem Kopfe. Wie könnte die Natur ein Herz, einen Kopf geschaffen haben, deren Empfindungs- und Denkgesetze ihren Gesetzen widersprächen? Wie könnte dieses Herz, das in Liebe schlägt, das gezwungen ist, eine ewige unbegrenzte Liebe, die wie ein großer ewiger Ozean die Grenzen der Schöpfung umfließt, zu seiner schönsten Hofnung, zu der nothwendigen Bedingung seines eigenen Daseyns zu machen, wie könnte dieses Herz, das, außer der physischen Welt, allein in einer moralischen sein Daseyn, wie seinen Zweck, findet; — wie könnte es das Gebilde einer blos mechanischen Ursache seyn? Kann denn die tiefste Nacht die Quelle des Lichts, der Frost die Quelle der belebenden Wärme werden? Kann der Tod das Leben zeugen? Können Rollen, Seile, Räder, Hebel, Maschinen, sie mögen so fein gebaut seyn wie sie wollen, nur Einen freien Gedanken, nur Einen Wunsch hervorbringen? Kann eine mechanische Ordnung, so ewig sie auch gedacht werden mag, einen Faden, einen Punkt unsrer moralischen Natur bewegen? Muß nicht eine ewige Liebe die Herzen der Menschen gebildet haben, da sie lieben können? Nein, eine Thräne, die an eines Menschen Herz hängt; ein Gefühl der Liebe, welches das Herz einen Pulsschlag lang hebt, erweist mir das Daseyn einer Quelle der Liebe, so lange ich Wirkung mit Ursache zusammen denken muß."

Wenn man dies Gefühlsglauben nennen will; so wird man wenigstens zugeben, daß er nicht ohne Verstand und Vernunft war. Die Zweifel seiner Schwester waren dadurch am besten zu beseitigen: wie viel aber diese auch dazu mag beigetragen haben, seinem Geiste diese Richtung zu geben; so war doch noch ein Zweites vorhanden, was ihn mit großer Gewalt gerade nach dieser Richtung hindrängte, sein unbesiegbarer Widerwille gegen das Système de la nature, welches damals so große Aufmerksamkeit erregte, und welches, wie er sich ausdrückte, „der verbildete, sich aufgeklärt nennende Theil der Franzosen eine Zeitlang, wahrscheinlich im Gegensatze der Bibel: das Buch, par excellence, nannte." Gegen dieses Buches atheistischen und antimoralischen Materialismus strebte er die Ansprüche des Herzens geltend zu machen und die moralische Natur des Menschen gegen eine gefährliche Sophistik zu retten. Dazu trieb ihn sein eignes Herz, welches eines solchen Glaubens bedurfte. Auf den blos historischen Glauben, der nicht blos mit Klimaten, sondern schon mit Landesgrenzen wechselt, legte er gar keinen Werth, dagegen aber war er völlig überzeugt, daß wir des Glaubens an einen moralischen Weltschöpfer, an eine liebende Vorsehung zum Grunde unsrer Tugenden bedürfen. Und wenn nun der ein guter Christ ist, dessen Glaube sich in Liebe thätig zeigt; so war Lafontaine gewiß einer der

besten Christen. Eine Gelegenheit, diese seine christliche Gesinnung zu bethätigen, ließ er gewiß nicht unbenutzt. Daß er mit seinem Gelde, wenn er selbst, was nicht immer der Fall war, welches hatte, für jeden Nothleidenden sogleich bereit war, würde wenig bedeuten, da er das Geld nie achtete, und in diesem Punkte seinem Vater völlig glich. „Muß man — sagte er — erst dann an den Unglücklichen denken, wenn sein Elend die Quellen der Freude ausgetrocknet hat? Sage doch niemand dem Flehenden: warte bis morgen, oder bis am Abend! Warum soll er noch eine Stunde leiden? warum nicht sogleich glücklich seyn? Ist denn nicht ohnehin die reine von keiner Sorge getrübte Freude so selten, wie ein ganz heiterer Tag, an dem sich auch nicht das allerkleinste Wölkchen am Himmel zeigt?" Indeß unterschied er doch sehr genau zwischen dem bloßen Geben der Weichherzigkeit und der wahren Wohlthätigkeit, und gestand nur der letzteren Werth zu. So bewährte er sich schon als Student, und namentlich ist hier eines Falles zu gedenken, der nachmals von nicht unwichtigen Folgen für ihn selbst war.

Eines Vormittags machte er einen Spazirgang um den Wall, zu einer Zeit, wo man da noch nicht zu lustwandeln pflegte. Um aber ganz einsam seinen Gedanken sich überlassen zu können, suchte er ein Plätzchen auf, wo Gebüsch ihn verbarg, und welches er vorzüglich liebte.

Als er ganz still näher kam, fand er das Plätzchen schon besetzt, und war eben im Begriff zurück zu gehen, als ein Seufzer des Unbekannten tief aus schwer gepreßter Brust seinen Fuß fest hielt. Der Mann bleibt regungslos mit gesenktem Haupte sitzen; Lafontaine tritt näher; er wird seiner erst gewahr, als dieser ihn mit einem freundlichen Gruß anredet. Da wendet er den Kopf nach ihm, und Lafontaine sieht ein Gesicht, in welches der Kummer seine tiefsten Züge eingegraben hat. Die herzliche Theilnahme, die in Lafontaine's Gespräch nicht zu verkennen war, that dem Herzen des Unglücklichen wohl, und öfnete ihm auch endlich den Mund. Lafontaine erfuhr, daß der Unglückliche ein getaufter Jude sey, der mit seiner Familie in die bitterste Armuth versunken am Rande der Verzweiflung stand. Bei der Taufe hatte man ihm den Namen Glückselig gegeben; dieser Name war aber auch alles, was er von Glückseligkeit besaß, seitdem er sein ehemaliges Gewerbe aufgegeben hatte und aller Fleiß seiner Familie nicht hinreichte, um nur das Nothdürftigste zu verschaffen. Lafontaine fragt ihn nach seiner Wohnung, reicht ihm sogleich die ganze Baarschaft, die er bei sich hat, und bittet ihn, nach Hause zu gehen, denn spätestens in einer halben Stunde werde er bei ihm seyn. Eine Thräne, die dem Unglücklichen ins Auge trat und ein Blick gen Himmel war seine Antwort und sein Dank. Lafontaine eilte sofort in seine Wohnung,

um zuvörderst seine selbst nicht reiche Kasse für die verarmte Familie in Anspruch zu nehmen, und begab sich zu ihr, um zu erfahren, wie dann weiter zu helfen seyn werde. Er erschien der, trotz ihrer Armuth sehr anständigen, Familie als ein rettender Engel, und fand sich noch geneigter, zu jeder Hilfe die Hand zu bieten. Die Gelegenheit hiezu bot sich von selbst dar. Lafontaine sah auf dem Tische künstliche Blumen von ungemeiner Schönheit liegen, und hörte, daß die Töchter diese verfertigten, daß es aber leider an Absatz fehle. Diesen zu verschaffen, ließ er sich nun äußerst angelegen seyn; und da es ihm auch gelang, eine größere Summe, als er zu geben vermochte, für die Familie zusammen zu bringen, so hatte er das Vergnügen dieselbe wenigstens von drückenden Nahrungssorgen bald befreit zu sehen.

Für ihn hätte Henke die Predigt wider den Fehler der Jugend, besonders auf Universitäten, den Schein des Bösen zu suchen, und sich des Guten zu schämen, die er um jene Zeit zu halten sich veranlaßt fand, nicht nöthig gehabt. Er gab sich stets ganz so, wie er war, und konnte dabei nie verlieren. Sonst gibt wol das Verbindungswesen auf Universitäten manchem Studirenden Veranlassung, sich des Guten zu schämen, so daß er mit Medea sagen könnte: video meliora proboque, deteriora sequor; eine solche Veranlassung aber hatte Lafontaine nicht, der sich durchaus von jeder Verbindung

fern hielt. Freunde im eigentlichsten Sinne hatte er nur wenige, und unter diesen zeichnete er aus seinen Schulfreund Gesenius, den Vater des berühmten Orientalisten; Achmet, einen gebornen Türken, der als vierjähriger Knabe auf einem griechischen Schiffe war gefangen und — ich weiß nicht mehr wie — nach Braunschweig gebracht worden war; seinen ersten Schulkameraden Elten, und einen zweiten Genossen seiner Kinderjahre, den nachmals als Professor in Halle verstorbenen Voß, dem er einst in einer poetischen Epistel zurief:

Der Kindheit Freuden nur, die unschuldsvollen Spiele,
Der offne Sinn der Knabenzeit,
Die sel'ge Armuth weniger Gefühle,
Noch nicht durch schlaue Kunst vermehrt, geschwächt, entweiht,
Das nur, das stimmt allein zu ew'gem Gleichgefühle,
Zu ew'ger Harmonie der Herzen Klang;
Das kann allein in unser ganzes Leben,
In unser Wesen Lieb' und Freundschaft weben.

Im Grunde waren nicht leicht zwei Naturen sich entgegengesetzter, als die von Voß und Lafontaine; der gemessene Ernst von jenem und die Jovialität von diesem, der Stolz des einen und die Bonhommie des andern stachen gewaltig gegen einander ab. Die Spielgenossen der Kindheit aber trennte dies nicht, und Lafontaine, der jedes Gute zu schätzen wußte, fand in Voß nicht blos Gutes, sondern den Grund einer edlen Natur, über die er überall Schwächen gern, und nach seiner

Ueberzeugung aus Schuldigkeit, übersah. Er schätzte an Voß eine gesunde Urtheilskraft und einen sichern Ueberblick, achtete ihn aber wegen der Stärke und Festigkeit seines Charakters, wegen seiner Geradheit, Rechtlichkeit, seinem gänzlichen Mangel an Menschenscheu und Furcht, wovon eine rücksichtslose Freimüthigkeit die Folge war. Von seiner Ueberzeugung und seinen Grundsätzen vermochte nichts ihn abzubringen, und selbst zum Schweigen war er nicht zu bewegen, wo es bisweilen die Klugheit wol geboten hätte. Wenn ihm dies Lafontaine zuweilen bemerklich machte, so sagte er blos: Habe ich nicht Recht? Dagegen ließ sich freilich nur einwenden: Du schadest Dir aber selbst.— „Aber ich habe Recht.“— Das sieht N. N. aber nicht ein. — „Er muß es einsehen, oder er ist unverständig; und sieht er es ein, so muß er es zugeben.“ — Hier war also durchaus nichts mit ihm anzufangen. Eines Beweises, den er von der Festigkeit seiner Grundsätze und zugleich von seinem Muthe während seiner akademischen Jahre gab, erinnerte sich Lafontaine bei einer späteren Veranlassung mit großem Vergnügen. Zu der Zeit, die für den politischen Schriftsteller wegen eines unaufhörlichen Wechsels sowohl der Regenten der Länder als der ein- und ausmarschirenden Truppen gefährlich war, wurde Voß, der in seinen Zeiten die Handlung eines Feldherrn als unrechtlich dargestellt hatte, weil dies seine Ueberzeugung war, von

einem Freunde, der von dem Anmarsch dieses Feldherrn und einer beabsichtigten Gewaltthat gegen Voß Nachricht erhalten hatte, gewarnt, und ihm gerathen, Halle einstweilen zu verlassen; mit der kältesten Gelassenheit aber sagte dieser: „Ich werde hier bleiben, und den erwarten, der sich an mir vergreifen will." Lafontaine, als er dies hörte, sagte: „Diese Antwort hätte ich voraus sagen wollen; Voß fürchtet sich für nichts. Als er noch Student war, hatten es mehrere darauf angelegt, ihn zu einem Duell zu zwingen, weil er Duellanten für Wahnsinnige erklärt hatte; für den Fall aber, daß er das Duell verweigern würde, war ihm eine beschimpfende Züchtigung zugedacht. Er hört davon, und antwortet blos mit dem Lächeln verachtenden Mitleids. Eines Abends tritt der renommirteste Bramarbas in sein Zimmer, ihn zu befragen und zu fodern. „Mein Herr — erwiedert Voß — sagen Sie denen, welche Sie abgeschickt, daß ich mich nie duellire. Sollte es aber jemand gelüsten wollen, mich anzugreifen; so stünde ihm mein Stock allezeit zu Diensten (bei diesen Worten griff er danach). Zu treffen bin ich alle Tage auf meinem gewöhnlichen Spazirgange, den Sie kennen; ich werde sehen, wer meinen Stock zu probiren Lust hat." Der Bramarbas zog ab; Voß macht am andern Tage, mit seinem Stocke, den gewöhnlichen Spazirgang; eine Masse kommt ihm entgegen; Voß, dem es an imposanter Hal-

tung nicht fehlte, sieht sie blos fest und ernst an, und — geht ungehindert hindurch. Es fiel keinem wieder ein, ihm zu nahe zu treten."

In der schon genannten Epistel an Voß macht Lafontaine alles namhaft, was ihn stets an den entfernten Freund mahnen werde:

So mancher Abend, welchen uns die Phantasie
Mit ihren bunten, luftgen Planen
Weggaukelte; so manche Nacht, die wir durchwachten;
So manche That, die wir vereint vollbrachten;
So mancher Irrthum und so mancher Traum,
So schön, so wahr geträumt, als kaum
Die Wahrheit ist; so manche süße Stunden,
Wo ich, von Deinem Arm umwunden,
Der Freundschaft und der Freude Lieder sang;
So mancher wollustvoller Zank,
Der unsrer Freundschaft festes Band,
Noch inniger zusammen wand.

Mit Voß machte er seine meisten Wanderungen nach Königslutter und manchen Streifzug, wobei es an kleinen Abenteuern nicht fehlte. So hatten beide Freunde einst Bekanntschaft mit einem Landprediger gemacht, bei dem sie sehr gern gesehen wurden, und bei dem sie auch gern einsprachen, da der Mann sehr gelehrt und bieder, die Frau die gutmüthigste Wirthin, und die Tochter sehr hübsch war. Zum Unglück fällt es Vossen einst ein, die Familie zu einem Jahrmarkt in der Stadt, die Tochter aber namentlich zu einem dabei angestellten Balle einzuladen. Die Freude über die Annahme dieser Einladung

wurde aber sehr getrübt, da das in seiner häuslichen Kleidung so nette Landmädchen in einem Putz erschien, wie man ihn für die Stadt und einen Ball in der Stadt nicht geeignet halten konnte. Uebertrieben war er keineswegs, aber leider! hinter der Mode so weit zurück und dem armen Mädchen selbst so unbeqvem, daß Voß bei ihrem Erscheinen sogleich seine Einladung bereute. Seine Verlegenheit war kaum zu verbergen, aber ganz ängstlich ward ihm, als nun der Wunsch, den Jahrmarkt zu besehen, laut wurde. Zu vermeiden war die Begleitung nicht; Voß, der nichts ärger scheute als das Lächerliche, war in peinlicher Lage, bis endlich Lafontaine, der sich eine Zeitlang an seiner Verlegenheit ergötzt hatte, ihn derselben entriß. Er wußte nicht blos, daß man jede verlegene beschämende Lage erleichtert, wenn man sie übertreibt und ihr eine poetische Hülle gibt, als wär' es eine Posse, womit man sich selbst zum Besten hat, sondern verstand sich auch treflich darauf, eine Rolle dieser Art eben so durchzuführen, wie sein Baron Walser in der Bandbude *); hier aber war diese Rolle nur gegen Voß anwendbar, um ihn neckend zu ermuthigen; die guten Frauen hätten sich dadurch verletzt fühlen müssen, und dieses Gefühl in ihnen nicht aufkommen zu lassen, war

*) Das heimliche Gericht des Schicksals oder Rosaura. Bd. 1. S. 38 fgg.

ja sein Wunsch. Er überließ also seinem Freunde den Vater, faßte Mutter und Tochter unter den Arm, und schritt munter mit ihnen ins Gewühl hinein. Hinter den langen Marschsäulen der zehn bis zwölf an einander hängenden Bauermädchen her, mit einem jungen Bauer am Flügel zum Schutz, war nichts zu besorgen; bei den jungen Herren, wenn sie allein gingen, eben so wenig, denn diese vergaßen über dem Gesicht und den Augen des Mädchens den Anzug; erst bei jungen Stadtmädchen, von jungen Herren begleitet, ließ sich ein Kichern verspüren, und auf der Wiese konnten das Kopfdrehen der Damen und deren musternde, fragende, spöttisch mitleidige Blicke dem guten Mädchen so wenig unbemerkt bleiben, als Lafontainen ihre Verlegenheit. Die ernsten Blicke, die er nach den Seiten richtete, der vornehme Anstand, den er beobachtete, die Feinheit, mit welcher er seine Begleiterinnen behandelte, während er sonst ganz den Anschein hatte, als sey er nur gewohnt zu gebieten, blieben nicht ohne die beabsichtigte Wirkung. Die Mutter in ihrer einfachen Gutmüthigkeit hatte nichts von allem dem bemerkt, die Tochter alles desto genauer, und entsagte daher dem Balle unter irgend einem Vorwand. Ihr Blick sagte ihrem Begleiter, daß er den wahren Grund wisse; beim Abschied konnte er fühlen, wie dankbar sie ihm im Herzen war.

Um einen andern Prediger, in dessen Hause ihm die Anordnung, daß der Vater mit den Söhnen nur lateinisch, die Mutter nur französisch sprach — versteht sich, wenn sie unter sich waren, wozu aber Lafontaine sehr bald gerechnet wurde — erwarb er sich ein wesentliches Verdienst. Der Mann war sehr gelehrt und disputirte gern, und es war ihm ein großes Vergnügen, von Lafontaine die Ansichten der neueren Zeit zu erfahren, und von seinem Gesichtspunkt aus mit ihm zu streiten, wobei er an Lafontainen, der zum Dispütiren allezeit aufgelegt und wie dazu geschaffen war, den rechten Mann fand. Bei einer solchen Gelegenheit merkte Lafontaine, daß dem grundguten Manne ein Punkt in seinem eignen orthodoxen System wahren Kummer verursachte, die Ewigkeit der Höllenstrafen nämlich, die Lafontaine verwarf. Der Streit darüber erregte dem Biedermanne gar Besorgniß über seinen jungen Freund, die dieser aber bald hob. Lächelnd fragte er: Möchten Sie mich wol ewig verdammen? — „Ich? nein, ich nicht!" — Warum nicht? — „Weil ich Sie liebe." — Möchten Sie wol irgend einen Menschen ewig verdammen, auch den Sie nicht liebten? — „Nein, denn ich habe kein Recht dazu." — Aber gesetzt, man gäbe Ihnen das Recht? — „Dennoch nicht!" — Warum nicht? — „Weil ich es nicht über mein Herz bringen könnte." — Richtig! weil Sie zu gut dazu sind. Glauben Sie denn aber, daß

Sie besser sind als Gott? — Der Pastor stutzte, und wußte auf dieses argumentum ad hominem nichts zu erwiedern.

Lafontaine hat diese Scene im dritten Theile seines Sonderlings benutzt, wo er das besagte Argument dem ehrlichen Juden Joseph in den Mund gelegt hat, nicht ohne Erinnerung an seinen Freund Glückselig, dem ein Theil dessen, was er hierauf folgen läßt, unstreitig angehört. Von Glückseligs Einfluß auf Lafontaine werden wir noch andere Beweise finden. Hier nur so viel, daß der wackere Prediger sich über jenes Thema wirklich beruhigte, und dies seinem jungen Freunde herzlichen Dank wußte.

Die meisten Ausflüge machte Lafontaine in Gesellschaft von Voß oder Achmet; einen einzigen allein, der aber seine Freunde in große Besorgniß um ihn setzte, da er einige Wochen lang abwesend, und niemand wußte, wo er war. Er war in die romantischen wilderen Harzpartien hinein gewandert, und um nur sich selbst, nur seinen Gefühlen, seinen Gedanken überlassen zu seyn, ganz allein. Nach manchen Kreuz- und Queerzügen hatte ihn eine Försterwohnung so angezogen, daß er, statt einen Tag, wie er erst willens gewesen, einige Wochen daselbst verweilt hatte, von den gutmüthigen Waldbewohnern gern fest gehalten.

Man sieht, daß er bei seinen Ausflügen nicht eben ängstlich darüber war, ob er etwa ein Dutzend Vorlesungen versäume, worüber ihm wenigstens die Lücken in seinen Heften keine Vorwürfe machen konnten, weil er keine Hefte hatte: dagegen konnte er mit der größten Gewißheit auf Vorwürfe von seinem Freund Elten rechnen, der alle seine Vorlesungen mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit besuchte. Diese Vorwürfe waren aber so höchst gutmüthig, bewiesen so viel herzliche Liebe und zärtliche Besorgniß, daß Lafontaine dann wieder der fleißigste Zuhörer wurde, und, aus bloßer Gefälligkeit für seinen Freund, selbst bei Vorlesungen, in denen er sonst kaum ausgedauert hätte. Es traf sich wol, daß beide sich auf der Straße begegneten, der eine willens ins Kollegium, der andre zum Thor hinaus zu gehen. „Aber, lieber Lafontaine!" sagte Elten; Lafontaine lächelte, reichte dem Freunde die Hand, und ging mit ins Kollegium. — Was wollt' ich denn machen, sagte er; der Elten meinte es gar zu gut, und ich durfte ihn wenigstens nicht ansehen, wenn ich ihm etwas abschlagen wollte. Nur um ihm nicht wehe zu thun, habe ich entsetzlich viel lernen müssen.

Uebrigens war Lafontaine's Umgang nicht blos auf seine Freunde im engeren Sinne beschränkt. Die Anzahl der Studirenden in Helmstädt war nicht so groß, daß nicht alle einander hätten bekant seyn können, und La-

fontaine meinte, daß seine Bekantschaft mit denselben ihm wol ziemlich so viel genüzt haben könne, als ein Kollegium über Psychologie; worauf sich freilich keiner berufen dürfte, der zu solcher Bekantschaft und solchem Umgange nicht Lafontaine's Beobachtungsgeist mitbringt. Rauschende oder gar berauschende Gelage sagten ihm nicht zu; fröhliche Zusammenkünfte vermied er nicht, und ungern vermißte man ihn dabei, da er durch Scherz, Wiz und Geist immer neu zu beleben wußte.

In einer solchen fröhlichen Stunde kam eines Abends die Rede auf eines Professors Vorlesungen über die rechte Anwendung der akademischen Jahre. Lafontaine, der diesen Vorlesungen keinen Geschmack hatte abgewinnen können, fing an sich lustig darüber zu machen, und sagte endlich: gebt ihr mir eine Flasche Dugstein Honorar, so will ich euch ganz andere Vorlesungen darüber halten. Alle schrieen jubelnd Beifall, und es ward beschlossen, daß er gleich am andern Tage seine Vorlesung halten sollte. Wie sich leicht denken läßt, hatte sich das Gerücht hievon am andern Morgen unter allen Studenten verbreitet, und so hatte sich zur angesezten Stunde alles um Lafontaine hergedrängt. Der Rektor der Universität mußte sehr bald Notiz hievon nehmen; und da solch eine Generalversammlung der Studenten bedenklich schien, so wurde, nach eingezogener Erkundigung, der Pedell an den Redner abgesendet, der denn auch sogleich mit einem

Dixi seinen Vortrag schloß, und dagegen von seinen Zuhörern mit einem Vivat begrüßt wurde. Der ganze Vortrag war rein ironisch gewesen, nicht blos gegen den Professor, sondern auch gegen die Studenten selbst.

Außer einer Anfrage von Seiten des Rektors war dieser Vorfall ohne weitere Folgen, die aber ein anderer, der, ohne daß Lafontaine daran gedacht hätte, großes Aufsehn erregte, leicht hätte haben können. Einst kam er nämlich in eine Gesellschaft, und es schallte ihm ein Gelächter wie von Homerischen Göttern entgegen. Begierig die Ursache davon erfragend, hört er, daß Lichtenbergs Crofs-reading dasselbe verursacht hat, und es werden ihm einige Proben davon vorgelesen. Da man nun annahm, Lichtenberg habe diese Sätze nicht aus den Zeitungen herausgelesen, sondern erfunden, und den Witz in diesen Erfindungen sehr pries, äußerte Lafontaine, daß dazu gar kein sonderlicher Aufwand von Witz erfoderlich sey. Hic Rhodus, hic salta! rief ihm einer zu, und er machte sich anheischig, binnen einer halben Stunde wenigstens zwanzig solche Stückchen zu liefern. Man nahm ihm sogleich beim Worte, und es wurde beschlossen, daß jeder eine Zeile, und zwar einen der Professoren betreffend, aufschreiben, Lafontaine aber die Gegenzeile sofort hinzufügen solle, wovon man sich großen Spaß versprach. So geschah es denn, und Lafontaine fügte, zu großer Belustigung aller, jeder Zeile

einen witzigen oder satirischen Einfall bei, so daß immer Zeile und Gegenzeile ein, oft höchst komisch charakterisirendes, Epigramm bildeten. Was er sich leicht hätte denken können, woran er aber in der Lust des Augenblicks gar nicht gedacht hatte, daß am nächsten Tage alle diese Epigramme in Helmstädt zirkuliren und fast bei jedem Leser einen Zusatz erhalten würden, das geschah. Schon hatte sich einige Tage lang jeder mit mehr oder minder Schadenfreude daran ergötzt, weil jeder von dem auf ihn bezüglichen Epigramm nichts erfuhr, als Lafontaine zum Rektor zitirt wurde und zu seiner großen Verwunderung von diesem erfuhr, wie er die ganze Universität und Stadt durch seine Pasqville allarmirt habe; als Pasqville hatte sie nämlich derselbe Professor, dessen Vorlesungen er ironisch imitirt hatte, denuncirt. Er konnte nichts thun, als ganz einfach den unschuldigen Ursprung dieser sogenannten Pasqville erzählen und versichern, daß das ihm hier zuerst zu Gesicht kommende, allerdings etwas beißende, Epigramm auf den besagten Professor ihn nicht zum Verfasser habe.

Das Glück, daß dieser Vorfall keine schlimmen Folgen für ihn hatte, verdankte er dem erworbenen Vertrauen in seine Rechtlichkeit und Großmuth, wovon jene ihm nicht gestattet hätte, einer verdienten Strafe sich zu entziehen, diese aber ihn eher angetrieben haben würde, zu einer Schuld, die einem andern Gefahr bringen

konnte, sich selbst zu bekennen. Dafür war er bekannt, und übrigens in den Familien der Professoren eben so gern gesehen, als in den Gesellschaften seiner Kommilitonen.

Von allen Professoren nahm aber keiner größeren Antheil an ihm, als Beireis, der ihm dies besonders während einer Krankheit bewies, in welcher er ihn nicht nur täglich als Arzt besuchte und ihm freie Arznei gab, sondern ihm auch die Speisen selbst bereiten ließ und ihm mit allem sonst Nöthigen versorgte. Lafontaine hatte aber auch an ihn eine große Anhänglichkeit. Die Eigenheiten dieses seltsamen Mannes, der sich so gern mit dem Scheine des Wunderbaren umgab, seine Eitelkeit und Prahlerei verkannte er gar nicht, und es hatte ihm gewaltiges Lachen erregt, als einst eine von ihm gegebene Versicherung sich sehr schlecht bewährte *); bei allem dem

*) Beireis gab nämlich in einer seiner Lehrstunden unter andern auch ein Gläschen herum, von dessen Inhalt er versicherte, daß ein Tropfen davon unfehlbar sogleich die Zunge durchäzen würde. Das Gläschen wurde von allen sehr behutsam angegriffen, bis es an einen Hofrath, den Führer eines Prinzen, kam. Dieser, bekannt dafür, daß die stärksten Getränke ihm die liebsten waren, roch an den Inhalt, und versuchte einen Tropfen. Kaum rief Beireis: „um des Himmels willen!" — als das Gläschen auch schon geleert war, und der Hofrath sagte: „Ja, stark ist's, aber gut." Da konnte keiner sich des Lachens enthalten.

aber hatte der Mann so viel Interessantes für ihn, daß er sein eifrigster Zuhörer war und seinen Umgang geflissentlich suchte. Da er ihm nachher auch zu Dankbarkeit verpflichtet war, erhöhte dies die Liebe zu ihm, mit welcher er lebenslänglich von ihm sprach.

Das Privatstudium, welches Lafontaine in seinen Universitätsjahren trieb, war die Hauptursache, daß auch sein Geist die Richtung verfolgte, welche die damalige Zeit genommen hatte. Mit großer Begierde las er Reisebeschreibungen, und seine Begierde wurde durch Cooks Entdeckungen gewaltig gesteigert. Er las aber nicht als ein blos Neugieriger, der sich durch Seltsames und Abenteuerliches die Zeit vertreiben will, sondern reflektirend und kombinirend. Meiners, den man oft, aber sehr mit Unrecht, wie einen bloßen Kompilator betrachtet hat, leistete ihm dabei sehr gute Dienste durch seine mit Fleiß und Sorgfalt begonnenen Zusammenstellungen, die dem, der sie zu benutzen versteht, einen großen Ueberblick gewähren und zu wichtigen Betrachtungen einladen. Die Entdeckung von Amerika hatte den Gedankenumschwung vorbereitet, den die Entdeckung eines fünften Welttheils vollenden sollte. Es war nicht länger mehr möglich, Vergleichungen zwischen der neuen Welt und der alten abzuhalten; diese Vergleichungen aber mußten auch zu Prüfung führen; und wie hätten nun nicht, bei immer erweiterter Menschen- und Völkerkunde, bei dieser immer

zunehmenden Bereicherung der Kulturgeschichte, die Schuppen alter Vorurtheile, und wenn auch Jahrtausende sie geheiligt hätten, von den Augen fallen sollen? Dem Alter mochte es schwer werden, sich in die neue Weltanschauung zu finden; der rüstigen Jugend gewährte die große Aussicht, die sich eröfnete, Freude. Lafontaine kam dadurch zu der ihm eignen Manier Vorurtheilen zu begegnen; eine Manier, die er seinem Herrn Burchhard im Sonderling nur geliehen hat. Bei jeder Berufung auf die ganze Welt, die bei denen am häufigsten ist, welche nur das kleinste Stückchen davon kennen, antwortete auch er gewiß: „das läßt die ganze Welt wol bleiben: zum Exempel, die Peruaner, die Mexikaner, Karaiben, Omaguas, Mogolen —". Es kam ihm dann auch wol, und noch bei andern Dingen als beim Wickeln der Kinder, der Einwurf: „Immer mit deinen verwünschten Heiden!" Darauf antwortete aber auch er: „Heiden! ja, Heiden! aber gesund sind sie dabei." — Genug, er trug von den Entdeckungsreisen, die er auf seiner Stube machte, eine reiche Ausbeute davon: und wenn nun noch irgend etwas dienen konnte, ihm eine großartige Weltansicht zu geben, so war es gewiß das Zweite, dem er sich mit dem größten Eifer hingab, sein Studium Shakespeare's, in welchem sich ihm wieder eine neue Welt eröfnete. Er machte wirklich ein Studium aus dem Lesen dieses Dichters, jedoch allerdings

nicht in der Weise Späterer, sondern vorzüglich in Bezug auf Welt= und Menschenkentniß. Von teutschen Schriftstellern studirte er eigentlich, wenn er gleich mehrere las, nur Lessing, und die Oden Klopstocks. Alles, was die Göttinger leisteten, verfolgte er mit großem Interesse; von allen neuen Erscheinungen aber ergriff auch ihn nichts gewaltiger, als Göthe's Werther, an dem er aber keineswegs, wie die meisten, ein blos stoffartiges Interesse nahm. Seiner gesunden Natur zufolge konnte er weder das Werthersche hitzige, noch das Siegwartsche kalte Fieber bekommen. Siegwart las er zwar, Werther aber studirte er.

Mit ruhigem, heiterem Blick in die Zukunft und mit dem muthigsten Willen, so viel Gutes in derselben zu wirken als möglich, übrigens aber um sein Schicksal ganz unbekümmert, weil er sich selbst vertrauen konnte, verließ er die Universität. Nicht aber ohne einen feierlichen Akt sollte er diesen Abschnitt seines Lebens schließen. Seine Mutter äußerte den Wunsch, ihn predigen zu hören, und ihm war es unmöglich, seiner Mutter die ihm mögliche Erfüllung eines Wunsches zu versagen; er sagte also zu. Wer nun aber, als die Stunde kam, wo er öffentlich vor der Gemeine seiner Vaterstadt auftrat, ihm nicht in die Kirche zu folgen vermochte, das war seine Mutter. In großer Herzensangst saß die gute Frau zu Hause, bis ihr, noch während der Predigt, ein

Freund, der es wußte was ihr jetzt ein Wort des Trostes seyn würde, zum Zimmer herein rief: es geht herrlich! Alles ist ergriffen! — Nun faßte sie den Muth, durch das Fenster nach ihrem Sohne zu blicken. Ihre Freude stieg bei jedem: Vortreflich! das sie von Vorübergehenden hörte, bei jedem Gruße der Nachbarn, der heute ein herzlicher Glückwunsch war. Da kam der geliebte Sohn, und Mutter und Sohn sanken einander in die Arme, und beide hatten jetzt einen der seligsten Augenblicke ihres Lebens. Noch wenige Tage vor seinem Tode sprach Lafontaine mit freudiger Rührung von diesem Augenblicke.

4.

Wie viele, die mit einem so vielgeltenden und einflußreichen Manne, als Hantelmann war, auch nur im entferntesten Grade verwandt gewesen wären, würden sich jetzt eifrigst bemüht haben, von einer solchen Verwandtschaft Vortheil zu ziehen! Lafontaine im Gegentheil hielt sich zurück, ungeachtet selbst seine Mutter auf diesen Weg hindeutete, und war nur zu den unumgänglichen Höflichkeitsbezeugungen zu bewegen. Welche Ursache dies nun auch gehabt haben möge; genug, er suchte sein Glück nicht auf diesem Wege, und zog es vor, die

ihm im Jahre 1780 angetragene Stelle eines Erziehers und Lehrers in der Familie des Amtmanns Brinkmann, der die Veltheimischen Güter Großbartensleben und Allwingersleben gepachtet hatte, anzunehmen.

Es waren sehr glückliche Jahre, die er in Bartensleben verlebte. In einer höchst achtungswerthen Familie waren ihm zwei Söhne und zwei Töchter anvertraut, die ihn bald eben so sehr liebten, als er sie, weshalb sein Erziehungswerk herrlich gedieh, und der Unterricht, den er zu ertheilen hatte, ihm selbst große Freude machte. Für seine Bemühung, die er mit Lust und Liebe betrieb, fand er seinen schönsten Lohn in der glücklichen Ausbildung der Kinder, bei welchen er die besondern Anlagen sehr bald ausfand und berücksichtigte. Er machte sich diese Anlagen und deren Entwickelung zu einem angelegentlichen Studium, denn er hatte den Grundsatz der älteren Akademie, daß man an Kindern die menschliche Natur am besten kennen lernen und aus dieser Kentniß auf die Bestimmung des Menschen am sichersten schließen könne; hielt aber auch aus pädagogischer Rücksicht diese Kentniß für höchst nothwendig, weil ihm ohne dieselbe jeder Maasstab zu einer richtigen Behandlung gefehlt haben würde. Der junge selbst sehr lebensfrohe Mentor war gleich weit entfernt, seinen Zöglingen die schönen Tage der Kindheit zu verkümmern, als ungewissenhaft sie blos gehen zu lassen und die Zukunft nicht zu bedenken; durch jene

Kentniß gelang es ihm seinen Zweck glücklich zu erreichen, ohne den Unterricht je in Spiel zu verwandeln, wiewohl er oft spielend Unterricht gab, wobei ihm seine vorzügliche Gabe interessant zu erzählen sehr zu statten kam. Das Gelingen seiner Bemühungen wurde von den Eltern dankbar anerkannt; er erhielt alle Beweise von Achtung und Liebe, und war eigentlich wie ein Glied der Familie selbst angesehen. Wie angenehm aber auch ihm dieses seine Lage machte, so hatte er doch seine vorzügliche Freude an der glücklichen Ausbildung seiner Zöglinge, und insbesondere der jüngsten Tochter Friderike, die sein geheimer Liebling wurde, und die, jetzt eine geehrte und glückliche Gattin und Mutter in Halberstadt, seiner sich eben noch so mit Vergnügen erinnert, als er stets ihrer mit Vergnügen gedachte.

„Lafontaine — dies sind die eignen Worte dieser verehrungswürdigen Frau — betrieb unsern Unterricht, wie alles was er unternahm, mit großem Eifer. Vorzüglich liebte er die alte Geschichte, und wußte uns durch die Lebhaftigkeit seines Vortrags so dafür zu interessiren, daß diese Stunden bald unsre liebsten wurden. Oft erzählte er uns, zur Belohnung unsers Fleißes, oder auf Spazirgängen, die Thaten edler und großer Männer der Vorzeit, und wir hingen aufmerksam an seinen Lippen. Als Kind von acht Jahren zog ich schon den Plutarch den Kinderschriften unserer kleinen Bibliothek vor, und las

mit Eifer die Geschichte der Männer, welche durch das, was ich so begeistert über sie hatte reden hören, ein so großes Interesse für mich gewonnen hatten.

„Um uns einen deutlichen Begriff von der Gestalt der Erde und der verschiedenen Länder auf derselben zu machen, ließ er nach seiner Angabe und unter seiner Aufsicht einen großen Globus von Reifen, mit Leinwand überzogen, anfertigen (worauf weiter nichts verzeichnet war als Meridiane, der Aequator und die übrigen Kreise, nebst den Graden der Breite und Länge), und malte nun, während des Unterrichts, die Meere, Länder und Flüsse darauf, und wir sahen das alles nachgerade vor unsern Augen entstehen, wodurch es sich unserm Gedächtnisse sehr gut einprägte.

„So ernst er beim Unterrichte war, und so streng er auf Fleiß und Aufmerksamkeit hielt, so fröhlich ging es in den freieren Stunden zu. Oft gab er selbst unsre Spiele an, war Kind mit uns und ausgelassen lustig, und unsre kindischen Streiche und Einfälle machten ihm das größte Vergnügen. Auf diese Weise erwarb er sich unsre Achtung und Liebe in gleich hohem Grade. Selten hat er uns anders als mit ernsten Worten gestraft, welche uns tief schmerzten und nicht leicht ihren Zweck verfehlten."

Für die Bildung der Töchter fehlte es ihm übrigens nicht an einem besondern treflichen Beistand. Sie hat-

ten außer dem Vorbild der Mutter noch ein zweites Vorbild der schönsten weiblichen Tugenden an der Tochter des Predigers Abel zu Wörmlitz bei Magdeburg, Sophie Abel. Ihr Vater, ein wackerer Mann, hatte bei seiner Stelle fast dürftig gelebt, seinen Kindern eine gute Erziehung gegeben, aber ihnen nur wenig hinterlassen können. Seit des Vaters Tode lebte nun Sophie, dem Brinkmannischen Hause entfernt verwandt, bei der Amtmännin als Freundin und Gesellschafterin, nahm Theil an der Wirthschaftsführung, mußte aber vorzüglich durch ihre Aufsicht über die Töchter des Hauses der Familie lieb und werth seyn. Sie gehörte zu denen Personen ihres Geschlechts, die, weil sie, ohne unangenehm zu seyn, durch äußere Reize nicht anziehen, und aus anspruchloser Bescheidenheit in Gesellschaft sich nicht bemerkbar machen, sehr leicht übersehen werden, für die man aber um so größere Achtung und Zuneigung gewinnt, je mehr man Gelegenheit findet, mit ihrem innern Werth, ihrem hellen Verstand, ihrer reinen Gesinnung und dem zartesten Gefühl vertraut zu werden. Diese Gelegenheit bot sich für Lafontaine sehr oft dar, und er fand je länger, desto mehr echte Liebenswürdigkeit, so achtungswerthe Gesinnung, und ein dieser Gesinnung so durchaus unter allen Verhältnissen entsprechendes Handeln, daß sein Verhältniß zu ihr immer zarter wurde, ohne daß jedoch ein Liebesverständniß einge-

treten wäre, wenn es gleich an Liebe von beiden Seiten nicht fehlte.

Mancher, der von Lafontaine's Sentimentalität viel gehört oder gelesen hat, dürfte hier wol manche sentimentale oder schwärmerische Scene vermuthen. Wenn es ihm Leid darum ist, so mag er die anklagen, die ihn so falsch berichtet haben. Lafontaine war ein Mann von Gefühl, aber auch von Verstand, und ein zu kräftiger, heiterer, lebensmuthiger Mensch, als ein empfindelnder Geck zu seyn. Er blieb also auch jetzt so heiter, als er stets gewesen war, und verschmähte keineswegs die Freuden des Umgangs, die sich ihm darboten.

„Lafontaine — so berichtet mir eine Schilderung von ihm aus jener Zeit — hatte eine so glückliche Laune, wie ich mich nicht erinnere, sie nachher noch bei andern gefunden zu haben; er sprudelte über von Fröhlichkeit, Witz und Humor; selten habe ich ihn verstimmt, noch seltener heftig oder aufgebracht gesehen. Er disputirte schon damals gern. Als vorzüglicher Gesellschafter war er allgemein anerkannt und beliebt, und seine Unterhaltung verbreitete Heiterkeit und Frohsinn. Unter den wenigen gebildeten Familien, die in Bartensleben wohnten, fanden wol bisweilen, wie das an kleineren Orten so geht, kleine Häkeleien statt; in Lafontaine's Gegenwart verstummten alle, und oft versammelten sich, auf seine Veranlassung, alle zu gemeinschaftlichen Spazir-

gängen oder Spielen im Freien, die er angab und durch seinen Humor belebte."

Unter den Personen, mit denen er hier in vertrautere Verhältnisse kam, war eine für ihn von vorzüglichem Interesse. Dies war der Besitzer von Bartensleben, ein Herr von Veltheim, Domherr zu Halberstadt, der vor etwa sechs Jahren unvermählt starb. Gerade der Umstand, daß jener Herr v. Veltheim ohne leibliche Erben starb und sterben wollte, war das Band, welches ihn und Lafontainen inniger mit einander verband. Jener Mann von gediegenem Charakter, der edelsten Gesinnung, für alles Gute und Schöne empfänglich und thätig, war, als der jüngste Sohn, in seiner früheren Jugend hintangesetzt worden, wodurch sich etwas Bitteres und Schweigsames in ihm festgesetzt hatte. In sich zurückgedrängt, war er aber um so fester geworden, und sein Wille eisern, ohne daß jedoch das Edle seiner Gesinnung darunter gelitten hätte. Gegen alle Erwartung ward er durch den Tod seines älteren Bruders Herr der Güter, und dies änderte vieles in dem Benehmen der Mutter gegen den Sohn, aber nichts in dem zwar durchaus anständigen, aber gemessenen und zurückgezogenen Wesen des Sohnes, der nun einmal die frühere Liebe vermißt hatte, gegen die Mutter; die einzige Gelegenheit aber, die sich darbot, dieses Verhältniß zu einem schöneren umzugestalten, blieb unbenutzt. Während sei-

nes Aufenthalts in England hatte nämlich der Sohn die Tochter eines Predigers kennen gelernt. Es war das erste Wesen, an welches er sich mit der ganzen Liebe seines Herzens anschloß, und er war wieder geliebt, und hatte die gegründete Ueberzeugung, daß dieses schöne Mädchen bei ihren Vorzügen des Geistes und Herzens als seine Gattin das Glück seines Lebens machen werde. Eben als er mit den schönsten Hofnungen von einer beseligten Zukunft sich schmeichelt, erhält er die Auffoderung zu der Rückkehr in das Vaterland, wo die Verwaltung der Güter seine Anwesenheit nothwendig erheische. Er zögert, bekennt seine Liebe, und bittet um die Einwilligung zu seiner Vermählung. Die Einwilligung erfolgt nicht; im ersten Augenblicke denkt er daran, daß die Geliebte, allem zum Trotz, seine Gemalin werden solle; der Gedanke, daß er ihr dadurch in einer ihr fremden Welt unglückliche Tage bereiten könne, bringt ihn von dem vorschnellen Entschluß zurück, und er schöpft noch einmal Hofnung, die Hofnung nämlich, man würde bei Erwägung des Umstandes, daß er der Letzte von seiner Linie sey, und daß nach seinem Tode, wenn er kinderlos verstürbe, die Güter an die andere Linie fallen mußten, ihm wol erlauben — glücklich zu seyn. Zwar war es ihm schmerzlich, daß er einer Drohung, und nicht der Liebe, sein Glück verdanken sollte, allein ihm blieb keine Wahl, und so erklärte er denn bestimmt und fest, daß er,

wenn ihm die Einwilligung zur Begründung seines Glückes versagt werden sollte, dann nie heirathen werde. Er erhielt nur die dringendste Auffoderung zur sofortigen Rückkehr, brach nun das Verhältniß mit der Geliebten ab, und kam zurück. Vergebens waren alle Versuche, ihn zu einer Vermählung zu bewegen; man mußte sich endlich überzeugen, daß er nicht der Mann war, der mit leeren Drohungen nur schrecken wollte, und nicht in jedem Punkte seinem Worte treu blieb.

So war einer der treflichsten Menschen bei allen Glücksgütern, die ihm reichlich zugefallen waren, um sein schönstes Glück gebracht, und fühlte dies nur allzutief. Eine düstre Schwermuth verließ ihn nicht, wiewohl er Mann genug war, sie nie ganz über sich herrschen zu lassen. Seine reinste Freude war, das, was das Geschick ihm versagt hatte, andern zu verschaffen und seine Glücksgüter zu benutzen, um fremdes Glück zu begründen. Oft wortkarg, bewies er sich stets reich im Wohlthun.

Für Lafontaine hatte dieser Mann eine vorzügliche Anziehungskraft; er mußte ihn hochachten um seines Charakters willen, und hochschätzen wegen seines vielseitig gebildeten Geistes, liebte ihn aber auf das herzlichste, da es ihn schmerzte, daß der, der so viel Liebe verdiente, sie nicht gefunden hatte. Dem edlen Veltheim that die Herzlichkeit, mit welcher Lafontaine ihm stets entgegen kam, wohl; ihn erfreute die Gleichheit der Gesinnung

und der gleich vielseitig gebildete Geist, den er an ihm fand, und er verkannte es nicht, welche Kraft in dessen Witz und Humor lag, seine düstre Laune wegzuzaubern. Beider Umgang mit einander wurde immer vertrauter; man las gemeinschaftlich Werke aus den verschiedensten Fächern, wodurch beide viele Kenntnisse gegen einander austauschten, philosophirte und disputirte. Ungern mißte Veltheim, wenn er zur Jagdzeit auf sein Gut Glantorf im Braunschweigischen ging, Lafontainen, der freilich auf der Jagd nie etwas traf. Dagegen hatte er seine eigne Jagd für Veltheim; er wußte alle Unglücklichen und Bedrängten aufzufinden, stattete Bericht ab, und war gewiß, daß Hilfe für sie nicht fehlte, und zwar wahre Hilfe, nicht blos eine Gabe.

Für sich nahm Lafontaine Veltheimen nie in Anspruch, und hatte dazu auch gar keine Veranlassung. Allgemein aber hielt man sich überzeugt, daß Lafontaine des damals schon achtzigjährigen Predigers Nachfolger werden würde, zumal da er Monate lang für denselben mit großem Beifall gepredigt hatte; auch war dies Veltheims Wunsch. Lafontaine wurde dadurch ernster an seine Kandidatenprüfung erinnert, und machte Anstalten dazu. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß nach einer ganz neuen Verordnung die Kandidaten der Theologie im Hebräischen examinirt werden sollten, was bis dahin nicht durchaus erfoderlich gewesen war. Ein Freund von ihm,

auch ein Kandidat der Theologie, gerieth über diese Verordnung sehr in Angst, und sagte zu ihm: was machen wir nun? Wir lernen Hebräisch! antwortete Lafontaine ganz ruhig, und machte sich sogleich daran, das Versäumte nachzuholen. Als er mit Veltheim darüber sprach, äußerte er sein Bedauern, seinen getauften Juden nicht besser benutzt zu haben. Veltheim fragt, hört, wozu dieser benutzt werden könne, und sagt: „Ei, so lassen Sie ihn doch kommen!" Lafontaine lächelt, und Veltheim, sein Lächeln verstehend, fügt hinzu: „Nun, es versteht sich, daß er auf meine Kosten hieher kommt, und auf meine Kosten hier lebt." — Lafontaine schüttelt mit dem Kopfe, und sagt: „der Mann hat Weib und Kinder." — „Nun, sagt Veltheim, so mögen die mitkommen." — Nach kurzem Hin- und Herreden war die Sache abgemacht; die ganze Familie Glückselig zog in Bartensleben ein, und Lafontaine war nach einem halben Jahr ein so tüchtiger Hebräer, daß er seinen Examinator, der gerade hier seine schwächste Seite vermuthet hatte, in großes Erstaunen setzte; vielleicht auch in einige Verwirrung, da Lafontaine bei dem Hebräischen ganz die jüdische Aussprache befolgte, an die jener nicht gewöhnt war.

Zwei Todesfälle, der Tod seiner geliebten Mutter (1785) und des Amtmanns Brinkmann, gaben nun aber seinem ganzen Leben eine andre Richtung. Die

Wittwe Brinkmann verließ mit ihrer Familie Bartensleben und zog nach Walbeck, zugleich kehrte Lafontaine nach Braunschweig zurück ohne irgend eine bestimmte Aussicht für die nächste Zukunft, jedoch willens, die theologische Laufbahn ganz zu verlassen, da er jetzt seiner eignen Neigung, die ihn immer mehr zur Pädagogik hinzog, folgen konnte. Seine Geschwister hatten die Erbtheilung bis zu seiner Ankunft verschoben. Er bedingte sich von der ganzen Erbschaft nur einen Ring seiner Mutter und eine Medaille aus, die seinem Vater gehört hatte. „Nun theilt euch, sagte er; auf Recht und Gerechtigkeit will ich sehen; wem aber das Andenken der Eltern nicht heilig wäre, wer einen Hader anfangen könnte, der hat es mit mir zu thun." Sein schiedsrichterliches Ansehn wurde von allen respektirt, und alle schieden von einander mit treuer Liebe, zumal zu ihm.

Nicht auf sehr lange Zeit wußte er seine Subsistenz gesichert, und konnte den Zeitpunkt berechnen, wo er so arm seyn würde, als er noch nie gewesen war. Nach damaliger Vorschrift hätte er als Kandidat der Theologie schwarze Unterkleider tragen müssen, und es fiel sehr auf, daß er blaue trug. Als er aber Amts wegen darüber zur Rede gestellt wurde, gab er zur Antwort: „ich trage diese, weil sie bezahlt sind, und ich andre nicht bezahlen kann." Mancher mochte dies für Spott nehmen, allein es war volle Wahrheit.

Wie arm er aber auch war, so fühlte er sich doch nicht arm, denn er vertraute seiner Kraft, und behielt darum seinen Muth. Von allen den Wegen, die sonst arme Kandidaten einschlagen, fiel es ihm gar nicht ein, einen zu betreten, und es scheint nicht, daß sein vornehmer Verwandter sich sonderlich für ihn interessirt habe, wiewohl Lafontaine sich darüber nie beklagt hat. Er that aber auch nichts, um jenen dazu zu bewegen, was man wahrscheinlich erwartete. Die ersten Subsistenzmittel, die er sich verschaffte, verdankte er der Unteutschheit unsrer Anatomen und Mediziner, die, ich weiß nicht ob aus zu großer Besorgniß für ihren Ruhm im Auslande oder aus Streben nach Gemeinnützigkeit, alles am liebsten griechisch und lateinisch benennen. Da waren nun aber zum Glück für Lafontaine in der vom Herzog Karl gestifteten anatomisch-chirurgischen Anstalt gar manche Eleven, die von allem dem nicht eine Silbe verstanden. Um nun doch hinter das Geheimniß zu kommen, lernten sie so viel Griechisch und Lateinisch, als ihnen unentbehrlich war, und dann ging er mit ihnen das ganze anatomische Kompendium durch. Nachmals bediente man sich seiner auch als Hilfslehrer bei dem Kollegium Karolinum, und er half Eschenburgen bei seiner Ausgabe der Beispielsammlung zu der Theorie der schönen Wissenschaften. Die Beschäftigung mit dieser Arbeit hatte ihn auf den Gedanken gebracht, einen Roman zu schreiben, der

auch gedruckt worden ist. Er wünschte in seinen letzten Jahren, diesen einmal zu lesen, allein er erinnerte sich nur, daß Weygand in Leipzig ihn verlegt habe, nicht aber des Titels.

So lebte er, zwar in ziemlich beschränkten Umständen, aber ganz wohlgemuth; und wer ihn bei dem Traiteur gesehen hätte, bei dem er speiste, der hätte glauben müssen, daß er sich in einer vollkommen glücklichen Lage befinde. Er war die Sele der ganzen Tischgesellschaft; und was auch fehlen mochte, munterer Witz und heiterer Scherz fehlten nie. Da dies bald bekannt wurde, so mehrte sich stets die Anzahl der Gäste, so daß ein anderer Traiteur, der es endlich erfahren hatte, wer ihm eigentlich die Gäste entzog, auf den Einfall kam, ihm freien Tisch anzubieten, den er freilich nicht annahm. Abends war er wieder die Sele des muntern Kreises, den der joviale Kantor Braeß um sich versammelte. Da dieser Mann einer der vorzüglichsten Schachspieler war, so wurde bei ihm viel Schach gespielt, während dessen die übrige junge Gesellschaft sich mit Anekdoten, Räthseln und Charaden die Zeit so gut als möglich zu vertreiben oder zu erheitern suchte, bis endlich ein Schach und Matt das Signal gab, um die Laune laut, frei und fröhlich schalten zu lassen, wo es dann an Erschütterung des Zwerchfells nicht fehlte. Wenn nun Lafontaine nicht selbst Schach spielte, mußte er an dem Treiben der übri-

gen Theil nahmen, fühlte sich aber unbehaglich bei den Räthseln und Charaden, die er nie recht leiden konnte, und begann daher, die Anekdoten und Erzählungen zu erweitern. Da er gerade damals mit der Lektüre von Sterne, Fielding und Smollet sich viel beschäftigte, so nahm er seinen Stoff anfangs von diesen, gab aber dann auch Erzählungen von eigner Erfindung. Man fühlte, daß die Unterhaltung jetzt viel geistreicher war, und da nicht nur das, was er erzählte, sondern auch die mimische Lebendigkeit und Wahrheit, mit welcher er erzählte, die Zuhörer ergriff, so war bald alles andre darüber vergessen, und selbst die Schachspieler drängten sich um ihn her. Die Räthsel, welche Braeß, weil er sie sehr liebte, nicht lassen wollte, verleidete er diesen dadurch, daß er ihm welche aufgab, die er nicht lösen konnte, weil die Lösung gar zu leicht war, er aber gewöhnlich viel mehr dahinter suchte.

Sich Liebe zu gewinnen, konnte ihm nicht fehlen, und es gelang ihm oft, Andern dadurch nützlich zu werden; vorzüglich aber freute es ihn, daß er dadurch das Lebensglück seines Freundes Achmet hatte begründen können. Dieser hatte eine Predigerstelle erhalten, auf welcher ihn Lafontaine bei einem Besuch in einer Lage fand, die eine baldige Verkümmerung besorgen ließ. „Achmet, Du mußt heirathen!" sagte Lafontaine, und hörte, daß es dem Freunde nicht an Neigung, wol aber

an Gelegenheit dazu fehlte, die man damals noch nicht in Zeitungen suchte. „Willst Du mir die Wahl für Dich überlassen?" fragt Lafontaine, und jener, der es weiß, wie er dem Freunde vertrauen kann, überläßt sie ihm unbedingt. Lafontaine hatte die Wahl schon getroffen. Unter denen, deren Wohlwollen er sich erworben hatte, war auch eine höchst achtbare Wittwe, die mit zwei recht hübschen, aber noch sittsameren und ganz häuslich erzogenen Töchtern ziemlich einsam lebte, die aber Lafontaine von Zeit zu Zeit besuchte. Nach seiner Rückkunft waren sie sein erster Besuch, und er redete an diesem Abend so viel und so treflich von einem glücklichen ehelichen Leben und den Bedingungen dazu, von den Eigenschaften, die zu einem guten Ehemann und Hausvater und zu einer guten Ehefrau und Hausmutter gehörten, daß die Mutter endlich halb scherzend und halb ernst sagte: „Nun, Lafontaine, für meine Töchter sollen Sie dereinst wählen." „Gewiß, Mutterchen?" — „Gewiß!" sagte sie nach kurzem Bedenken. — „Und wie nun, wenn ich den Mann kennte, den ich geschildert habe, und von dem ich ganz gewiß weiß, daß er Ihre Tochter eben so glücklich machen, als durch sie werden wird? Soll ich Ihnen den zuführen?" — Die Mutter stutzte einen Augenblick, antwortete dann aber fest: „Ja, wenn Sie für ihn bürgen, so will ich ihn willkommen heißen." — Der Freund wurde nun eingeführt; er ge-

fiel dem Mädchen, das Mädchen ihm, und Lafontaine hatte nach Jahren die Freude, daß man ihm die Stiftung einer glücklichen Ehe dankte.

Zu denen, deren besonderes Wohlwollen er sich erworben hatte, gehörten nun aber auch der Abt Jerusalem, der General-Superintendent Richter, und Eschenburg, mit denen er manchen Abend verlebte; keinen ohne Gewinn für Geist und Herz. Mit Eschenburg erging er sich in den weiten Gebieten der Poesie und Kunst; Richter, dieser gelehrte, vielseitig gebildete Mann, reich an pädagogischen Erfahrungen, und durch die Prüfungen des Lebens zu einem sicheren Takte gelangt, erfreute sich an der Freisinnigkeit des jungen Mannes und ließ sich gern mit ihm in Streit ein, worin Lafontaine viel dialektische Gewandtheit entwickelte, gab ihm aber auch manches Problem zu lösen, welches sein Nachdenken ernst beschäftigte, und worauf er selbst im späteren Leben noch öfters zurückkam. Des ehrwürdigen Greises Jerusalem heitere Ruhe am Abend eines segenreichen Lebens gab ihm das Bild eines wahren Weisen. Der Geist desselben hatte schon längst auf ihn gewirkt durch die Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion; jetzt wirkten sein edler Geist und sein menschenfreundliches Herz zugleich auf ihn. Der Berührungspunkte zwischen beiden gab es viele, namentlich aber wurde Lafontaine durch seine Gespräche mit Jerusalem in

seiner praktischen Philosophie, an welcher er für sich fortzubilden nie aufgehört hatte, wesentlich gefördert.

Wer solche Gönner, einen einflußreichen Verwandten, und so viele Liebe und Wohlwollen hatte, von dem sollte man nun wol vermuthen, daß es ihm an einer Anstellung nicht habe fehlen können. Lafontaine glaubte dies auch selbst, fand aber gleich bei der ersten Gelegenheit, die sich zu einer Anstellung darbot, daß er sich sehr getäuscht hatte. Eschenburg leitete alles ein, daß eine am Kollegium Karolinum erledigte Stelle durch ihn besetzt werden sollte, und zweifelte keineswegs an dem gewünschten glücklichen Erfolge, weshalb Lafontaine noch weniger daran zweifeln konnte. Dieser Plan aber scheiterte an dem Willen des Herzogs, der sich bei Lafontaine's Namen an die Begebenheit in Halberstadt erinnerte. „Lafontaine? — sagte er — nein! das ist ein Genie; der muß noch warten." Als Eschenburg dies seinem jungen Freunde sagte, entgegnete dieser: „Gut; ich werde nun auch nie eine Anstellung im Braunschweigischen verlangen." Eschenburg hielt dies für einen bloßen Ausbruch augenblicklichen Unmuths, allein es lag in Lafontaine's Charakter, in entscheidenden Augenblicken sich rasch zu entschließen und bei dem Entschluß fest zu beharren. Er ersuchte Eschenburgen, bei vorkommender Gelegenheit zu einer Hofmeisterstelle im Ausland auf ihn Rücksicht zu nehmen: und da dieser ihm sagte, daß der Oberst

v. Thadden in Halle ihn um einen Hofmeister ersucht habe; so erklärte er, daß er diese Stelle unter jeder Bedingung annehmen würde. Glücklicher Weise waren die Bedingungen sehr annehmlich; die Angelegenheit war bald in Richtigkeit gebracht, und Lafontaine schied für immer von der geliebten Vaterstadt.

Im Jahre 1786 kam er in Halle an, wenige Tage zuvor, als man daselbst dem Nachfolger Friedrichs des Großen den Huldigungseid ablegte; und da er bedachte, daß seine Ankunft gerade bei solch einer Feierlichkeit der Familie des Obersten unbeqvem seyn könne, so stieg er im Gasthof ab, und benutzte die ersten Tage zu einer näheren Bekanntschaft mit der Stadt und Umgegend. Der Abstich, den das damals noch so düstre, beräucherte Halle mit seinen schwarzen Mauern und Thoren, in denen man fast Schritt vor Schritt examinirt und visitirt wurde, und mit seinen dunkelrothen Häusern, gegen das immer freundlicher gewordene und freiere Braunschweig machte, war nicht geeignet, seine Phantasie zu schönen Bildern von der Zukunft aufzuregen. Die Umgegend zwar sprach ihn freundlich und tröstend an, aber er fühlte sich einsam. Die Stimmung, in welcher er sich befand, hat er in der Epistel an seinen entfernten Freund geschildert.

Die Erde ist zu arm mit allen ihren Schätzen
Für einen Freund, wie Dich.
Zu arm, zu arm, Vergessenheit zu lehren

Mit ihrem Schattenglück, mit ihrem Gaukelspiel,
Zu schwach, der Trennung marterndes Gefühl
In meinem Busen zu zerstören.
Und doch so reich, ach! in unzähligen Gestalten
Rings um mich her, in Flur, in Wald und Feld,
Wo Mensch und Thier, wo alles sich gesellt,
Der Freundschaft Bild mir spöttisch vorzuhalten.

Erklimm' ich auch die steilste Felsenspitze,
Verlassen, wie ich selber, öd' und still,
Wähl' ich des Felsens Nacht zu meinem Sitze,
Wenn ich vergessen, dich vergessen will:
Ach, so vermehrt des Felsens stille Schauer,
Der Saale dumpfes Lied, der Sonne letzter Strahl,
Der in der Dämmrung stirbt, die düstre Trauer
Und meines Busens leise Qvaal.

Der Mensch fühlt sich nie vereinsamter und verlassener, als wenn er mit fehlgeschlagenen Hofnungen in der Vergangenheit und ungewissen Aussichten in die Zukunft in ein gewaltiges Drängen ihm ganz fremder Menschen, von denen keiner an ihm Theil nimmt, hineingeworfen wird. Dies war damals Lafontaine's Gefühl. Indeß wie Ovid aus Tomi lange fort zu klagen, lag nicht in seiner Natur; auch in Tomi würde er sich einen Wirkungskreis verschafft und Freunde gewonnen haben; er fand aber auch bald, daß Halle kein Tomi für ihn war.

Was ihm für seine neue Lage die beste Hofnung gewährte, war der ungemein günstige Eindruck, welchen der in jeder Beziehung, als Krieger, Mensch und Familienvater höchst achtungswürdige Oberst v. Thadden

auf ihn machte, und der feine Anstand, womit ihm dessen Gemalin entgegen kam. Sein — Instinkt, möchte ich sagen, in den Menschen zu lesen, versprach ihm nur Gutes, und die Folge zeigte, daß er sich nicht geirrt hatte. Sehr bald war das Vertrauen von beiden Seiten fest begründet, denn es gründete sich von beiden Seiten auf Achtung. Der Oberst übergab seinen Sohn erster Ehe, Karl v. Thadden, Lafontainen unbedingt zu Obhut und Unterricht, und diese beiden vereinigte bald das Band der innigsten Liebe. Was ein Vater dem Sohne, ein Freund dem Freunde seyn kann, das war Lafontaine seinem geliebten Zögling, der ihn nicht nur durch seine Liebe, sondern auch durch die Entwickelung der treflichsten Anlagen wahrhaft beglückte. Angenehm war es für Lafontaine, daß er mit seinem Zögling gar nicht im Hause des Obersten wohnte. Beide bezogen eine besondere Wohnung in der Nähe, und Lafontaine kam mit der Familie nur Mittags bei der Tafel in Berührung, was ihm größere Freiheit in seinem Umgange nach eigner Wahl gab.

Nicht lange konnte ihm unbemerkt bleiben, welche eignen Vortheile für einen Geist wie der seinige das Leben in einer Universitätsstadt darbietet. Gleich anfangs machte er eine ihm sehr interessante Bekanntschaft mit einem Manne, mit welchem er zufällig in der Laube eines Kaffeegartens zusammen traf, wo sich zwischen ihnen

eben so zufällig ein Gespräch über französisches und teutsches Drama entspann. Der Mann sprach, wie sich dabei zeigte, sehr gut Französisch, war aber ein Teutscher; deshalb war es etwas drollig, daß der Teutsche sich der Franzosen, Lafontaine aber, der aus französischem Blute stammte, sich der Teutschen annahm. Jeder hatte dabei Interesse an dem andern gewonnen, und sie versprachen sich gegenseitig, öfters hier zu einer bestimmten Stunde zusammen zu treffen, was denn auch geschah. Lafontaine, dem ein Mensch immer lieber war, als sein Rang, Stand und Amt, fragte den andern nicht nach seinem Namen; dieser that es auch nicht, und so dauerte es Wochen lang, ehe Lafontaine, auch nur zufällig, an der Tafel des Obersten, erfuhr, daß der ihm so interessante Mann der Professor Eberhard war.

Der Kreis seiner Bekanntschaft erweiterte sich sehr bald. Unter den Professoren fand er zu seiner Freude einen ehemaligen Lehrer und Gönner aus Helmstädt, Klügel, hier wieder; Forster, der manchen sehr abstieß, war ihm eine sehr anziehende Erscheinung; denn, meinte er, Rauheit muß man dem Seemann, und etwas Aufschneiderei dem Weltumsegler zu gute halten, und wer viele Gefahren bestanden und viel gesehen hat, der muß auch davon reden dürfen, und alle, die nie hinter dem Ofen hervorgekommen sind, müssen da schweigen. Indeß belustigte ihn doch die beständige Opposizion,

welche Forsters Schwiegersohn Matthias **Sprengel** gegen seinen Schwiegervater machte, weil hier einer so originell und derb war, als der andre. Unter den jüngeren Professoren wurde ihm gleich anfangs **Niemeyer** sehr lieb, von welchem er urtheilte, dieser sey der mildeste Charakter gewesen, der ihm je im Leben vorgekommen. Nichts desto weniger konnte er auch **Wolfs** Sarkasmen sehr wohl vertragen. Er achtete **Nösselt**, besuchte aber auch **Bahrdt** auf seinem Weinberge, zog sich jedoch bald von ihm zurück, da er für den immer tiefer in Gemeinheit Versinkenden keine Achtung gewinnen konnte.

Nicht lange, so hatte sich auch ein engerer Kreis gemeinsam Strebender um ihn gebildet, dessen vorzüglichste Mitglieder **Fülleborn**, **Gräter**, **Maaß** und **Mnioch** waren, zu denen sich einige Jahre später **Ersch** gesellte. Nachdem man eine Zeit lang bei freundschaftlichen Zusammenkünften sich über litterarische Gegenstände unterhalten hatte, wie es der Zufall gab, that einer den Vorschlag, in diese Unterhaltungen Plan zu bringen, um sie noch anregender zu machen. Der Vorschlag gefiel, und es wurde sogleich jedem das Fach angewiesen, in welchem er mündlich Vorträge halten oder schriftlich Beiträge liefern sollte. **Fülleborn** übernahm die klassische Litteratur, **Maaß** die Philosophie und Aesthetik, **Mnioch** die teutsche Litteratur, **La**-

fontaine die französische, engländische und italienische, Ersch Erdkunde, Politik und Geschichte. Grätern wußte man nicht sogleich ein besonderes Fach zuzutheilen. Klopstock und Herder gaben die Veranlassung, daß man für ihn die Nordische Mythologie und Litteratur wählte, und er nahm die Wahl an, obschon er sich bis dahin gar nicht damit beschäftigt hatte. Von dem Tage an begab er sich aber mit dem größten Eifer an dieses Studium, in welchem er durch Forster, Sprengel und den sprachforschenden, alles Seltne und Seltsame liebenden Rüdiger, der damals noch Kammerassessor war, kräftig unterstützt wurde.

Schon Gräter dient zum Beweise, daß aus dieser Gesellschaft manches sehr Verdienstliche hervorgegangen ist; aus dem, was der Zufall ihm hier dargeboten hatte, wurde nachher ein Hauptstudium für ihn, und man weiß, wie er dasselbe in Teutschland gefördert hat. Das erste, was er in dieser Art herausgab, seine Nordischen Blumen, verdankten dieser Gesellschaft ihre Entstehung, so wie mehrere Gedichte und Aufsätze Mniochs, und mehrere Abhandlungen Fülleborns in dessen Beiträgen zur Geschichte der Philosophie. Maaß, ein mathematisch gebildeter Kopf, der vielleicht nie eine andre Richtung genommen hätte, als seine Logik zeigt, erhielt hier die Anregung zu einer solchen Darstellung, die seinen psychologischen Schriften den größten Beifall zuwendete.

Lafontaine selbst würde ohne diese Gesellschaft vielleicht nie als Schriftsteller aufgetreten seyn, oder, wenn es ja geschehen wäre, wenigstens in einer ganz andern Gattung, als in der, in welcher er der Liebling des Publikums wurde.

Der brave Oberst von Thadden, dessen Neigung zu dem Erzieher seines Sohnes immer gewachsen war, hörte von dieser Gesellschaft, von welcher sein Sohn, wie jung er auch noch war, sich nie trennte, und nahm davon gern Gelegenheit, das Angenehme derselben zu vermehren. „Wenn Sie für die geistigen Bedürfnisse sorgen, sagte er, so überlassen Sie mir die Sorge für die leiblichen;" und es fehlte seitdem nie an einer wohlbesetzten Tafel, ja er verordnete, daß Lafontaine bestimmen könne, was und wie viel er wünsche; wovon dieser bei seinem Zartgefühl natürlich keinen Misbrauch machte.

Einige Jahre waren auf diese Weise Lafontainen höchst angenehm verflossen, ohne daß er einen Plan für die Zukunft hätte entworfen gehabt, als sich ihm ganz unvermuthet eine Veranlassung darbot, seine Verhältnisse für die Zukunft zu sichern. Bei dem Thaddenschen Regimente war die Stelle des Feldpredigers erledigt, aber Lafontainen war es nicht entfernt eingefallen, sich um dieselbe zu bewerben, zumal da der nunmehrige Generalmajor von Thadden mit ihm darüber gesprochen hatte, ohne seiner zu gedenken. Als nun aber im Jahre 1789

Preußen sich gegen Oestreich rüstete, und auch Thaddens Regiment sich marschfertig halten mußte, sprach er darüber mit Lafontaine, und sagte: „ich wünschte, daß Sie mich begleiten könnten." Lafontaine, vor dessen Phantasie bei diesen Worten sogleich das Leben eines Feldzugs, die fernen Gegenden und Menschen, die er kennen lernen, und alle die neuen Erfahrungen die er machen würde, mit der größten Lebendigkeit sich regten, und der an den General eine große Anhänglichkeit hatte, antwortete rasch: „Ich bin bereit." — Wirklich? — sagte der General — das ist mir sehr lieb. Sie sollen mich begleiten; aber als was? — „Nun, erwiederte Lafontaine, wenn Sie wollen, als Ihr Feldprediger." Der General sah ihn mit großen Augen verwundert an, und sagte dann lächelnd: „Lieber Lafontaine, sind Sie denn ein Theolog? Davon höre ich ja das erste Wort. Nun, darüber sprechen wir weiter." — Der General wollte doch seiner Sache gewiß seyn, und wünschte, daß Lafontaine einmal predigen möchte, jedoch nicht in Halle, um ihn, wenn die Probe etwa nicht gut ausfallen sollte, nicht blos zu stellen. Es wurde daher auf eine Weise, daß auch Lafontaine nicht merken sollte, was man eigentlich vorhabe, veranlaßt, daß er in Piesdorf eine Predigt übernahm, und die Generalin, die dort einen Besuch machte, seine Zuhörerin war; der General selbst mochte, bei einem doch möglichen Unglück, nicht zugegen seyn.

Es geschah alles, wie der General mit seiner Gemalin verabredet hatte, und Lafontaine ärntete zu des Generals herzlichster Freude mit seiner Predigt den ungetheiltesten Beifall ein. Wenige Tage darauf erklärte er ihm, daß er gewiß sein Feldprediger werden solle; doch müsse er sich vorher dem Examen bei dem Feldpropst unterwerfen. Hiezu traf nun Lafontaine sogleich alle Anstalten, und reisete nach Potsdam zu seinem zweiten theologischen Examen ab, selbst verwundert, daß er nun doch eine Laufbahn betrete, von welcher er sich für immer hatte entfernen wollen.

Der Feldpropst Kletschke war ein Mann von finsterem Ansehn und stand bei den Kandidaten in üblem Rufe, als ob er bei den Prüfungen chikanire; und nicht leicht ging einer ohne Furcht zu ihm. Auch Lafontainen wollte der Mann beim ersten Anblick nicht gefallen; er gefiel ihm schon besser beim Examen, der sich zwischen beiden in eine ziemlich lebhafte Disputazion verwandelte, und noch besser, als er Tags darauf mit ihm im Garten auf und ab ging, und das Gemüth desselben sich immer mehr aufschloß. Beide wurden bald vertraut mit einander, und Lafontaine hörte nun von ihm selbst, daß er sich strenges Examen bei den Kandidaten zu Feldpredigerstellen zum Grundsatz gemacht habe, den er mit beharrlicher Gewissenhaftigkeit befolge, weil die Feldprediger späterhin, und ohne weitere Prüfung, zu den einträg-

lichsten, und zum Theil auch einflußreichen, Stellen befördert würden. Lafontaine konnte diesen Grundsatz nicht misbilligen, und überzeugte sich, als er selbst in der Folge zum zweiten Examinator ernannt wurde, daß der Feldpropst ein durchaus rechtschaffener Mann sey, der zwar aus Gewissenhaftigkeit streng examinire, aber es nie auf Chikane anlege, und abschreckend nur dem Leichtsinnigen seyn könne, den er, wenn er vielleicht gar ein Stümper dabei war, wol hart abwies. Zwischen Lafontaine und ihm entstand wirkliche Freundschaft.

Lafontaine war nun als Prediger ordinirt, und dadurch auf jeden Fall seine Zukunft gesichert, die Gegenwart aber für ihn nicht ohne Verlegenheit. Er mußte sich nun selbst einrichten, und dazu fehlten ihm die Mittel, denn das von Buchhändlern bereits empfangene Honorar hatte er meist seinem Freunde Mnioch aufgeopfert, der gar kein Arges daraus hatte, daß seine allzugroße Unbesorgtheit seinen Freunden oft große Sorge verursachte. Lafontaine sorgte für ihn wie ein Vater und ein zärtlicher Bruder, und freute sich zu eben der Zeit, wo es ihm selbst fehlte, daß jenem nichts fehle. Seine uneigennützige, sich selbst aufopfernde, Freundschaft sollte aber nicht unbelohnt bleiben; denn als er eben darauf sann, die Mittel zu seiner Einrichtung sich zu verschaffen, erhielt er ganz unvermuthet von der greisen Wittwe eines Braunschweigischen Bürgers — deren Namen vergessen

zu haben mir jetzt sehr leid ist — einen Brief nebst einem Paket mit 400 Thalern, und der Brief sagte ihm, daß er eine noch größere Summe erhalten könne, wenn diese zu seiner Einrichtung nicht hinreichen sollte; er möge dieselbe als ein unverzinsbares Darlehn betrachten, bis er im Stande sey, sie ohne seinen mindesten Nachtheil zurück zu zahlen; wofern er aber in diesen Stand nie gesetzt werden sollte, so sey diese Sache zwischen ihnen abgemacht; auf jeden Fall solle er also nicht eine Silbe weiter antworten, als daß er ihren Brief erhalten habe. Lafontaine war tief gerührt von der seltenen Großmuth dieser wackeren Frau, die allen seinen Sorgen so unvermuthet und ohne alle äußere Veranlassung ein Ende machte. Er zahlte nach einigen Jahren diese Summe zurück. Die trefliche Frau hätte sie fast nicht angenommen; von Dank wollte sie gar nichts wissen. „Ei was — sagte sie —, ich hatte es, und Sie brauchten es, und Sie waren ein guter Mensch, und ich hatte Sie lieb. Was ist da zu danken?"

5.

Lafontaine war nun aber nicht blos in einen neuen Wirkungskreis, sondern auch in einen neuen Lebenskreis eingetreten. Bisher war er mit den Offizieren des Regi-

ments zwar wol bei dem General bekannt geworden, aber sonst in keine weitere Berührung mit ihnen gekommen; jetzt brachte sein Amt ihn vorzugsweise in Verhältnisse zum Militair und zu vielen adlichen Familien, und gab ihm Gelegenheit zur Bereicherung seiner Menschen- und Weltkentniß. Welche Beobachtungen er hier machte und was er als Grundsatz bei sich feststellte, werden wir bald sehen.

Nicht lange blieb er in der Garnison. Preußens damalige Verhältnisse gegen Oesterreich und Rußland erfoderten, daß sein Heer gerüstet in den Grenzprovinzen stehe, und so brach im Frühjahr 1790 das in Halle stehende Regiment nach Schlesien auf, von wo es aber nach kurzer Frist den Rückmarsch wieder antrat, weil durch den Reichenbacher Kongreß der Streitpunkt bald beseitigt wurde. Lafontaine benutzte diesen Zeitraum zu einer Wanderung in das Riesengebirge, die ihm einen hohen Genuß gewährte. Sonst Merkwürdiges für ihn begegnete ihm nur in Dessau. Hier wollte er die Zeit seiner kurzen Anwesenheit dazu anwenden, die Anlagen, wodurch der trefliche Fürst Franz sich ein bleibendes Denkmal gestiftet hat, zu besehen, und wurde deshalb an den (damaligen) Rath Rode gewiesen. Dieser war im Augenblicke nicht zu sprechen, Lafontainen wurde aber gesagt, daß er nur auf eine ganz kurze Zeit bei der Frau Räthin eintreten möge. Er that es, und — welch freu-

diges Erstaunen! — er stand vor Fräulein v. Hill. Seit seiner ersten Abreise von Braunschweig hatte er sie nur einmal, als Student, nicht ohne die tiefste Bewegung, wieder gesehen, und wußte nichts von ihrer Verheirathung. Seiner Ueberraschung glich nur seine Freude, sie, deren er sich nie ohne Vergnügen erinnerte, in glücklichen Verhältnissen zu finden. Der hinzukommende Gemahl nahm herzlichen Theil an Beider Freude, worüber die Anlagen beinah in Vergessenheit gerathen wären.

In Schlesien hätte diese Freude Lafontainen aber bald den Hals gekostet, weil er in Dessau nicht bedacht hatte, daß man in Stunden, wo Kopf und Herz voll der freudigsten Erinnerungen sind, zu gar manchem untauglich ist, ganz besonders aber zu einem Pferdehandel. Auf diesen ließ er sich aber ein, und kaufte auf das äußere nette Ansehen hin ein Pferd, ohne sich um dessen Manieren zu bekümmern. Daß es sehr schlimme Manieren hatte, bemerkte er bei der Verträglichkeit, in welcher er mit seinem Pferde lebte, erst in Schlesien. Bis dahin war ihm nichts aufgefallen; denn wenn sein Pferd nicht Lust hatte, ihn zu tragen, so führte er es, und wenn es Lust hatte zu grasen, so wartete er; auch traf es sich wol, daß das Pferd ganz stehen blieb, und er einstweilen ein Buch aus der Tasche nahm und las. Dies war einstmals der Fall in Schlesien, als gerade ein Adjutant an ihm vorüber sprengte, und sein Pferd sich sogleich in Gal-

lop setzte, um dem andern zuvor zu kommen. Jedes Pferd wetteiferte nun mit dem andern, und bald gab es ein völliges Wettrennen, worüber der Adjutant erzürnt rief: „aber zum Teufel, Herr, so halten Sie doch Ihr Pferd!" Zum Unglück ertönte gerade von fernher volle Feldmusik, und nun war kein Halten mehr, beide Pferde rannten wie toll vorwärts, wobei sich Lafontaine half so gut er konnte, bis endlich beide bei dem Regiment anlangten. „Herr, plagt Sie denn der Teufel —" fängt der Adjutant an; Lafontaine aber erwiedert: „Mich nicht; wenn er aber mein Pferd geplagt hat, so hätten Sie wohl gethan, — vorausgesetzt, daß Sie ein besserer Reiter sind, als ich, was ich Ihnen zutrauen muß, — das Ihrige zu halten, denn Sie sahen doch wol, daß ich nicht Herr meines Pferdes, sondern das Pferd mein Herr war." — „Aber, zum Teufel —" — „Ja, ja — sagte Lafontaine — ich merke wol, daß mein tolles Pferd mich zu diesem gebracht hat, denn, wie ich sehe, bin ich hier gar nicht bei meinem Regimente." Es kam nun zu Erklärungen, und er erfuhr, daß er mehrere Stunden seitwärts reiten müsse, um an den Ort seiner Bestimmung zu kommen. Da er seinem Pferde nicht traute, machte er den Weg zu Fuße, und gelangte erst gegen Mitternacht an.

Als einen Beweis von der Wunderlichkeit menschlicher Meinungen erzählte er folgenden Vorfall. Man

trank in den dortigen Standquartieren allgemein eine Sorte süßlichen Ungarweins, der auf die Länge den Offizieren widerlich wurde. Lafontaine hatte in Hirschberg eine andre Sorte gefunden, und die, welche davon kosteten, priesen sie und baten, ihnen davon abzulassen. Das konnte um so leichter geschehen, da er täglich frischen Vorrath haben konnte, und so wurde er jetzt Weinlieferant, weil er seinen Grund hatte, seine Quelle nicht zu nennen. Aus diesem Grunde gab er auch den Preis nicht an, sondern versicherte nur, seine Abnehmer würden mit der Billigkeit desselben zufrieden seyn. Als es nun endlich zur Abrechnung kam, erstaunte man über die Foderung, die für die Flasche etwas weniges über drei Groschen betrug. „Wie ist denn das möglich?" — „Ei nun, sagte er, der Grüneberger Wein ist wohlfeil." — „Was, zum Henker, Grüneberger?" Man hatte vom Grüneberger Weine stets nur verächtlich gesprochen. Als nun Lafontaine versicherte, daß sie wirklich echten Grüneberger getrunken, fanden alle sogleich, es sey ein fatales Getränk, und kein Einziger wollte mehr davon trinken. Lafontaine lachte über die Weinkenner — er selbst war keiner, aber jene rühmten sich dessen, — und sagte: er soll Ihnen doch wieder schmecken, wenn er Rheinwein heißt, und die Flasche einen Thaler kostet.

Wie kurze Zeit dieser Feldzug — wenn man ihn anders so nennen will — auch gedauert hatte, so war er

für Lafontaine doch von wesentlichem Vortheil. Jeder Feldzug und jedes Lager bringt beim Militair alles in eine vertraulichere Nähe, und so war auch er in wenigen Monaten mit allen vertrauter geworden, als sonst in Jahren geschehen seyn würde, und wußte, da er im Herbst in die Garnison zurückkehrte, sein Verhältniß zu allen mit Sicherheit zu bestimmen.

Dieses Verhältniß hatte seine eigenen, zum Theil nicht unbedeutenden, Schwierigkeiten, besonders aber für den, dem es, wie Lafontainen, Ernst war, Gutes zu wirken, ohne daß man es bemerkte; denn viel Gutes findet nur darum Widerstand, weil der, der es stiften will, seine Absicht bemerkbar macht. Nicht eben weil es das Gute ist, also aus eigentlich bösem Willen, streben die meisten Menschen dem zu stiftenden Guten entgegen, sondern weil es gegen ihre Vorurtheile und veraltete Gewohnheiten anstößt. Lafontaine hatte es mit Vorurtheilen des Adels und veralteten Gewohnheiten des Offiziercorps zu thun.

Weit entfernt zu verlangen, daß der Abliche den Vortheilen, die ihm seine Geburt gewährt, entsagen sollte, wollte er, daß er derselben sich würdig beweise, und ein unverdientes Geschenk der Natur nicht mißbrauche. Ahnenstolz war ihm so lächerlich als Rangstolz; eben aber weil er ihn nur von der komischen Seite ansah, ließ er denselben so lange in Ruhe, als er nicht drückend

wurde und sich übermüthig gebärdete; denn warum, meinte er, hätte ich manchem und mancher den schönen Traum, der sie beglückte, nicht gönnen sollen? Es war doch eine gar unschuldige Freude! Solchen zu Liebe unternahm er sogar ein Studium, zu welchem er sonst schwerlich gekommen wäre, ein Lieblingsstudium vieler Adlichen, die Kentniß der adlichen Geschlechter. Als ob er seinen alten Adel hätte erneuern wollen, so emsig studirte er Reinhards Grafen von Solms Ursprung des Adels, Spangenbergs Adelspiegel, Prauns adeliges Europa, Lerchii de Dürrstein vom alten Herkommen des reichsritterlichen Adels, Reinhardi de Gemmingen discursus, Rhätius, Gehagius, und Rüxners Turnierbuch, die er alle aus adlichen Familien bald zusammengebracht hatte. Dies Studium trieb er, um nöthigenfalls mitreden oder Auskunft geben zu können, wenn die Sache nur ihren schlichten historischen Gang ging; fing man an sich aufzublasen, so konnte er eben so gut wie sein Beyer, nur mit dem Unterschiede, daß es dessen Ernst war, daß man aber seinem ernsten Gesichte die Ironie nicht ansah, beweisen, Gott selbst habe den Adel eingesetzt, das Wort Adel komme von dem hebräischen Worte Atsilim, die Vornehmsten, her, und die Juden hätten eben so gesprochen, wie die alten Teutschen: „denn, Ew. Gnaden, der Adel bei den Teutschen beruht auf Helm und Schild, und so spricht auch der He:

bräer; er nennt die großen Herren: Schilde. In der Bibel steht: Gott ist sehr erhöhet bei den Schilden auf Erden. So heißt Gott: unser Schild; wie auch das Wort Schild ganz hebräisch ist." Wurde man aber übermüthig, weil die Vorfahren im zehnten Jahrhundert turnirt hatten; so konnte er auch, nur mit weniger Bosheit als Frau v. Amsel, aus dem Rüxner beweisen, daß Meister Philips, des Kaisers Kanzler, gelogen habe.

Beleidigender Uebermuth empörte ihn überall, nicht blos bei dem Adel, und in einem solchen Falle verfuhr er schonungslos. In einer gemischten Gesellschaft bat ihn einst sein Freund Koch, der damals noch nicht Konsistorialrath in Magdeburg war, ihn einem berühmten Gelehrten vorzustellen, und der berühmte Gelehrte behandelte diesen, wie Lafontaine sich ausdrückte, ganz de haut en bas. Dies erbitterte Lafontainen in hohem Grade, und er nahm noch an diesem Abend Rache. So wie jener das Wort nahm, das man ihm sonst gern ließ und lassen konnte, trat Lafontaine gegen ihn auf, und brachte ihn zu einem langen Schweigen. Niemeyer, der dies nicht bemerkt hatte, äußerte bei einer Gelegenheit, wo er —'s Aeußerungen erwartet haben mochte: „nun, und Sie haben heute keinen von Ihren guten bösen Einfällen?" Sogleich nahm Lafontaine das Wort: „—'s gute Einfälle sind allemal bös." — Aber, nahm

nun dieser das Wort, Sie werden doch malice d'esprit und malice du coeur unterscheiden? — „O ja, erwiderte Lafontaine, die erste ist Dummheit, die andre Bosheit." — Aber in aller Welt, fuhr jener nun auf, was suchen Sie heute an mir? — „Ich suche nichts an Ihnen, denn ich habe Ihren Uebermuth gegen meinen Freund gesehen; ich verlange Achtung für meine Freunde, und lasse sie nicht beleidigen, denn ich habe keinen Freund, der nicht Achtung verdiente. Diesen Ehrenmann hatt' ich Ihnen als meinen Freund vorgestellt."

Von dem Adel, mit welchem er in Berührung kam, hatte er für sich selbst nichts zu besorgen. Er beobachtete die herkömmlichen Regeln der Etikette, aber nicht mit kriechender Demuth — die er für eine Hundetugend erklärte —, sondern mit edlem Anstand; war nie unbescheiden, aber stets freimüthig; nie zudringlich, aber vertraulich; trat nicht über seine Schranken hinaus, aber hielt durch natürliche Würde auch die Andern in ihren Schranken. Dazu kam, daß man wegen seiner Gewandtheit, seinen Ton den Umständen anzupassen und jeden etwas gelten zu lassen, und wegen seines Talents angenehm zu unterhalten, seine Gesellschaft liebte, aber auch seinen Witz scheute, der, in der Regel äußerst gutmüthig, unter Umständen höchst sarkastisch werden konnte. Setzte man Witz gegen Witz, so war nichts gewisser, als daß er am Ende die Lacher auf seiner Seite hatte, und

man ließ sich daher nicht leicht in einen solchen Kampf mit ihm ein. Eines Tages gewann er in einem solchen Kampfe den Sieg durch ein seltsames Mittel. Ein Major hatte Besuch von seinem Bruder erhalten, den man seines Witzes halber auch scheute, jedoch aus dem Grunde, weil sein Witz auf Persönlichkeit gerichtet war und anzüglich wurde. Da er von Lafontaine reden hörte, wandelte ihn die Lust an, sich mit demselben zu messen, und er sagte dies seinem Bruder. Dieser, der Lafontainen wahrhaft liebte, gab sich anfangs Mühe, beide aus einander zu halten, und als dies sich nicht länger thun ließ, sagte er zu Lafontaine: „Liebster Feldprediger, erzeigen Sie mir die Freundschaft, sich mit meinem Bruder in keinen Streit einzulassen, denn ich muß Ihnen nur sagen, daß er am Ende immer hitzig, und dann grob wird." — „Wohl, erwiederte Lafontaine, ich will nicht anfangen; wenn aber Ihr Bruder anfängt?" — „Das ist's ja eben; der wird anfangen. Thun Sie mir den Gefallen ——" — „Nicht wieder grob zu werden? Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will versuchen, ob wir lachend aus einander kommen können." — Der Major schüttelte den Kopf. Bei Tische begann wirklich der Kampf. Anfangs harcelirte man mit leichtem Witz hinüber und herüber. Des Majors Bruder, als er sah, daß er hiemit seinen Zweck nicht erreichen würde, rückte nun mit schwerem Geschütz hervor. Lafontaine von seiner

Seite ließ es beim Harceliren bewenden. Gerade das aber, was der Hitze hatte vorbeugen sollen, brachte sie hervor. Nun schwieg Lafontaine, jener aber fuhr fort, erhitzte sich selbst mehr und mehr, und fing an grob zu werden. Da griff Lafontaine zu seiner äußerst sprechenden Mimik. Bei der ersten Grobheit machte er eine einfältige Miene; es folgte eine zweite Grobheit und ein noch einfältigeres Gesicht, und so stieg es, bis Lafontaine wie die personifizirte Dummheit da saß. Das lange zurückgehaltene Lachen der Gäste war nun nicht länger zu halten, ein allgemeines lautes Gelächter brach aus, während dessen aber Lafontaine ganz unbeweglich da saß. Des Majors Bruder mußte nun selbst lachen, der Major aber sprang freudig auf und umarmte Lafontainen, der dessen Bruder die Hand reichte, die dieser ihm derb schüttelte. Einen neuen Streit versuchte er nicht.

Niemand wußte besser als Lafontaine, was er von blos höflichen Worten und den geschliffenen Sitten des Adels gegen Bürgerliche zu halten hatte; er hielt das, was der allmächtige Zeitgeist zu thun anfing, für einen bloßen Vertrag mit dem jetzigen Augenblicke; niemand aber konnte billiger über die Vorurtheile des Adels urtheilen, als er; ja es hatte sich eine Art von Theodicee über diesen Punkt bei ihm festgesetzt. Er dachte darüber, wie er seinen B ü r g e r schreiben ließ. „Sie leiden uns, weil sie höflicher geworden sind, weil wir ihnen Trotz

gegen Trotz setzten, nicht weil sie anders denken. Der Mensch ist so; nicht der Adel. In jedem Menschen, auch in uns, wohnt der Herr, der Herrscher, der rings=um nur Sklaven sehen möchte. Dieses Herren=Gefühl im Menschen, keinen ausgenommen, prägte Gott in den Menschen, damit er der Bewahrer der menschlichen Freiheit, des Ebenbildes Gottes in uns, ewig seyn sollte." (Die Pfarre an der See, 3, 76.)

Keineswegs nachsichtig aber urtheilte er, wenn Vorurtheile des Adels einen Adlichen zu Handlungen hin=rissen, welche, sey es durch hochmüthige Geringschätzung oder gar Druck und harte Grausamkeit, bewiesen, daß er den Menschen im Menschen zu achten nicht gelernt habe. Unerschütterlich fest war sein Glaube an eine Zukunft, wo der Name Mensch der höchste Name auf Erden seyn müsse. Daß diese Zukunft noch in weiter Ferne liege, war ihm freilich nicht weniger gewiß; bis dahin aber müsse jeder gute Mensch dafür wirken nach allen seinen Kräften, daß nicht das Brandmahl der Knechtschaft der Stirn des Menschen unauslöschlich aufgedrückt werde. In diesem Wirken bot sich ihm nur zu viele Gelegenheit bei dem Militair dar.

Das jetzige Militair darf man freilich nicht zum Maasstabe der Beurtheilung für das damalige nehmen. Jetzt bildet es, wie es soll, wahrhaft einen statsbürger=lichen Stand, dem jeder, ohne Ausnahme von Rang

und Stand, eine Zeitlang angehört, erfodert von dem Offizier höhere Bildung, und beraubt den Gemeinen nicht seines edleren Selbstgefühls; und so steht der ganze Stand in der Achtung, die ihm nicht blos von außen, sondern auch in sich selbst nicht fehlen darf.

Damals aber? — Wäre der Militairstand nicht ein verachteter Stand gewesen, so würde nicht jeder Vater seinem ungerathenen Sohne damit haben drohen können, er werde dem Kalbfell folgen müssen. Man sage nicht, damit sey doch nur auf die strenge Zucht hingedeutet: denn diese Zucht war es eben, welche den Stand verächtlich machte. Welcher Ehrliebende würde sich freiwillig unter den Stock und in die Gefahr der Spiesruthen begeben haben? Wer nicht lieber den Tod gewählt haben, als von brutalen Menschen öffentliche Beschimpfung? Das Militair — es versteht sich, daß hier nicht von den Offizieren die Rede seyn kann, — bestand daher, mit Ausnahme der dazu verpflichteten Landeskinder, die aber auch nur als Gezwungene betrachtet werden konnten, aus Verunglückten, Lüderlichen, und durch ein unmoralisches Werbesystem Betrogenen. Insgemein war ihr Zustand ein Zustand der Sklaverei, denn die militairische Politik erfoderte es, alle, außer den Landeskindern und etwa denen, die sich, um ein entführtes Mädchen heirathen zu können, hatten anwerben lassen, möglichst eingesperrt zu halten, um Deserzion zu verhüten; zu wel-

chem Behuf noch ein System von Spionerie eingeführt war, wie es raffinirter kaum irgendwo existirt hat: namentlich aber bot Halle, als eine Grenzstadt, den Anblick einer belagerten Festung dar, so sehr war es mit Wachen und Lärmkanonen umgeben. Natürlich trug dies alles nicht zur Beförderung der Moralität bei; Noth von der einen, Hab- nnd Gewinnsucht von der andern Seite, Verzweiflung, die im Brantwein sich zu ertödten, und rohe Begierde, die bei feilen Soldatentöchtern Befriedigung suchte, vergrößerten in der Garnison die innere Schlechtigkeit immer mehr. Ein unaufhörlicher Kampf zwischen Gewalt und List war unvermeidlich. Jene wollte nur zwingen durch Furcht, diese wurde desto vorsichtiger im Betrügen, und am Ende mußte jene oft mit dieser sich abzufinden suchen. Da der Reiz zur Deserzion groß, in Halle aber von zwei Seiten die Grenze kaum eine Stunde weit entfernt war; so gelang es gar manchem, troß aller Wachsamkeit, dahin zu entkommen, von da aus aber gegen Empfang neuen Handgeldes und Zusicherung der Straflosigkeit — zurück zu kehren. In solche Traktaten mußte man sich einlassen! Treubruch schändete nicht; wie würde man sonst auch in seine Reihen solche aufgenommen haben, die bereits von mehreren Armeen desertirt waren! Ein solcher aber war willkommen, zumal wenn er hübsch lang war.

Gemeine und Offiziere standen sich im Punkte der Ehre schroff entgegen. Nach Montesqvieu ist Ehre das Prinzip der Monarchien; sie muß auch das Prinzip eines Heeres seyn, oder es ist schlecht mit diesem bestellt. Nur für den Offizier aber war Dienst in dem Heere auch Ehre, und höchstens konnte noch der Unteroffizier von sich mit Schillers Wachtmeister rühmen:

Sieht er, in diesem Rock
Führ' ich des Kaisers Regiment, den Stock.

Auch Offiziere aber gab es, die hauptsächlich im Stockführen ihre Ehre suchten. Die Ehre war sonst immer das dritte Wort, und es war nichts Seltnes, von einem Offizier zu hören: „auf meiner Ehre, ich bin ein Schinderknecht, wenn ich nicht am König schreibe." Man hätte glauben sollen, dies gehöre zum Ton, wie die Verbesserung eines Kapitains, der einem Beurlaubten, welcher seine Rückkunft anzeigte, ganz gutmüthig sagte: Mein Sohn, du mußt sagen: ich melde mir retour. — Der geistige Bildungsgrad stand hie und da wenig über Null, und da hatte man keine Ahnung davon, daß zu einem guten Offizier ein nicht geringer Umfang von Kentnissen erfoderlich sey. Der General Thadden, der sehr wohl wußte, wo es fehlte, wollte dem Uebel wenigstens zum Theil abhelfen, und veranstaltete, daß Lafontaine für jüngere Offiziere Vorlesungen über die Geschichte hielt. An diesen nahmen auch einige

Kapitains freiwillig Theil. Einer von diesen, ein äußerst aufmerksamer Zuhörer und übrigens ein Biedermann, nahm ihn eines Tages auf die Seite, und sagte: „Liebster Feldprediger, Sie erzählen da Dinge, die vor vielen tausend Jahren geschehen sind, Gott weiß wo. Nun haben Sie doch damals nicht gelebt und sind nie dort gewesen; machen Sie uns denn nicht etwas weiß? Woher wissen Sie denn das?" — Ei nun, sagte Lafontaine, aus Büchern, worin man aus jenen Zeiten und Ländern uns die Nachrichten hinterlassen hat. — „So ist also das alles wahr?" — Freilich. — „Kurios! Ich habe gedacht, das wäre immer so gewesen wie im Preußischen." Derselbe Kapitain konnte kein Geschriebenes lesen, hätte aber dem Urtheile Cäsars, daß die Erfindung der Schreibekunst dem Gedächtniß nachtheilig geworden sey, zur Bestätigung gedient, denn er hatte ein äußerst treues Gedächtniß, und seine Rapporte waren daher höchst zuverlässig.

Natürlich war sowohl der intellektuelle als der moralische Bildungsgrad sehr verschieden. Lafontaine lernte auch Offiziere kennen, die nicht nur einen großen Umfang von Kentnissen besaßen, auch über ihre militairische Sphäre hinaus, sondern denen es mit ihrer immer weiteren Fortbildung hoher Ernst war; und gegen die Junker, die nur junkerirten, d. i. ihren Adel nur durch ihre

Liebhaberei an Pferden, Hunden, Gewehren und Mädchen bewährten, traf er auf Männer von dem reinsten Adel der Gesinnung; neben roher Brutalität die feinste Sitte; neben Barbarei die humanste Handelnsweise; neben vornehmer Gemeinheit echte Ehrliebe mit Zartgefühl für das Edle und Schöne. Mehrere lernte er kennen vom herrlichsten innern Gehalt; den köstlichen Kern aber umgab eine rauhe Schale; alle Tugenden der Ritterlichkeit waren vorhanden, aber auch Fehler derselben mangelten nicht. Gerade bei Menschen dieser Art machte er häufig die Bemerkung, daß es nichts bedurfte, als ihnen die Fehler bemerkbar zu machen, um sie davon zurück zu bringen. Ihre Fehler waren nur Fehler des Temperaments oder einer fehlerhaften Erziehung, gegen sie wirkten aber ein gesunder unverkünstelter Verstand und ein von Natur wohlwollendes Herz, und diesen beiden kam sehr zu statten — die Subordinazion, nicht an sich zwar, aber in ihren Folgen für den Offizier. Für diesen war sie ein heilsames Hilfsmittel, die Leidenschaften unterdrücken zu lernen und ihn zu Selbstbeherrschung zu gewöhnen. Jeder steht da gegen jeden innerhalb gewisser Schranken, die er ungestraft nicht überschreiten darf, während doch alles auf einem gewissen Fuß der Gleichheit erscheint. Wenn dies Letztere dem Subordinirten eine bescheidene Dreistigkeit wol gestattet, so wird durch das Erste allem Unziemlichen der Ausbruch gewehrt. Gibt nun schon die

Achtsamkeit, die bei dem Kriegerstande auf alle körperlichen Bewegungen so unerlaßlich ist als Ordnungsstrenge, dem Geist eine größere Macht über den Körper und Selbstbeherrschung in Hinsicht auf das Aeußere, worauf bei fortgesetzter Gewöhnung der schöne Anstand entspringt, so wird durch die Achtsamkeit, welche die Subordinazion in Beziehung auf das Innere erfodert, Selbstbeherrschung in Hinsicht auf Worte, Gefühle und Neigungen bewirkt, und die taktische Gewöhnung an ein festes System von Höflichkeit bleibt nicht ohne Einfluß auf den Charakter. Nirgends gibt es so viele Veranlassung, sich in seine Gewalt zu bekommen, als in diesem Stande, ohne Gefahr zu laufen, daß die Kunst des Scheins, die allerdings hiebei statt findet, so leicht wie in andern Verhältnissen zu Falschheit verleite; nirgends aber gab es auch mehr Gelegenheit, den zurückgedrängten Ausbruch des Temperaments desto heftiger gegen andere Untergeordnete wüthen zu lassen, als bei dem damaligen Soldatenstande. Nur edle Gemüther kamen zu wahrer Selbstbeherrschung, rohe entschädigten sich durch Härte für den erlittenen Zwang, und diese Härte war immer in dem Grade größer, je mehr ein leerer Kopf mit adlichem Dünkel angefüllt war. Einen Bürgers- oder Bauern-Sohn zu mishandeln, schien dieser Art ein Vorrecht des Adels.

So war der Kreis beschaffen, innerhalb dessen Lafontaine jetzt zu wirken hatte. Bei der Sicherheit seines beobachtenden Blickes hatte er bald eine genaue Kentniß der Personen und Umstände sich erworben, und seine Kunst, die verschiedenartigsten Naturen geschickt zu behandeln, sicherte ihm bald seinen Einfluß. Kein Mittel, das Gute, welches er sich vorgesetzt, zu bewirken, blieb von ihm unversucht.

Sein erstes Mittel waren seine Predigten, in denen er keine Veranlassung vorbei ließ, bemerkte Fehler und Untugenden so ins Licht zu stellen, daß sie der damit Behaftete wol in ihrer wahren Gestalt erkennen und sich ihrer schämen mußte. Dafür, daß der, den er etwa besonders meinte, sich getroffen fühlte, wußte er schon zu sorgen. So predigte er einstmals über den Jähzorn, und nach dem Gottesdienste kam ein Major zu ihm, ein sonst sehr wackerer Mann, den aber sein Jähzorn öfters zu Unbilligkeiten hinriß, die er nicht immer, wie er wünschte, wieder gut machen konnte. „Hören Sie, lieber Feldprediger, hob er an, heute haben Sie mich, bei meiner Sele, tüchtig abgekanzelt." — Was man Abkanzeln nennt, erwiederte Lafontaine, das kenne ich nicht; gemeint aber habe ich Sie, Herr Major, und auch — getroffen." — „Ja, ja; getroffen. Es ist ein verfluchtes Ding um den verfluchten Jähzorn; ich möchte mir

ihn abgewöhnen, aber ich kann nicht; bei meiner Sele, ich kann nicht!" — „Sie können, sobald es Ihnen Ernst ist, zu wollen." — „Nein, nein; es geht nicht." Beim nächsten Gottesdienste predigte Lafontaine nun von der Macht des Willens über böse Gewohnheiten, und bestritt den Einwurf: ich möchte wol, aber ich kann nicht. Unter mehreren Beispielen führte er auch den Jähzornigen mit auf, und sagte: „Wie, du könntest die wilde Hitze deiner Natur nicht bezähmen? Du kannst es, aber du willst es nicht. Sieh, ich stelle dich hin vor den König; dein Jähzorn soll sich regen; wirst du ihm den Ausbruch gestatten oder mit aller Kraft eines Mannes ihn bezähmen? Ich weiß es, du wirst ihn bezähmen. Warum aber kannst du es hier, und nicht anderwärts?" — Der Major kam an diesem Tage wieder: „Lieber Feldprediger, das mit dem Könige, das war ein Kernschuß, der sitzt. Nun, bei meiner Sele, ich will's ernstlich versuchen, und im Nothfall, da erinnern Sie mich nur an den König."

Nicht alles freilich ließ sich von der Kanzel abthun. Um von unten herauf zu wirken, nahm er sich mit großem Eifer der Garnisonschule an, die er wesentlich verbesserte, und worin er auch selbst Unterricht ertheilte. Von hier aus wirkten die Kinder auf die Eltern zurück, und es gelang auf diesem Wege gar manches Gute.

Bei allem Guten, was er beabsichtigte, konnte er stets mit Sicherheit darauf rechnen, daß der General v. Thadden es befördern würde. Da er indeß bald auf Fälle stieß, in denen es ihm, theils um des Generals selbst, theils um andrer Personen willen, nicht wohlgethan schien, den General einzumischen; so mußte er auf andre Wege denken, diesen oder jenen guten Zweck zu erreichen. Einen Weg, der viel gerader zum Ziele führte, als er ohne die selbstgemachte Erfahrung je geglaubt haben würde, entdeckte er durch die ihm natürliche Leutseligkeit und Uneigennützigkeit. Diese erwarben ihm die vollkommenste Achtung und Zuneigung aller Feldwebel; eben in diesen aber erkannte er sehr bald vorzüglich einflußreiche Personen. Da nun diese sämtlich ihm höchst ergeben waren, so gelang es ihm sehr oft, durch sie etwas zu erreichen, was er sonst nie erreicht haben würde; sein Einfluß selbst wurde dadurch um vieles größer, und war, je unbemerkter, desto sicherer.

Zuweilen mußte er jedoch auch auf noch andre Mittel sinnen, und es würde fürwahr zu verwundern seyn, wenn ein so phantasiereicher Kopf nicht auch zu romantischen Planen gekommen wäre. Einen solchen entwarf er einst, um einen jungen Mann dem Groll eines Majors zu entziehen. Der Vater des jungen Mannes sollte gesagt haben oder hatte gesagt, der Major möge thun was er wolle, sein Sohn solle doch gewiß nicht Soldat wer-

den; der Major aber, dem man dies hinterbracht, hatte seinerseits seine Ehre zum Pfande gesetzt, der junge Mensch solle nun ganz gewiß Soldat werden. Wirklich hatte er auch, um sein Wort zu lösen, keine Mühe gespart, und sah sich mit Vergnügen am Ziele, denn er hatte den jungen Menschen im — Ordonnanzhause. Die Familie desselben war, wie er selbst, in Verzweiflung, denn des jungen Mannes ganzes Lebensglück — er war Kaufmann, und eben im Begrif sich zu etabliren, wozu ihm eine geliebte Braut ihr Vermögen darbrachte — war zerstört, wenn der Major auf seinem Vorsatz beharrte. Der Vater in seiner Angst wendet sich an Lafontaine um Rath, und dieser, von den Umständen gerührt, verheißt seine Fürsprache. Vor jedem weiteren Versuche befragt er den Feldwebel, der ihm aber geradehin erklärt, hier sey Rettung unmöglich, da der Major sein Ehrenwort verpfändet habe, dieses aber nie, unter keiner Bedingung, brechen werde und bekanntlich nie gebrochen habe. Die Sache war nun allerdings höchst schwierig; doch gab Lafontaine nicht alle Hofnung auf, denn er baute auf den Edelmuth des Majors, und gerieth am Ende auf einen Plan, diesen zu überraschen. Kaum hatte er seinen Plan ausgedacht, so eilte er schon zu dem Regimentsqvartiermeister Kamlah, und kündigte diesem an, daß er, der mit dem Major in sehr freundschaftlichen Verhältnissen war, es schlechterdings dahin bringen müsse, daß der

Major ihnen beiden am nächsten Tage ein Frühstück gebe. Der Beweggrund wird angegeben, der Plan verabredet, und glücklicher Weise erfolgt die Einladung zum Frühstück. Als man nun am andern Morgen sehr heiteren Muthes — den Lafontaine auf alle Weise beförderte — saß, wurde der junge Mann angemeldet. Er tritt herein und, der Verabredung gemäß, macht der Regimentsqvartiermeister große Augen, geht auf ihn zu, ruft: „Ei, liebster M..., woher kommen Sie denn? Willkommen, lieber Freund! Sind Sie schon bei mir gewesen? Nun, kommen Sie her, setzen Sie sich zu uns. Sie erlauben doch, Herr Major?" Der Major runzelt die Stirn, und da der junge Mann sich an ihn wendet, kann er nicht füglich anders, als ihn, den Freund seines Freundes, mit Sie anreden. Hierauf hatte Lafontaine gerechnet; er rief ohne Weiteres nach einem Couvert für Herrn M... „Ah, setzen Sie sich! Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, denn ich kenne Sie längst durch unsern Kamlah; Sie müssen uns von Ihren Reisen erzählen!" Und nun ohne Aufhören Frage auf Frage; der junge Mann muß trinken und erzählen, und erzählt sehr gut, antwortet durchaus wie ein Mann von Bildung und Lebensart, und der Major geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, ohne daß man sein verdrüßliches Gesicht zu bemerken scheint. Endlich hält er sich nicht länger, und geht auf M... los: „Herr M...,

Sie werden erwartet werden!" Dieser entfernt sich, die beiden Zurückgebliebenen sehen den Major verwundert an, und dieser fährt endlich heraus: „Verfluchter Streich! So wollte ich doch..." Nun kommt es zu Erklärungen; Lafontaine bietet alle seine Beredsamkeit für den jungen Mann auf und spart hier nichts, was Rührung bewirken kann. Dies gelingt ihm auch, der Major aber bleibt dabei: „ich kann nicht anders; mein Ehrenwort bindet mich." — „Schlimm, sehr schlimm, — sagt Lafontaine — daß auch solch einem Ehrenmanne, wie Sie, Herr Major, begegnen kann, sein Ehrenwort aus Groll zu verpfänden! Es hat mir nie etwas so weh gethan." — „Mir auch nicht, sagte der Major; es ist nun aber einmal geschehen, und ich kann nicht anders." Dabei blieb es, und Lafontaine mußte mit der Gewißheit, sein Plan sey mislungen, Abschied nehmen. Noch war er trübsinnig, als am Morgen darauf der Major ihn um einen Besuch, und zwar eiligst, ersuchen ließ. In der Hofnung, daß ihm heute gelingen könne, was ihm gestern mislungen sey, machte er sich sogleich auf den Weg. Des Majors Begrüßung war gemessen und kalt, und kaum war sie vorüber, als M..., mit bleichem Gesicht, in — Militairkleidung hereintrat. „Nun, mein Sohn, — sagte der Major zu ihm, — Du weißt nun, wozu Du verpflichtet bist!" Lafontainen reichte er ein Papier hin, und sagte: „Hier, Lafontaine, meine Rechtfertigung!"

Lafontaine sah, und las — M's Abschied. Der Major nahm ihn aus der Hand des freudig Ueberraschten, und gab ihn dem bestürzten M... „Herr M..., Ihr Abschied!" — „Ich erkannte Sie gestern wohl," wendete er sich dann zu Lafontainen; dieser aber rief: „und ich, Herr Major, ich erkenne Sie heute wieder." Mit tiefer Rührung drückten sich beide Biedermänner die Hand.

So ganz freundschaftlich endeten indeß nicht alle seine Versuche, ja durch einen von etwas heroischer Art hätte er sich leicht einen unversöhnlichen Feind machen können. Ein Stabsoffizier, durchaus brav und wohlgesinnt, hatte die üble Gewohnheit, gegen die ganze Kompagnie und gegen Einzelne aus derselben seine Verweise mit den gemeinsten Schimpfwörtern zu begleiten. Schon lange hatte Lafontaine hieran ein Aergerniß genommen. Seine erst feineren und dann immer stärkeren Anspielungen auf die schlechtesten rhetorischen Figuren, die man zur Verstärkung des Nachdrucks gebrauche, waren alle vergebens verschwendet, ja es traf sich, daß jener Stabsoffizier sich in einem Komplimente, das er Lafontainen durch dessen Reitknecht sagen ließ, einer der stärksten jener Figuren bediente. Zufällig waren einige Offiziere bei Lafontaine, als der Reitknecht in seinem Zorne seines Auftrags mit der höchsten Treue sich entledigte. Alle erstaunten und ereiferten sich über das gemeine Schimpfen des Mannes. „Aber, meine Herren, —

sagte Lafontaine — hat denn keiner von Ihnen den Muth, aufzutreten, und zu sagen, daß sich dies nicht schicke?" Alle versicherten, dies sey gegen die Subordinazion, es könne dem, der es wage, sehr übel bekommen. Endlich sagte der junge muthige Adjutant v. W—n: „Wollen Sie, Herr Feldprediger, mich beim General vertreten, wenn ich es wage?" — Ja. — Daß die Gelegenheit dazu sich sehr bald darbieten würde, war vorauszusehen; Lafontaine brauchte nur bis zum zweiten Tage gegen Ende der Exerzierzeit sich in der Nähe des Generals aufzuhalten, um im geltenden Augenblicke wirksam zu seyn. Die gewöhnliche Rhetorik hatte sich sehr stark ergossen, v. W— hatte nachher erklärt, daß die Leibkompagnie weder Schinderknechte noch Rindsknochen habe, und war in Arrest geschickt worden. Davon machte nun jener Stabsoffizier Rapport. „Subordinazionsfehler? — sagte erstaunt der General, der auf den Adjutanten sehr viel hielt — wie so? was konnte den bei W— veranlassen?" Eine nähere Erklärung konnte nicht ausbleiben, und nun trat Lafontaine mit der seinigen hervor, daß es nicht zu verwundern sey, wenn bei solchen Reizungen das empörte Ehrgefühl eines jungen Mannes das Schweigen endlich nicht mehr ertragen habe; mit Schmerz müsse er gestehen, daß das Regiment, welches solche Behandlung sich müsse gefallen lassen, bei den übrigen Regimentern in üblem Rufe stehe, und daß

man mit Spott und Verachtung sich äußere. Der General, auf die Ehre seines Regiments höchst eifersüchtig, wurde finster; der Stabsoffizier wendete sich an Lafontaine: „aber, liebster Feldprediger, Sie wissen, daß ich Sie achte und liebe —" — „Und troß dem — fiel dieser ihm ins Wort — was ließen Sie mir neulich durch meinen Reitknecht sagen? Sie erinnern sich dessen wol; ich habe davon geschwiegen und werde davon schweigen." Der General wurde immer finsterer, und sagte endlich blos, er werde die Sache genau untersuchen. Er verwies am andern Tage dem Stabsoffizier seine Manier und der Adjutant erhielt seinen Degen wieder. Ganz konnte jener der eingewurzelten Gewohnheit freilich nicht entsagen, er benahm sich aber doch etwas vorsichtiger, und zu seiner Ehre fügte Lafontaine stets hinzu, daß er nie einen Groll gegen sich an ihm bemerkt habe.

Dies war der einzige Fall, in welchem Lafontaine von seiner Regel, nicht unmittelbar durch den General einzuwirken, abwich, denn er sah sehr wohl, daß Fälle solcher Art dem General unangenehm werden mußten, und daß er dadurch zugleich das Vertrauen der übrigen verscherzt, sich aber seine weitere Wirksamkeit verkümmert haben würde. Der General selbst aber, der zu Lafontaine's Einsicht und Rechtlichkeit das vollste Vertrauen hegte, fragte ihn in zweifelhaften Fällen psychologischer und moralischer Art öfters um Rath. In einem solchen

Falle gelang es ihm einst, einen Deserteur von den Spießruthen zu befreien. Dieser war ein Ausländer, der auf eine Kapitulazion auf zehn Jahre sich hatte anwerben lassen. Seine Dienstzeit war abgelaufen, und er wurde befragt, ob er nun seinen Abschied haben oder von neuem kapituliren wolle. Er, ein Buchbinder von Profession, der einen guten Nebenverdienst dadurch hatte, in Halle eingewohnt war und sich sehr gut befand, besonders da er auch seines stets guten Betragens wegen zu den sogenannten Vertrauten gehörte, denen eine größere Freiheit gestattet war, erklärte, daß er auch fernerhin im Dienste bleiben wolle. Der General selbst stellte ihm vor, daß er sich jetzt wohl bedenken möge, damit ihm nicht etwa eine zu späte Reue, die Heimath verlassen zu haben, ankomme. Der Soldat verharrt bei seiner Erklärung, schlägt aber das ihm dargebotene neue Handgeld aus. So ist er denn von neuem freiwillig Soldat, aber sein früherhin heiterer Sinn hat ihn ganz verlassen, er ist zerstreut, geht mismüthig umher, und ist nach Verlauf einiger Wochen — desertirt. Alles war aufs höchste auf ihn erbittert, da man ja kurz zuvor seine Entlassung in seine eigne Wahl gestellt hatte; man war der Meinung, daß er hätte foppen wollen. Sonderbarer Weise verschwand diese Meinung auch dann nicht ganz, als — für Alle unbegreiflich und zu Aller Erstaunen — dieser Mensch nach einigen Monaten wieder in Halle eintraf.

Er wurde sofort arretirt, und es war nun die Rede davon, daß er die Strafe der Spiesruthen erleiden müsse. Der General, dem ebenfalls seine Deserzion und seine Rückkehr gleich unbegreiflich war, und der bei sich noch zu keinem Entschluß kommen konnte, trug Lafontainen diesen ungewöhnlichen Fall vor. „So viel, sagte dieser, ist außer allem Zweifel, daß dieser Mensch kein Betrüger ist; denn wäre er dies, so hätte er die Annahme des Handgeldes nicht verweigert, oder wol gar auf der Grenze neues Handgeld genommen und sich vor seiner Rückkehr Amnestie ausbedungen." — „Aber warum ging er denn nicht, da es ihm frei stand, sondern desertirte?" — „Daran, Herr General, ist niemand Schuld, als Sie." — „Wie? ich?" — „Ganz gewiß. Dieser Mensch befand sich wohl hier und hatte keinen Gedanken an eine Vergleichung seines gegenwärtigen Zustandes mit einem andern, und zuverlässig keinen Wunsch nach einer Veränderung seines Zustandes. Da brachten Sie ihm die Erinnerung an die Heimath. In dem Augenblicke, wo Sie mit ihm sprachen, dachte er nur an Jetzt, allein mit diesem einzigen Worte hatten Sie einen Funken in seine Sele geworfen, der sehr bald in der Einsamkeit seine Phantasie in Flammen setzen mußte. Was knüpft diese nicht alles an das einzige Wort: Heimath! Da stehen aufs lebendigste vor der Sele Eltern, Geschwister, Verwandte, Spielgenossen, jedes liebe Plätzchen der Kind-

heit, alles, was dem Menschen das Liebste und Theuerste ist und bleibt, er denkt sich das Wiedersehen, das Erstaunen, die Freude, die doppelte Liebe, mit der man ihn umfassen wird, kurz ein unaussprechliches Glück; und er müßte nun kein Mensch seyn, wenn ihn nicht eine ungeheure Sehnsucht nach demselben ergriffe. Da fällt es aber mit Zentnerlast ihm auf das Herz, daß er den Weg zu diesem Glücke sich selbst versperrt hat; daher sein Mismuth, seine Zerstreutheit, seine Unruhe, deren er nicht Herr werden kann, und die ihn endlich in einer mondhellen Nacht fort in die ersehnte Ferne treibt. Er kommt nun in der Heimath an, — aber wie so ganz anders findet er alles, als die Phantasie ihm vorgespiegelt hatte; die Eltern todt, die Geschwister entfernt oder wol gar misgünstig, die Freunde zerstreut, bei Verwandten kalte Aufnahme, ungünstige Aussicht auf die Zukunft. Von neuem muß er vergleichen, und der Zustand, den er verlassen hat, ihm als der wünschenswerthere erscheinen. Er beklagt es, ihn verlassen zu haben, er sehnt sich nach ihm zurück, er entschließt sich endlich zur Rückkehr, um nun ein wirkliches Glück gegen ein eingebildetes zu vertauschen. Wäre es ihm nicht gewiß, fühlte er es nicht, daß hier sein Zustand ein glücklicher sey, warum hätte er ihn jetzt nicht anderswo gesucht, da ihm ja die ganze Welt offen stand? Er geht zurück, jetzt vielleicht erst mit Bangen an das, was er zu befürchten habe, den-

kend, gewiß aber auch mit der Hofnung, daß die Billigkeit, gegen Ein Vergehen ein zwölfjähriges tadellos geführtes Leben, in welchem er auch die Androhung einer Strafe nicht verschuldete, in die andre Wagschale legen werde; er kehrt zurück, ohne daß ihm ein Gedanke an Betrug, den er ja ungestraft hätte begehen können, in die arglose Sele kommt. Er ist zurückgekehrt, und mein Leben will ich zum Pfande setzen, daß dieser Mensch, wofern man ihm eine menschliche Schwäche verzeiht, nie einen Gedanken daran wieder haben wird, das Regiment zu verlassen." Der General, welcher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, erwiederte kein Wort, sondern gab sofort Befehl, den Arrestanten zu ihm zu führen. Mit mildem Ernst redete er ihn an, fragte genau nach allen Umständen, und es ergab sich, daß Lafontaine vollkommen richtig geurtheilt hatte. Auch seine Voraussagung bewährte sich als richtig; dieser Mensch, dem die Strafe erlassen wurde, war und blieb unter allen Umständen einer der treuesten und zuverlässigsten beim Regiment.

Als Feldprediger kam Lafontaine auch in zwar nicht ganz nahe, aber doch manche Berührung mit der Geistlichkeit der Stadt, und fand bald, daß der Umgang mit seinen Amtsbrüdern bisweilen schwieriger sey als mit dem Militair, und daß im geistlichen Stande eingewurzelte Vorurtheile oft unvertilgbarer sind als bei dem Adel.

Glücklicher Weise fand er fast durchaus nicht nur sehr achtbare Männer, sondern auch solche, deren Ansichten und Meinungen von den seinigen nicht so sehr verschieden waren, daß ein Streit darüber in unwürdige Feindseligkeit hätte ausarten können; er konnte sich daher freundlich an mehrere anschließen, ja er gewann einen Freund an dem, als ehrwürdiger Greis noch wirkenden, trefflichen Wagnitz. Gewisse Kollisionsfälle, die wegen verschiedener geistlicher Amtsverrichtungen sonst wol Mishelligkeiten zwischen den Stadtgeistlichen und dem Feldprediger erregt hatten, konnte er zwar nicht ganz vermeiden, wie sehr er dies auch wünschte; er beseitigte aber das Verdrüßliche derselben dadurch, daß er das damit verbundene Einkommen dem Prediger überließ, dem es zufolge seines Sprengels zukam. Es war aber nicht bloße Klugheit, die ihn zu dieser Maasregel bestimmte, sondern er ergriff sie, weil er es für Unrecht hielt, dem etwas zu entziehen, der für allzumäßigen Gehalt durch solche Nebeneinkünfte hatte entschädigt werden sollen, und dessen Haushalt und Familie sie ihm wünschenswerth machen mußte. Uneigennützigkeit macht überall einen guten Eindruck, und sie verfehlte auch hier ihren Zweck nicht; Lafontaine stand mit allen Geistlichen des Orts in gutem Vernehmen. Mit einem einzigen Eiferer hätte er in Zwist gerathen können, dieser war aber doch so klug, daß er Lafontaine's Kaffee und Wein einer Streitigkeit

mit ihm vorzog, und so lebte er auch mit diesem wenigstens im Frieden.

Eine Veranlassung zu Unfrieden, der geistliche Hochmuth nämlich, konnte bei ihm gar nicht statt finden, da nach seiner Stellung kein andrer denselben gegen ihn äußern konnte, ihm selbst aber der Hochmuth jeder Art durchaus fremd war. Bei einer feierlichen Gelegenheit kam ihm dies sehr zu statten. Bei dem feierlichen Leichenbegängniß des Generals Salomo folgten Geistliche dem Sarge. Lafontaine, als zu dem Militair gehörig, hatte den mittleren Platz zwischen zwei andern, von denen aber jeder behauptete, daß ihm der Platz zur Rechten des Feldpredigers gebühre. Darüber war man nun gar noch nicht einig geworden, als sich die Prozession in Bewegung setzte. Schnell stellt sich der eine zu Lafontaine's rechter Seite, eben so schnell aber faßt der andere diesen beim Arme und zieht ihn um jenen herum; flugs tritt jener in die Mitte zwischen beiden, und dieser faßt nun Lafontainen, der links zu stehen gekommen war, um ihn wieder in die Mitte zu bringen. War er rechts zu stehen gekommen, so defilirte der unterst Stehende um beide, und stellte sich rechts. Dieser geistliche Kontretanz dicht hinter einem Sarge kam Lafontainen so komisch vor, daß er alle Fassung zusammen nehmen mußte, um ernst zu bleiben, und er konnte nie ohne Lachen erzählen, wie da ein Hochmuth um den andern herumgetanzt habe,

ohne an den Todtentanz zu denken. Ich konnte ihm ein Seitenstück dazu von einem Professor der Philosophie liefern, der seinen Vorrang dadurch behauptet hatte, daß er beim Eintritt in die Kirche doch seinen einen Fuß eher hineingebracht, als ein andrer, der ihn übrigens zurückgedrängt hatte. Lafontaine sagte, das sey doch ein Trost für die Theologie, daß auch die Philosophie nicht klüger gewesen sey.

Seine Verhältnisse waren nun von der Art, daß er kein Bedenken tragen durfte, das Schicksal eines geliebten weiblichen Wesens an das seinige zu knüpfen. Von ihm, der von der Gewalt der Liebe und dem schönen Glücke der Häuslichkeit nun bereits so manches schon geschrieben, was alle Frauen und Mädchen mit Begierde lasen, hatte man dies erwartet; denn wie konnte der, der von der Liebe so schrieb, die Gewalt derselben nicht selbst empfinden? Sonderbarer Weise ging aber er mit allen Mädchen, und selbst denen, die er nicht umhin konnte vor andern auszuzeichnen und in deren Gesellschaft er sich sehr wohl gefiel, doch so um, daß eine vorherrschende Neigung bei ihm nicht zu entdecken war.

In jener Zeit war es, als er folgende Stelle niederschrieb. „Jedes Mädchen ist bestimmt, Frau, Mutter, Hausfrau, Gesellin des Mannes, und Gesellschafterin der Freunde des Hauses zu werden, und für diese Verhältnisse muß sie gebildet werden, glücklich in diesen Ver-

hältnissen zu seyn, und glücklich in diesen Verhältnissen zu machen; denn Eins läßt sich ohne das Andere nicht denken. Für diese Verhältnisse braucht sie der allerreifsten Ausbildung ihres Verstandes, und der ganzen möglichen Güte und Schönheit ihres Herzens. Dieser letzte Punkt ist es, worin es gewöhnlich bei der Bildung des weiblichen Geschlechts versehen wird. Für die Ausbildung des Verstandes wird hin und wieder leidlich gesorgt, und oft das Herz darüber ganz vergessen. Seine Bildung des Verstandes kann, darf und soll nichts anders zum Zweck haben, als das Wohlwollen, die Güte des Herzens gegen alle Menschen zu befördern, zu reinigen, zu stärken. Bildung des Verstandes ist nur ein Mittel, kann nur Mittel seyn; und bei tausend Mädchen ist diese Bildung des Verstandes der Zweck selbst. Thätiges Wohlwollen des Herzens gegen alle Menschen, und feste Ruhe der Sele bei den menschlichen Unglücksfällen sind die beiden letzten Zwecke, wohin alles, jede Bildung der Menschen, arbeiten soll: das Erste, weil man dadurch glücklich macht; das Zweite, weil man dadurch glücklich ist. —— Mittel zu dieser Bildung ist ein heller, reiner, vorurtheilsfreier Verstand; alle Mittel, durch die der Verstand und alle übrigen Selenkräfte geübt werden, gehören als Mittel zur Bildung, folglich auch das Erlernen aller nützlichen Kentnisse, und besonders das

Erlernen fremder Sprachen. Vielleicht ist unter der ganzen Masse von dem, was gelernt wird, für den Verstand nichts nützlicher als das Studiren einer fremden Sprache; nicht einmal gerechnet, daß man dadurch Herr über alles das wird wird, was die Nazion, deren Sprache man lernt, Wissenswerthes hat. Eben so hat auch ein richtig gebildeter Kunstgeschmack einen großen Einfluß auf den sittlichen Geschmack: Musik, Zeichnen, schöne Wissenschaften sind also auf keine Weise überflüssig bei der Bildung der Menschen, wol aber dann, wenn sie blos Mittel seyn sollen, die Eitelkeit eines Mädchens zu befriedigen, und sie in Gesellschaft zu produziren. Diese Talente erleichtern die feste und vollendete Bildung des Geistes, und geben allen Gefühlen eine Milde, eine Güte, und erhalten diese Geistesmilde auch in Zeitpunkten, wo auch das schönste Herz kälter wird oder doch zu werden scheint. Dies ist mein Glaubensbekentniß über die Bildung des weiblichen Geschlechts, und über das, was ich unter einem gebildeten Frauenzimmer verstehe. Auch kann man, dünkt mich, nicht leicht einen Misgriff machen unter einem wirklich gebildeten und unter einem talentvollen Frauenzimmer. Diese, die Talentvolle, kennt man sehr leicht an den Prätensionen, die sie macht; jene, die wirklich Gebildete, an einer natürlichen, unschuldigen, sanften Demuth, dem köstlichsten Edelgestein des ganzen menschlichen Geschlechts. — — — Was

dem Manne sonst an seinem Weibe die höchste Zierde dünkte, Witz, Verstand und Talente, wird mit der Eitelkeit vielleicht die schärfste Geisel seines Lebens."

Dieser Ueberzeugung gemäß handelte er, und also nichts weniger als romantisch oder romanhaft, wenn man nicht etwa das dafür will gelten lassen, daß er sich sein künftiges häusliches Leben so idyllisch als möglich ausmalte. Wie der eine seiner Helden, hatte er sich stets in den kleinen beschränkten Haushaltungen unschuldiger Menschen äußerst wohl befunden; das Nadelkissen unter dem Spiegel, dabei der Kalender an einem hübschen rothen Bändchen hängend, die Tassen, die auf einem Schranke als Aufsatz standen mit ein Paar Figuren von Porzelain dazwischen, waren Gegenstände, auf denen er mit Vergnügen verweilte, weil seine Phantasie zu diesem Stillleben ihm das, zwar unscheinbare, aber um so weniger trügerische und desto dauerhaftere, Glück der einfachen Menschen in solcher beschränkten Haushaltung leicht hinzu malte. Ein höheres Glück verlangte er von dem Schicksal nicht, und in Hinsicht auf die Liebe dachte er genau so, wie er seine Karoline in den beiden Freunden sagen läßt: „ist die Liebe eine tugendhafte Begeisterung, so laßt uns geschwind heirathen, und eben so geschwind sterben; denn an Liebe fehlts nicht. Aber wir armen Menschen gebrauchen eine Minute zu lieben und eine halbe, um den Bund der Liebe zu brechen. Aber das

an Liebe verarmte Herz an unserm, das eben so verarmt ist, fest halten, jeden Irrthum, auch die unmerkliche Täuschung der begeisterten ersten Stunde der Liebe mit eben so viel Vertrauen, Nachsicht und Güte ersetzen; jenen glühenden Augenblick des ersten Handschlags nicht in eiskalten Haß verwandeln und aus der vergänglichen Liebe eine schöne Pflicht machen: ist das auch Begeisterung?"

Lafontaine hatte das Andenken an seine Freundin Sophie stets in treuem Herzen bewahrt, und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, die er in ihr erregt hatte, gewährte ihm jetzt die erfreulichste Aussicht auf die seinige. Er war überzeugt, daß Sophie im Besitz jenes köstlichsten Edelgesteins war, ohne welches eheliches Glück auf die Dauer nicht gedeiht. Der Gedanke an sein künftiges eheliches und häusliches Glück war daher unzertrennlich von dem Gedanken an sie.

Nach dem Tode des Amtmanns Brinkmann hatte die Wittwe sich nicht von ihrer Freundin Sophie Abel getrennt. Zwischen beiden war Lafontaine öfters der Gegenstand des Gesprächs, und von Seiten der Amtmännin besonders in näherer Beziehung auf ihre Freundin. Lafontaine, ein säumiger Briefschreiber, ließ eine Zeitlang nichts von sich hören, und der Amtmännin, die Lafontaine's neue Verhältnisse bedachte, und nicht unerwogen ließ, daß ihre Freundin dem jungen allbeliebten Feldprediger an Jahren voraus sey — ein Umstand, der

allerdings Bedenken erregen konnte — schien es nachgerade nöthig, Sophien darauf vorzubereiten, daß sie vergessen sey. Diese blieb jedoch hiebei ganz ruhig, und erklärte, daß sie Lafontainen vor seiner Verheirathung sehen werde, denn dies habe er ihr zugesagt, und sein Wort breche er nie. Sie hatte Recht, denn der erste Brief von ihm, der wieder ankam, enthielt die überraschende Einleitung zur Heirath. Die Amtmännin erfreute sich dieser Beständigkeit, an die sie nicht recht mehr geglaubt hatte, während ihre Freundin behauptete, sie würde Lafontainen vor ihrer Verheirathung, wenn auch mit einer andern, gewiß wieder gesehen haben. Alle Anstalten wurden nun getroffen, und zweimal war das Aufgebot erfolgt, als er zum zweitenmal überraschte. Er kam früher an, als er erwartet war, mit allem Nöthigen zur sofortigen Trauung versehen, und war getraut ehe man sich es versah. Dies hatte er, der Ceremonien nicht liebte, gethan, um der Hochzeitfeier zu entgehen.

6.

Das Idyllische seines ehelichen Lebens war von nur kurzer Dauer, denn die politischen Verhältnisse riefen das preußische Heer zu den Waffen gegen Frankreich, wohin

Lafontaine am 14. Junius 1792 mit seinem Regiment aufbrach.

Von Halle bis Koblenz begegnete ihm nur zweierlei Bemerkenswerthes in den beiden ersten Nachtquartieren, zu Naumburg und zu Weimar. In Naumburg war er sehr zeitig angelangt, hatte am Tage die anmuthige Umgegend sich besehen, und wünschte gegen Abend eine andre Gesellschaft, als die gewöhnliche eines Wirthshauses, in welchem er sich befand. Auf sein Befragen, wohin man wol hier gehen könne, gibt ihm der Kellner die Gegenfrage, ob er denn nicht den berühmten Cramer besuchen wolle? Cramer war damals durch seinen Erasmus Schleicher ein namhafter Romanschreiber geworden, Lafontaine kannte ihn nur dem Namen nach, und war nichts weniger als geneigt, Besuche bei Gelehrten und Schriftstellern zu machen. Diesmal machte er jedoch eine Ausnahme, da es den ersten Kollegen galt, auf den er so zufällig stieß, und er hoffte auf jeden Fall, bei diesem sich besser zu befinden als in seinem Qvartier. Er ging also zu ihm, und fand gleich beim Empfange jene altteutsche Biederkeit, deren rechtliches Wesen sich nicht anders als derb aussprechen durfte. Cramers Gutmüthigkeit gestattete ihm nicht, einen Besuchenden zu entlassen, ohne eine Flasche Wein mit ihm getrunken zu haben, und dabei entwickelte sich so viel joviale Laune, daß Lafontaine seinen Besuch gar nicht bereute. Die

Rede kam auch auf Romane, und Cramer fing nun an sein Steckenpferd weidlich zu tummeln und setzte Lafontainen aus einander, wie man es anfangen müsse, um mit seinen Romanen beim jetzigen Publikum Glück zu machen. Dabei trug er die Kosten der Unterhaltung ganz allein. Erst als Lafontaine Abschied nehmen wollte, fragte er nach dessen Namen, und so wie er ihn hörte, rief er aus: „Kreuzdonnerwetter, Herr, und Sie lassen mich da lang und breit über das Romanschreiben reden, ohne ein Sterbenswörtchen dazu zu sagen!" Er sollte durchaus noch eine Flasche mit ihm leeren, und hatte Mühe, seine Entschuldigung, daß er morgen sehr früh aufbrechen müsse, geltend zu machen.

In Weimar erhielt er sein Qvartier auch bei einem Kollegen, aber bei einem geistlichen, der von des Feldpredigers weltlicher Schriftstellerei nicht die entfernteste Ahnung hatte, und sich daher mit seinem Gast auf lauter theologische Gegenstände einließ. Lafontaine sah nur zu bald, wie weit entfernt sie beide in ihren Ansichten von einander waren; aber theils aus Grundsatz, theils um den gutmüthigen Alten zu schonen, vermied er jeden Dispüt. Dies machte den Wirth so vertraulich, daß er sein volles Herz ergoß und sich über Herders Ketzereien aussprach, die um so schlimmer wirkten, da Wieland und Göthe sie noch mehr beförderten; und nun sey gar noch Böttiger hinzugekommen, der jenen überall bei-

trete. Kaum aber hatte er seine Philippika beendigt, als Böttiger ankam, um Lafontainen zu einer Abendgesellschaft einzuladen, in welcher er Wieland gewiß, Herdern vermuthlich, Göthe aber, der schon abgereiset sey, leider! nicht finden werde. Welch ein Schrecken für den armen Wirth, der nun erst ahnete, welch einem Gast er sich anvertraut hatte. Als Böttiger sich wegbegeben hatte, bat die Frau mit Aengstlichkeit Lafontainen, von ihres Mannes Aeußerungen doch ja nichts verlauten zu lassen, und er tröstete sie mit der Versicherung, daß, wenn es auch sein Grundsatz nicht wäre, über alles ihm Anvertraute zu schweigen, ihn doch hier die freundschaftliche Aufnahme, die er gefunden, dazu verpflichten würde. Von jener Abendgesellschaft hatte übrigens Herdern eine Unpäßlichkeit abgehalten, und Lafontaine lernte nur Wieland kennen, ohne jedoch zu einem Gespräche, wie er es wünschte, mit ihm kommen zu können, denn Wieland war gerade damals so ganz in der Politik, daß er nicht davon abzubringen war. Vielleicht würde es anders gekommen seyn, wenn Wieland Lafontainen schon damals als Schriftsteller gekannt hätte; vielleicht aber auch nicht, denn Wieland hielt bei dem, was ihn gerade sehr interessirte, fest; Göthe sah es wenigstens am liebsten, wenn er darauf eingehen konnte. Unmöglich kann sich doch auch ein berühmter Mann nach jedem, ihm oft sehr unbeqvemen, Besuche beqvemen und in jedem Au=

genblicke sich die Stimmung geben, gerade das, was dem Besucher am wichtigsten ist, hervorzuheben. Lafontaine vermied, auch aus diesem Grunde, alle solche Besuche.

In Koblenz, wo er gegen die Mitte des Julius eintraf, erôfnete sich ihm eine neue Welt. Die Emigrirten nannten Koblenz damals: klein Paris, und in der That war der Ton des alten Paris durch die Emigrirten hier herrschend geworden, aber um so auffallender, da die ungeheure Frivolität sich auf einen engen Raum zusammendrängte. Zwischen der höchsten Spannung, dem unaufhörlichen Schweben zwischen Furcht und Hofnung, zeigte sich der grenzenloseste Leichtsinn, die unbesonnenste Verschwendung, die albernste Geckenhaftigkeit, der dünkelhafteste Hochmuth, die galanteste Lüderlichkeit. Eine kleine von Lafontaine dargestellte Scene war eine selbsterlebte. Ein Emigrant fragt seinen Wirth: „nicht wahr, Sie sehen es gern, daß wir ausgewandert sind? Sie verdienen Geld hier in Koblenz!" „Ja, erwiederte dieser, wir verdienen Geld hier in Koblenz, und unsere Mädchen werden verführt." Dabei wurden von Tage zu Tage alle Leidenschaften gegen das gemeinsame Vaterland, und die Wuth der Parteien unter den Emigrirten selbst immer mehr aufgeregt, denn einige wollten, wie Lafontaine bemerkte, die ganze alte Verfassung wieder hergestellt haben, also das Unmögliche, andere zwar Veränderungen, aber jede Partei andere, und darüber haßten sie sich un-

ter einander noch heftiger, als sie alle zusammen die herrschende Partei in Frankreich haßten, welche zu besiegen ihrer Verblendung so leicht schien, daß sie die teutschen Heere, die doch ihr Geschrei an den Rhein gebracht hatte, für allenfalls entbehrliche Hilfstruppen ansahen. Bei jedem ehrliebenden Bürger machten sie sich durch ihre Narrheiten und Ausschweifungen verächtlich, bei dem Heere, das für ihre Sache fechten sollte, durch ihre Großsprechereien und Prahlereien verhaßt. Nicht viele waren es, die sich von der großen Masse unterschieden; diese aber sonderten sich auch davon ab, und sie in ihrer Zurückgezogenheit als Ausnahmen zu erkennen und zu würdigen, war ein so beobachtender Blick und ein so menschenliebendes Herz wie Lafontaine's erfoderlich.

Ein höchst imposantes Schauspiel gewährte ihm die Musterung des preußischen Heeres, wobei der Kaiser, zwei geistliche Kurfürsten im Statskostum, und die französischen Prinzen, alle mit glänzendem Gefolg, erschienen, und der König selbst ihnen sein Heer vorstellte, ein Heer, welches an sich schon einen imponirenden Anblick darbot durch seine Haltung und den kriegerischen Geist, der es belebte.

Haß gegen das revoluzionäre Frankreich war allgemein und groß die Hofnung auf einen Sieg, den die Emigrirten als ganz leicht darstellten. Lafontaine war dieser Meinung nicht, und am allerwenigsten nach Erscheinung

jenes Manifestes, welches der Herzog von Braunschweig selbst, unter dessen Namen es erschien, ein unseliges nannte; und mit Recht war er darüber so erbittert, daß er es zerriß, weil die famöse Stelle darin, die so viel Unheil gebracht hat, hinter seinem Rücken von einem fanatischen Emigrirten eingeschoben, und das, was ihm den Anschein eines bramarbasirenden Vandalen gab, verbreitet worden war. Lafontainen gab dieses Manifest schmerzliche Empfindungen, da kurz zuvor der Herzog nach ihm gefragt und in einer langen Unterredung sich äußerst huldreich gegen ihn erwiesen und keineswegs eine solche Gesinnung, wie hier ausgesprochen war, gezeigt hatte. Er hatte späterhin noch einige Unterredungen mit dem Herzog, und fand jedesmal nicht nur Wohlwollen gegen seine Person, sondern überhaupt die lauterste Humanität in ihm; weshalb es ihm höchst erfreulich war, den edeln Fürsten seines Vaterlandes über jenes Manifest endlich gerechtfertigt zu sehen.

Die Nemesis zauderte nicht. Bekannt genug sind die Ereignisse jenes unglücklichen Feldzugs in der Champagne; hier kann blos das berührt werden, was Lafontainen betrifft, der, wiewohl selbst nicht Krieger, doch alles Ungemach der Krieger theilen mußte.

Der Feldprediger gehörte nebst dem Regimentsqvartiermeister, dem Auditeur und dem Regimentschirurgus zu dem kleinen oder Unter-Stabe, der im Lager sein Zelt

in der Nähe des Hauptzeltes hatte. Mit diesen seinen Zeltgenossen, Kamlah, Kreye und Ollenroth, hatte Lafontaine bald vertraute Freundschaft geschlossen; aber auch andere gefielen sich bei ihnen, und ihr Zelt war das am häufigsten besuchte. So lange man noch nicht in der Nähe des Feindes sich befand, war das nomadische Leben des Lagers mit seinem immer regen Treiben eine Lust, und der Gedanke an die Demüthigung eines frevelhaften Feindes, die Hofnung des Sieges, gaben dem Muthwillen freieren Spielraum. Niemand dachte an das vielleicht sehr nahe Grab, und Lafontaine stimmte am Tage wol auch in den frohen Scherz der Krieger mit ein. Wenn aber — wie er dies schilderte — der Retraiteschuß am rechten Flügel und der Donner der tausend Trommeln, und das Schmettern der Trompeten im Kavallerielager den Schlaf und die Stille gebot, und das ferne Werda! der Außenposten wie Geisterstimmen um das Lager herlief, dann saß er oft einsam vor seinem Zelte, in ernste Betrachtungen über den Zweck des Menschenlebens und das Schicksal der Nazionen versenkt.

Die schnelle Einnahme von Longwy erregte äußerst sanguinische Hofnungen, und der Muth der Krieger würde sehr keck geworden seyn, wenn nicht sehr bald die Noth eingetreten wäre. Bei Mangel an Lebensmitteln mußten bis Verdun sehr starke Märsche gemacht werden, und da gebrach es im Lager auch an Vorräthen, was

vielleicht nicht der Fall gewesen seyn würde, wenn bei jedem Regiment so strenge Mannszucht wäre gehalten worden, als der General v. Thadden bei dem seinigen hielt, der es durchaus nicht duldete, daß seine Soldaten ungebührlich die Uebel des Kriegs vermehrten. Nicht alle aber hatten so gedacht, und so waren theils aus Noth, theils aus rohem Uebermuth die Dörfer geplündert, und aus Unbesonnenheit die Feldfrüchte vernichtet, weshalb es oft schwer hielt und zuweilen gar nicht möglich war Rath zu schaffen. Lafontaine hatte für sich und seine Zeltgenossen in Longwy so viel Vorräthe aufgekauft, als ihm fortzubringen möglich war: allein da er auch jedem andern, der ihm seinen Mangel klagte, ohne sich zu bedenken, freudig davon mittheilte, so befand er sich bald mit den übrigen in gleicher Lage. Seine Zeltgenossen stimmten nun dafür, daß er, als der französischen Sprache mächtig, jetzt ihr Proviantkommissair werden müsse. Er versprach, bestens für sie zu sorgen; der Zufall aber sorgte wenigstens in einem Falle für ihn.

Da er der Freieste von allen war, so machte er es sich überall, wohin er kam und auch nur einen Tag blieb, zum Geschäft, sich in der Gegend zu orientiren, und bei dem Marsche war er bald voraus, bald zurück, um sich eine genauere Kentniß der Gegend zu verschaffen. Ueberfiel ihn bei seinem Herumschweifen die Nacht, so blieb er an einem Orte, den er gerade traf, wodurch er einige

Male der Gefahr der Gefangenschaft sehr nahe kam, durch Entdeckung dieser Gefahr aber auch zweimal sehr nützlich wurde. Eines Abends hatte er in einem Orte, dessen Name mir entfallen ist, übernachten müssen, und bei einem Monsieur Louis Aufnahme gefunden. Da er nicht blos zu bezahlen versprach, worauf man sich nicht sonderlich verließ, sondern sogleich Geld, um etwas anzuschaffen, hergab, so erhielt er ein Abendessen, welches der Hunger würzte, und eine Flasche sehr guten Wein, von welcher Monsieur Louis versicherte, es sey die einzige, die er gerettet habe. Kaum hatte Lafontaine sich ein wenig gelabt, als auf der Straße sich ein gewaltiger Tumult erhob, und Monsieur Louis leichenblaß hereinstürzte, und kaum zu sagen vermochte daß man plündere. Lafontaine bemerkte entsetzliches Geschrei in den Häusern, das er sich aber sehr wohl erklären konnte. Er hatte nämlich schon mehrmals bemerkt, daß die Soldaten besonders darüber erbittert wurden, wenn sie auf ihre Foderung von Brod keine Antwort erhielten, und am wenigsten Brod selbst. Er mochte sagen was er wollte, daß die Leute dies nicht verstünden, so erhielt er immer zur Antwort: „ei, was Brod ist, müssen die Canaillen doch wissen!" und er hatte Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß sie du pain fodern müßten. Sie hatten geglaubt, daß man das Wort nicht, sondern daß man nur sie nicht verstehe, und um sich verständlich zu

machen, hatten sie geschrieen wie die Zahnärzte, dadurch aber die Leute nur noch mehr verschüchtert. Dies wußte Lafontaine, konnte aber jetzt nicht mehr thun, als Monsieur Louis von seiner Angst befreien. Er foderte einen Bogen Papier, schrieb darauf mit großen Buchstaben: Herzog von Braunschweig; hies dies an die Thür annageln und eine Laterne dabei hängen, und rette hiedurch nicht nur Monsieur Louis, sondern auch alle seine Nachbarn. Jener, voll Dankgefühls, brachte am andern Morgen Lafontainen, als er abreisen wollte, noch einige Flaschen Wein. Dies fiel ihm auf, weil man ihm gestern Abend gesagt hatte, er erhalte die letzte vorhandene. Er sagte deshalb: Monsieur Louis, Sie haben noch mehr Wein! Dieser wurde verlegen; Lafontaine aber sagte ihm, daß er durchaus nichts von ihm fürchten solle, denn er brauche zwar Wein für sich und seine Freunde, was er aber von ihm erhalte, das solle ihm redlich nach dem Preiscourant gezahlt werden. Monsieur Louis gestand, daß er Vorräthe habe, jedoch nicht im Hause, daß er aber mit seiner Familie völlig ruinirt seyn würde, wenn man etwas davon erführe oder sein Versteck entdeckte. Lafontaine gelobte die heiligste Verschwiegenheit, und Monsieur Louis, welcher Zutrauen zu ihm gefaßt hatte, schloß einen geheimen Handelstraktat mit ihm ab, unter der Bedingung, daß nur er mit seinem Reitknecht den Wein abholten. Dies

geschah, und so war Lafontaine im Stande, nicht nur seine Zeltgenossen, sondern auch den General und einige andre Offiziere mit gutem Wein zu versorgen, mit dem es nicht ging, wie ehemals mit dem Grüneberger, obgleich er damit geneckt wurde, weil er seine Quelle nicht entdecken wollte.

Nicht so leicht hatte er es mit dem übrigen Bedarf, der auch um hohen Preis nicht immer zu erhalten und um so weniger herbei zu schaffen war, da fast alle Mannspersonen die Dörfer verlassen hatten, die Mädchen und Frauen aber zu mistrauisch und zu erbittert auf die Soldaten waren, als durch Abhilfe von deren Noth sich selbst Noth bereiten zu wollen. Lafontaine war nicht Soldat, war freundlich, konnte mit ihnen sprechen, bewies sich theilnehmend, beklagte aufrichtig ihr Schicksal, tröstete, und man trauete ihm mehr als den andern, jedoch auch nicht ganz, weil er doch zu den Feinden gehörte, und am Ende wol gar ein Emigrant war. So erhielt er zwar bisweilen etwas, aber nie hinreichend, bis er eines Tages in der Stube einer Bäuerin aus Müdigkeit sich niedersetzte, und aus Langeweile die französische Konstitution, die er im kleinsten Taschenformat sich erkauft hatte, hervorzog und las. Die Bäuerin, die ihn lesen sah, fragte was er denn lese? „Eure Konstituzion, liebe Frau." — Nun was sagt Ihr denn dazu? — Lafontaine lobte sie, sprach von den Menschenrechten, sprach

mit Feuer, und die Frau trat mit leuchtenden Augen vor ihn hin, und ergoß sich in einen noch feurigeren Strom der Rede. Lafontaine ahnete, daß er hievon Nutzen werde ziehen können; um aber nicht neuen Verdacht bei der Frau zu erregen, wollte er sich heute entfernen, ohne eine weitere Anfrage nach Lebensmitteln zu thun. Die Frau selbst aber hielt ihn zurück, versicherte, daß sie ihm jetzt traue, bewirthete ihn, und schloß am Ende ebenfalls einen geheimen Handelstraktat mit ihm ab. Alle Mädchen und Frauen nickten ihm seitdem freundlicher zu.

Verdun kam in die Hände der Preußen, aber die Erfahrung, welche Lafontaine bei jener Frau gemacht, und der heldenmüthige Tod, den sich Beaurepaire, der Kommandant von Verdun, selbst gab, schienen ihm keine glücklichen Vorbedeutungen des gewünschten Erfolgs, so wie ein anderes Ereigniß kein gutes Zeichen für die Einheit unter den Alliirten. Ein preußischer Soldat traf nämlich mit einem östreichischen zusammen, und beide unterhielten sich eine Zeitlang als gute Kameraden, um so mehr, da wenigstens in diesen Augenblicken beide zu den Misvergnügten gehörten. Nicht eben zum Lobe spricht daher der Preuße von seinem König, der Oestreicher von seinem Kaiser. „Ja, euer König" — fängt der Oestreicher an. — Was ist mit unserm König? — Der Oestreicher wiederholt nur was jener selbst gesagt

hatte, aber im Nu hat er eine Ohrfeige. „Du sollst nicht über meinen König reden!" — Der Oestreicher sagt schimpfend, daß er ja nur wiederholt, was jener selbst so eben erst gesagt habe. „Das — sagt der Preuße — kann ich sagen, aber nicht Du, denn ich bin sein Unterthan." Der Oestreicher fand den närrischen Patriotismus doch in der Ordnung und nahm deshalb keine Rache, drohte aber dem Preußen, ihn todt zu schlagen, wenn er sich ein einziges Wort über seinen Kaiser verlauten ließe.

Die äußerste Befürchtung, die man haben konnte, ward aber gar bald von der Wirklichkeit übertroffen. Schrecklich hatte man schon im Lager vor Verdun gelitten, wo gegen die unablässigen Regengüsse und Stürme das Zelt keinen Schutz mehr gewährte und man nach kärglicher Nahrung nur im Morast eine Lagerstätte fand; dies alles aber war nur ein Vorspiel von dem, was man nach dem Vorrücken auf Lune gegen die Höhen von Dampierre erfahren sollte. Bis zu dem großen Tage der Entscheidung, wo die Heere sich gegenüber standen und eine der furchtbarsten Kanonaden statt fand, hielt bei allen der Geist den Körper aufrecht, alle Gefühle waren noch gehoben durch die Hofnung des Sieges und die Aussicht auf bessere Tage, die man sich dann versprechen konnte. Mit dieser Hofnung verschwand auch die erhöhte Kraft zum Kampfe gegen das Schicksal. Gemüth und Körper

waren jetzt zugleich angegriffen. Keiner konnte sich mehr bergen, daß der Untergang unvermeidlich sey, wenn der Feind angriff. In dieser Lage hatte man gegen Verdruß und Scham, gegen Hunger und Krankheit zu kämpfen; die Ruhr griff immer verheerender um sich. Ohne geschlagen zu seyn, mußte das Heer alle erhaltenen Vortheile aufgeben und unter fortwährendem Sturm und Regen einen Rückzug antreten, der zur Verzweiflung zu bringen fähig war. Tausende unterlagen der Erschöpfung, und wurden von Tausenden der Ueberlebenden glücklich gepriesen, denn diese konnten sich nur mühsam auf dem grundlosen Boden fortschleppen, zumal da unaufhörlich gefallene Pferde, gestürzte Wagen, zerbrochene oder nicht fortzubringende Kanonen die Bewegung hemmten und Stockung verursachten. Der ganze Weg bot nur Scenen des Jammers dar, und machte den Schmerz immer schneidender durch den tiefgefühlten Kontrast des jetzigen Elends mit den glänzenden Hofnungen, die man auf diesem Wege beim Hinmarsch genährt hatte.

Auch Lafontaine konnte sich dieses Gefühls nicht erwehren; es entsprang aber bei ihm aus einer anderen Gedankenreihe. Er sah roher Plünderer Uebermuth in gänzliche Niedergeschlagenheit verwandelt, fand verlassene Dörfer, in denen der Wohlstand geherrscht, und deren friedliche Bewohner nur ihr Leben in die Wälder gerettet hatten; hörte den vor Kurzem noch hochgefeier-

ten Feldherrn jetzt nur mit dem bittersten Tadel nennen, und mußte da Trost einsprechen, wo er vor wenigen Wochen allzusanguinische Hofnung zu mäßigen nur mit eigner Mäßigung versuchen konnte, wenn er nicht heftige Gegner gegen sich aufreizen wollte. Alle diese Gedanken aber drängten sich bei ihm nur in schlafloser Nacht hervor, wenn er, troz aller Ermüdung des Tages, bei der Schwierigkeit ein Nachtqvartier zu finden, mit dem schlechtesten sich behelfen mußte. Der Tag nimmt unter solchen Umständen den Geist ganz für die Noth des Augenblicks in Anspruch. So war es auch bei ihm, ungeachtet er sich das Fortkommen möglichst erleichtert hatte. Seinen Wagen hatte er zurückgelassen, und machte seinen Weg zu Pferde, immer noch mühselig genug, aber doch ein wenig besser. Witterung, Hunger und Durst konnte er nicht vermeiden, und mußte sich zuweilen überwinden, den Durst aus nicht dem klarsten zusammengelaufenen Regenwasser zu stillen. Zwar erhielt er hie und da einigen Vorrath, womit er für sich wenigstens leidlich hätte ausreichen können: allein dann hätte er keinen andern sehen müssen, der auch Mangel hatte, und vielleicht noch mehr litt als er. In solchem Falle gab er auch das Letzte hin, sich selbst gar nicht bedenkend, wie er denn mit sehr theuer erkauftem Brantwein wahrhaft karg gegen sich war, um manchen Ermatteten neu zu stärken; und manchem hat er vielleicht die letzte Labung

gereicht. Er hielt nichts von dem, der bei dringender fremder Noth erst lange mit seiner Klugheit zu Rathe ging, wie weit sich wol seine Hilfe erstrecken könne, dürfe und solle: denn, meinte er, hier sey ein Punkt, wo selbst Verschwenden nicht unrecht sey, ja sogar angenehm, weil man nachher noch lange das Vergnügen haben könne, das Verschwendete an sich zu ersparen. Hier sparte er nun nicht blos an sich selbst, sondern war karg gegen sich, und scheute sich nicht, selbst Noth zu leiden, um sie Andre weniger fühlen zu lassen. Sein guter Muth verließ ihn aber auch in dieser höchst traurigen Lage nicht, vielmehr veranlaßte eben sie, daß er von Ergebung in des Schicksals Willen nichts hören wollte. Hier war es, wo sich in ihm der Gedanke festsetzte, den er in seiner Isidore einem alten Förster in den Mund legte: „Ergebung und Geduld ist wahrhaftig kein Vertrauen auf die Güte Gottes, ist nicht einmal ein Beweis von Stärke. Vertrauen auf Gott gibt Muth und Hofnung. Geduld und Ergebung zeigen nur von unsrer Schwäche und von unserm Mistrauen."

Da er von Glück und Unglück im Menschenleben eigne Ansichten hatte, von denen wir noch hören werden, so konnte sein Vertrauen um so weniger sinken, und es bewährte sich wenigstens an ihm aufs vollkommenste. Unwetter, schlechte Nahrung, Mangel und übermäßige Anstrengung wirkten endlich auch auf seine Gesundheit

nachtheilig ein; die Ruhr befiel ihn. Da führte sein gutes Geschick ihn eines Abends, wo er höchst erschöpft war, in die Wohnung eines katholischen Geistlichen in der Nähe der Mosel. Er fand bei ihm die freundlichste Aufnahme, und kaum hatte der gutmüthige Alte vernommen, woran sein Gast leide, so sagte er: „Ach, Herr Amtsbruder, ist's sonst nichts als das, so wollen wir es sogleich kuriren." Damit ging er, und kam bald mit einer zinnernen Kanne Wein zurück. „Diesen Wein, sagte er, müssen Sie austrinken; es ist Mosler, und der ist ein spezifisches Remedium gegen die Ruhr." Am andern Tage befand sich Lafontaine schon besser, die Kur wurde wiederholt, und er wirklich kurirt. Der gute Pater hatte ihm im Ernst versichert, Moslerwein befreie von der Ruhr, und Lafontaine war durch Erfahrung davon überzeugt; nur machten ihn seine Freunde mit der Frage irre, ob die Qvantität oder die Qvalität geholfen habe. „So ist's doch, sagte er, mit der ganzen Arzneikunst nichts; freilich ließ es der wackere Pater an der Qvantität nicht fehlen, und gab immer eine ziemlich starke Dosis, aber die Qvalität war auch vorzüglich. Gewiß ist, geholfen hat's, und gebe Gott meinem Arzte hier oder dort einen guten Tag dafür."

Hätte er nach dieser Zeit noch einer besondern Rekreazion bedurft; so würde er sie in einem Kloster im Trierschen gefunden haben. Hier kam er gegen die Mitte

zwischen Mittag und Abend an, und erbat sich Herberge, die ihm, da man der Gäste schon gewohnt und auf sie eingerichtet war, sogleich bewilligte. Er wurde in den Speisesaal geführt, wo die frommen Brüder so eben am Ende der Mittagstafel waren. Sofort wurde ein neues Mittagsmahl befohlen. Lafontaine hatte geglaubt, es sey blos für ihn, sah aber zu seiner Verwunderung, daß die sämmtlichen Mönche daran Theil nahmen, und es gab dann nur eine kurze Zwischenzeit, so folgte diesem Mittagsmahl ein reichlich besetztes Abendmahl. Lafontaine bat, ihn davon zu dispensiren und ihm zu erlauben einstweilen in den Garten zu gehen. Als nachher einer der geistlichen Brüder ihn zu seinem Nachtlager geleitete, stellte dieser eine Kanne mit Wein und kalte Küche auf einen Tisch, und da Lafontaine fragte, wozu dies solle, erfuhr er, dies sey der gewöhnliche Nachtimbiß. Auf sein Erklären, daß er nicht gewohnt sey, in der Nacht etwas zu sich zu nehmen, erbot sich der geistliche Herr dies Geschäft für ihn zu verrichten. Da hatte nun Lafontaine neue Veranlassung, über den Kontrast zwischen der geistlichen Ruhe in dem Kloster und den weltlichen Stürmen außerhalb der Mauern desselben Betrachtungen anzustellen.

Inzwischen hatten die Franzosen Speier überrumpelt, Worms besetzt, Mainz erobert, und waren in Frankfurt eingerückt; das preußische Heer bezog Kanto-

nirungsqvartiere zwischen der Lahn und dem Rhein, wo man endlich zur Erholung kam und den erlittenen Schaden nach Möglichkeit zu verbessern bemüht war. Man konnte damals deutlich bemerken, wie ein nicht unbeträchtlicher Theil der Bewohner der Rheingegenden sich zu dem französischen System hinneigte, nicht blos aus Verlockung, die man öfters viel zu hoch anzuschlagen pflegt, ohne zu bedenken, daß glückliche Unterthanen eines gerechten Regenten nicht leicht zu verlocken sind, sondern theils aus Schuld einiger kleiner Sultane, theils aus Erbitterung gegen die Emigranten, die auch das Unglück von ihren übermüthigen Prätensionen nicht zurückbringen konnte. Schwindelköpfe finden sich denn unter solchen Umständen freilich auch ein, denen nichts leichter dünkt, als die ganze Welt im Hui zu reformiren, die aber, da sich nun doch alles Bestehende nicht sogleich umstürzen läßt, bei vorkommendem Kollisionsfalle keinen Rath wissen. Ein solcher Fall stieß Lafontainen in dem Dorfe Vilbel an der Nidda auf, wo es während seines Aufenthaltes daselbst einen sehr komischen Auftritt gab. Ein alter Mann war mit dem Esel hieher gekommen, der ihm eine Last zu Markte tragen sollte. Der Mann legt sich auf einer Wiese nieder; der Esel weidet, geht an den Fluß, und ersäuft, weil das Ufer gewichen ist, wird aber herausgeholt. Da nun Grund und Boden gemeinschaftlich Hessisch und Mainzisch ist, der Fluß aber aus-

schließlich Mainzisch; so entsteht unter den gegenseitigen Abdeckern ein Streit über die Haut des Esels, die der eine in Anspruch nimmt, weil der Esel auf dem Lande liegt, und der andre, weil er im Fluß ersoffen war. Da es auf die Verfassung und die Rechte des Grundherrn ankam, so konnte der Fall nicht entschieden werden ohne Prozeß, während dessen freilich alle beide die Haut verlieren mußten. Die Weltreformatoren stritten sich hierüber, konnten aber nur zu dem Resultate kommen, daß es leichter sey die ganze Welt zu reformiren, als ein Dorf, und daß man leichter mit einem großen Reiche fertig werde, als mit der Haut eines Esels, die sie aus triftigem Grunde keiner Partei zuzusprechen wußten. Für einen politischen Kasuisten war übrigens dieser Fall erheblich genug.

Nachdem zu Anfange Dezembers Frankfurt von den Preußen und Hessen wieder genommen war, kam kurz darauf auch Lafontaine dahin, und fand im Bethmannischen Hause nicht nur eine höchst erfreuliche Aufnahme, sondern auch mannichfaltige Gelegenheit die Ansichten und Interessen der verschiedenen Parteien in dieser äußerst bewegten Zeit genauer kennen zu lernen. Frankfurt überhaupt bot ihm reichen Stoff zu Beobachtungen dar, und insbesondere war es ihm interessant, das reichsstädtische Wesen und den Handel im Großen zu betrachten. Einen Genuß, den er sehr lange hatte ent-

wehren müssen, gewährte ihm das Theater, und er hatte das Vergnügen, bei der Aufführung seiner Tochter der Natur die Luise von der, unter dem Namen Hendel-Schütz nachmals so berühmt gewordenen, damals aufblühenden, Künstlerin auf eine ausgezeichnet trefliche Weise dargestellt zu sehen. Es belustigte ihn dabei die große Verwunderung mancher Offiziere, daß der August Lafontaine auf dem Schauspielzettel der Feldprediger Lafontaine war. Während das Regiment Thadden in die Reihe der Belagerer von Mainz einrückte, blieb er in Frankfurt zurück, machte von Zeit zu Zeit Ausflüge in die Umgegend, am östersten zu dem Belagerungscorps. Er wußte, daß sich bei diesem Göthe befinde, es glückte ihm aber nicht, seinen Wunsch nach einer persönlichen Bekanntschaft desselben befriedigt zu sehen.

Bei einem dieser Ausflüge ward ihm erzäht, daß man zwei namhafte teutsche Schriftsteller verhaftet habe, und bei näherer Erkundigung erfuhr er, daß man sie im Verdacht habe, französische Emissaire zu seyn, daß sie aber noch zu keinem Verhör gezogen worden. Der eine von ihnen hatte sich allerdings sehr enthusiastisch für Frankreich gezeigt, der andre aber schien nur durch die Gesellschaft des ersten verdächtig. Wie nun aber dem seyn mochte, so hielt es Lafontaine für recht, auf Verdacht hin verhaftete Personen nicht unverhört gefangen zu halten und sie, durch Beschleunigung des Verhörs, der

Freiheit nicht länger zu berauben, als unumgänglich nöthig war. Da er nun sehr wohl wußte, daß in einer Zeit so großer Spannung wie die damalige ein solcher Verdacht, besonders für teutsche Schriftsteller, mit noch größerer Gefahr bedrohen könne; so ruhte er nicht, bis er das Verhör bewirkt hatte, und es gelang ihm dadurch, seinen schriftstellerischen Kollegen die Freiheit wieder zu verschaffen. Der eine von ihnen lebt noch.

Nach der im Julius 1793 erfolgten Uebergabe von Mainz zog Lafontaine mit den Belagerungstruppen von neuem nach Lothringen, um nun auch einen, wenigstens bis gegen den Ausgang hin, glücklichen Feldzug zu sehen.

Alles bewegte sich wohlgemuth vorwärts; das alte Selbstvertrauen war wieder gewonnen; gute Laune herrschte; Lafontainen reizte sie in der Nähe von K—d eine kleine Schelmerei auszuführen. Aus diesem Orte war beim Vordringen der Franzosen ein katholischer Geistlicher geflüchtet, ein Mann von Geist und Kentnissen, angenehm lebhaft und höchst gutmüthig. Während der Kantonirung an der Nidda hatte Lafontaine seine Bekanntschaft gemacht, war sehr oft und sehr gern mit ihm zusammen gewesen, meist in Gesellschaft des Majors v. Heyden. Eines Tages siegelt er in seinem Beisein einen Brief an seine Frau, und sein katholischer Amtsbruder macht ihm neckend Vorwürfe über die Sünde eine

Frau zu haben. „Ei, ei, — sagt Lafontaine — davon solltet ihr Herrn doch lieber ganz schweigen, denn man weiß, wie ihr eure Keuschheit bewahrt.“ — „So? Was weiß man denn davon?“ — „Daß ihr es macht wie euer Oberhaupt, nur mit dem Unterschiede, daß jenes sich durch Neffen fortpflanzt, und ihr euch durch Nichten.“ Der katholische Freund lachte, und erwiederte dann, es sey doch arg, eine solche Behauptung allgemein hinzustellen; es möchte wol solche Fälle in der obern und in den untern Regionen geben, die Ausnahmen aber könnten doch nicht als Regel angenommen werden; er selbst z. B. halte sich an die Regel. Nachdem man hierüber eine Zeit lang gescherzt hatte, sagte er treuherzig: „Nun, ich will Euch sagen, wie man die Ausnahmen sogleich entdecken kann. Das sicherste Mittel in jeder Pfarre bietet der Kleiderschrank dar. Hängen darin blos des Pfarrers Kleider, so gehört er zur Regel; hängen aber weibliche Kleidungsstücke mit darin, so gehört er zu den Ausnahmen.“ Beim Rückzug der Franzosen war der Geistliche wieder an seinen Wohnort zurückgekehrt, und da jetzt das Thaddensche Regiment in dessen Nähe kam, foderte Lafontaine den Major v. Heyden auf, mit ihm voraus zu reiten, und zwar nicht auf der gewöhnlichen Straße, um ihren Freund zu überraschen. Diese Maasregel war sehr richtig berechnet, denn als beide auf der Pfarre anlangten, trat ihnen ein dralles, freund-

liches, nettes Mädchen entgegen, von welchem sie sogleich vernahmen, der Herr Pfarrer habe gehört, das Thaddensche Regiment komme hieher, und sey diesem entgegen geritten, um den Herrn Major v. Heyden und den Herrn Feldprediger aufzusuchen. „Die sind wir — sagte Lafontaine. — Da aber der Herr Pfarrer uns hat überraschen wollen, so wollen wir nun ihn überraschen, und dazu, liebes Kind, müssen Sie uns behilflich seyn." — Recht gern, erwiederte das Mädchen, wenn ich kann. — „O eine Kleinigkeit! Thun Sie uns nur den Gefallen, und eröffnen uns den Kleiderschrank. Dann lassen Sie uns nur gewähren." Das Mädchen, welches an kein Arges denkt, öfnet den Kleiderschrank, und siehe da! männliche und weibliche Kleidungsstücke hängen aufs vertraulichste neben und über einander. Beide bitten nun das Mädchen, den Herrn Pfarrer sogleich hieher zu schicken, wo sie ihn erwarten würden. Nicht lange, so eilte der Pfarrer zu ihnen herein, sah aber mit großen Augen auf das Schauspiel, welches sich ihm darbot. Die Flügelthüren des Schrankes waren weit geöfnet, zu einer Seite desselben saß der Major, zur andern Lafontaine. Beide sahen ihn nur an, und zeigten mit der Hand auf den Kleiderschrank. „O ihr Schelme! rief er endlich, — ihr argen, heillosen Schelme!" und die Scene endigte sich mit allseitigem

Gelächter, dessen eigentliche Ursache das gute Kind auch gern erfahren hätte, aber nicht erfahren durfte.

Einige Abenteuer veranlaßte der Wirrwarr, der öfters daraus entstand, daß man aus gänzlicher Unkunde oder nicht genügender Kunde der Sprache sich gegenseitig nicht verständigen konnte. So kam einstmals Lafontaine dazu, als ein großer Volkshaufe sich um einige Reisewagen versammelt hatte, aus deren erstem ein Mann äußerst lebhaft haranguirte, während daneben die Wache im Gewehr stand, und der Lieutenant v. R— vor dieser mit großen Schritten auf und nieder ging, immer wiederholend: Kann nicht passiren! durchaus nicht! Strenge Ordre! — Lafontaine fragt ihn, was es denn gebe, und hört, daß der Fremde nicht passiren dürfe, weil man nicht wisse, wer er sey. „Haben Sie ihn denn nicht gefragt? Er muß doch antworten." — „Herr Feldprediger, ich verstehe viele Sprachen, aber die Sprache, die der Kerl spricht, die versteht der Teufel nicht." Lafontaine sah an den Wagen und dem Gefolge, daß hier nichts Gemeines seyn könne, ging sogleich selbst an den Wagen und fragte französisch. An der auch französischen Antwort hörte er aber, daß der Fremde ein Engländer seyn müsse, redete ihn nun englisch an, und vernahm zu seinem großen Erstaunen, der Fremde sey ein Abgesandter von England, der nach Edenkoben, dem damaligen königlichen Hauptqvartier, reise, und hier

habe man ihn fast eine Stunde aufgehalten. Lafontaine nimmt nun den Lieutenant sogleich bei Seite: „Herr Lieutenant, Sie können bei dieser Geschichte schlecht ankommen; das ist ein englischer Gesandter, der ins Hauptqvartier geht.“ — „Hol's der Teufel, ruft der Lieutenant, aber ich habe ihm kein Wort verstanden.“ — „Nun, lassen Sie ihn nur passiren, ich will weiter fragen und Sie entschuldigen.“ Lafontaine entschuldigt ihn damit, daß der Offizier seine englische Aussprache des Französischen nicht verstanden habe, hört nun aber zu seinem noch größeren Erstaunen, daß der Gesandte ihm seine Karte gegeben. Er fragt nun wieder den Lieutenant. „Hören Sie, sagt dieser, ich kann alles lesen, das Zeug aber lese der Teufel.“ Damit reicht er ihm die Karte hin. Es waren gothische Buchstaben, die der Lieutenant nicht hatte entziffern können, und Lafontaine ging nun wieder an den Wagen, und kündigte dem Master Gay an, daß er passiren könne, und daß der Offizier sehr beklage, daß er ihm solche Ungelegenheit habe machen müssen. „In der That, fügte er hinzu, hat er sie Ihnen machen m ü s s e n, und es kann sich leicht treffen, daß Sie öfter in dieselbe kommen, wenn Sie meinen Rath nicht befolgen, sich mit einem Dolmetscher zu versehen, und andre Karten stechen zu lassen, denn diese in England sehr übliche Schrift ist bei uns eine so ungewohnte, daß vielleicht nur Wenige sie lesen können. Der

Offizier wird ihnen hienach gewiß völlig gerechtfertigt erscheinen." Der Gesandte versicherte dies, und der Lieutenant dankte dem Himmel für die Befreiung aus dieser Noth.

Ein andermal kam Lafontaine dazu, als Offiziere, gebundene Soldaten von allen Waffengattungen und Bauern heftig unter und gegen einander fluchten und schalten, ohne daß einer aus dem andern klug geworden wäre. Der Oberst v. Hunt, als er Lafontainen kommen sah, ersuchte ihn sogleich mit den Bauern zu sprechen, die aus allen Dörfern her Soldaten einbrächten; niemand könne begreifen warum. Lafontaine fragt, und hört von den Bauern, daß man sie unter harten Drohungen aufgefodert habe, einen Deserteur herbei zu schaffen, und da sie nun welche einbrächten, so fahre alles auf sie los, und sie wüßten nicht, was sie sollten und was man von ihnen wollte. Der Oberst wußte davon nichts, wol aber von einer Auffoderung an die Bauern, einen davon gelaufenen Ochsen herbeizuschaffen. Lafontaine vermuthete nun irgend einen Irrthum in der Auffoderung, welche, wie er erfuhr, der Regimentsqvartiermeister entworfen hatte. Diesen suchte er auf, ließ sich die Auffoderung zeigen, und entdeckte sogleich den Irrthum. „He, mein Freund, — sagte er — wie heißt denn der Ochse im Französischen?" — Nun: un boeuf. — „Richtig! Was aber steht hier in Ihrer

Auffoderung?" — Der Regimentsquartiermeister las zu seinem Erstaunen: ein bos sey desertirt. „Ihr lateinisches Wort hat eine schöne Wirthschaft angerichtet. Die Bauern, die nicht wissen was bos für ein Ding ist, haben von allen Dörfern her Deserteure eingebracht, und nun ist der Teufel darüber los. Geschwind nur aber Brantwein herbei und den Beutel aufgethan; ich will sehen, wie ich den Handel schlichte." Er holte nun den ganzen Zug herbei, verständigte die Bauern und besänftigte die Soldaten, nicht ohne Hilfe der eindringlicheren Beredsamkeit des Regimentsquartiermeisters. Der Oberst begriff jetzt noch weniger von der Sache, als vorher, da Lafontaine ihm auf seine Anfrage blos lachend antwortete: der Regimentsquartiermeister bezahle hier das Schulgeld für das Latein, welches er erlernt habe. Endlich ging alles mit Lachen aus einander, und die Bauern brachten sehr bald den Ochsen ein; freilich nicht so gern als die Soldaten, welche einzeln in den Dörfern umher geschlichen waren.

Das Regiment v. Thadden war zu dem Belagerungscorps von Landau gezogen worden. Bis tief in den Spätherbst hinein kommandirte der Kronprinz diese Belagerung, und Lafontaine rechnete es stets zu den erfreulichsten Ereignissen seines Lebens, daß er durch das ihm angewiesene Quartier in eine vertraute Bekanntschaft mit der nächsten Umgebung seines künftigen Königs

kam. Der Schluß von der Umgebung eines Fürsten auf ihn selbst, von den Dienern auf den Herrn, der nur unter besondern Umständen unsicher ist, berechtigte ihn zu den schönsten Hofnungen für die Zukunft. Mit wahrer Freude erinnerte er sich stets an v. Lottum, v. Jagow, v. Thümmel, an Wolter und Niede. Die Hofnungen, welche jener Schluß in ihm erregt hatte, steigerten sich aber bei ihm zur Gewißheit, nachdem er mehrmals Gelegenheit gehabt hatte, den Kronprinzen selbst in der Nähe zu beobachten und zu sprechen. Die Milde, welche dieser gegen Untergebene, die Gerechtigkeit, die er in allen Fällen bewies, erfüllten ihn schon damals mit der Liebe und Hochachtung, die nur mit seinem Leben endeten. Mit besonderer Vorliebe erzählte er zwei Züge von dem edlen Charakter des Prinzen. Bei einem starken Regenwetter hatte der Stallmeister die Pferde des Kronprinzen in einen Stall ziehen lassen, der ihm der beste schien, der aber für die Pferde eines nachkommenden Generals bestimmt war. Dieser kommt an, und dringt darauf, den für seine Pferde angewiesenen Stall in Besitz zu nehmen. Zwischen ihm und dem über solche Rücksichtlosigkeit empörten Stallmeister entsteht ein heftiger Streit. Da kommt der Kronprinz an, hört und fragt. „Lassen Sie es gut seyn — sagt er zum Stallmeister —, meine Pferde müssen herausgezogen werden, denn ich habe ja kein Recht auf diesen Stall, und

am Ende kann ich mir doch auch eher Pferde wieder anschaffen, als jener." Die kronprinzlichen Pferde wurden herausgezogen. Lafontaine fügte hinzu, daß er eine zweite große Freude über diesen Fall gehabt habe; er habe nämlich jenen Rücksichtlosen nach dem Regirungsantritt des Kronprinzen zu seinem besondern Augenmerk gemacht, und gefunden, daß der König der gegen den Kronprinzen verübten Ungebühr nicht gedacht habe.

In einem zweiten Falle fiel des Kronprinzen Entscheidung gegen Lafontaine's eigne sehnliche Wünsche aus. Allerdings war ihm dies nicht lieb, allein er mußte auch hier den Grund zur Entscheidung ehren. Der Fall war folgender. Nach der durch Wurmser und den Herzog von Braunschweig bewirkten Eroberung der für unüberwindlich gehaltenen Weißenburger Linien wurde ein Gottesdienst bei allen Regimentern angesagt. Längere Zeit war keiner gehalten worden, und es fand sich, daß manche Feldpredigerstelle zufällig noch unbesetzt war. Der General v. Manstein ersuchte Lafontainen, ihm einen zum Feldprediger geeigneten Mann vorzuschlagen, und dieser gedachte sogleich eines jungen Männes, Namens Barth, den er im Bethmannischen Hause zu Frankfurt, wo er Hauslehrer war, kennen gelernt hatte. Er kannte ihn als einen jungen Mann von gründlichen Kentnissen und als ganz geeignet zu einer solchen Stelle, und seine Empfehlung bewirkte, daß er den Auftrag er-

hielt, bei ihm anzufragen. Da nun Lafontaine sich erinnerte, daß Barth eine solche Stelle sich gewünscht, und da ihm nicht entgangen war, daß er, nicht ohne Rücksicht auf die Gouvernante im Bethmannischen Hause, überhaupt eine baldige Anstellung gewünscht hatte; so flog ihm jetzt ein romantischer Plan durch den Kopf, den Freund mit Amt und Frau zugleich zu überraschen. Seine Phantasie bildete sich diesen Plan zum Entzücken aus, und er wurde so davon ergriffen, daß er die Schwierigkeiten bei der Ausführung, die ihm sein Verstand nicht verhehlte, auf alle Weise zu beseitigen sich vornahm. Zur Ausführung seines Planes war durchaus erfoderlich, den Feldpropst zu bewegen, das Examen zu erlassen, und eine Erlaubniß zur Trauung zu erhalten, so daß Barth mit der Ordinazion selbst, und nach dieser mit der Trauung überrascht werden sollte. Der Feldpropst war sein Freund, vertraute seiner Empfehlung vollkommen, und hatte sich, seitdem Lafontaine zweiter Examinator war, besonders nach einem eignen Vorfalle, von der Uebereinstimmung desselben mit seinen Grundsätzen in Ansehung der Prüfungen völlig überzeugt*); Lafontaine

*) Lafontaine rauchte eines Mongens, ich weiß nicht mehr in welchem Dorfe, zum Fenster heraussehend, seine Pfeife, als ein junger Mann trällernd die Straße daher kam, und zu ihm hinaufrief: wo wohnt denn hier der Feldpropst? Lafontaine zeigt ihm das Haus, sagt, daß der

hoffte daher dessen Bedenklichkeiten, wenn auch nicht ganz leicht, zu heben. Er hatte sich geirrt, der Feldpropst war und blieb unbeweglich. Lafontaine gab aber darum seinen Plan noch gar nicht auf. Er wußte, daß der Feldpropst nachgeben würde, wenn der Kronprinz sich nur entschlösse ihm zu sagen, daß es ja wol geschehen könne. Er zog demnach die Umgebung des Kronprinzen in sein Interesse, und da man sich von der Ausführung seines Planes gerade das versprach, woran es hier gar sehr fehlte, einen frohen Tag, so fehlte es nicht an Geneigtheit, dem Kronprinzen die Sache vorzutragen. Mit Ungeduld erwartete nun Lafontaine die Entscheidung, die aber, als er sie erhielt, seinen Wünschen auch nicht entsprach. Der Kronprinz hatte zwar eine solche Veranstal-

---

Feldpropst jetzt nicht zu sprechen sey, und fragt, was er bei ihm wolle. „Er soll mir, antwortete dieser lachend, indem er die Pantomime des Barbirens machte — den Bart putzen." „Verlassen Sie sich darauf, sagte Lafontaine, er wird Ihnen geputzt und gestutzt werden." Lafontaine, dem dieses Benehmen ärgerlich war, nahm sich sogleich vor, auch von seiner Seite streng zu untersuchen, ob diese Gleichgiltigkeit sich auf Sicherheit oder bloßen Leichtsinn gründe. Beim Examen trat Lafontaine ein, als der Feldpropst den Kandidaten bereits in starken Schweis gesetzt hatte; wie ward ihm, als er das Gesicht vom Morgen am Fenster erblickte! Lafontaine merkte bald, daß er sehr leicht examiniren könne, und doch die Ueberzeugung von großer Unwissenheit des Kandidaten erhalten müsse. Er wurde zurückgewiesen.

tung recht hübsch gefunden und geäußert, daß er, wenn die Sache ausführbar wäre, gern auch die Kosten für die Hochzeit tragen wolle, sagen aber könne er dem Feldpropst nichts, weil dieser ja ganz Recht habe, etwas nicht thun zu wollen, was seiner Pflicht entgegen sey, und wovon Er ihn am wenigsten abwendig machen dürfe. „Hm! — sagte Lafontaine — tröstlich für mich ist der Bescheid nicht, aber gut; er ist Seiner Hoheit würdig." Er sah nun, daß der Plan so, wie er ihn entworfen, nicht ausgeführt werden könne; ganz aber mochte er ihn doch auch nicht anfgeben, und versuchte die Ausführung mit einigen Abänderungen. Er schrieb an Barth von Hofnung zu einer Stelle, und foderte ihn auf, sogleich selbst zu kommen. Barth kam, und Lafontaine bewog den Feldpropst doch dazu, ihn zu examiniren ohne den Schein des förmlichen Examens, Barthen aber sagte er, daß er sich an die Wunderlichkeit des Feldpropstes, keinen Kandidaten sehen zu können, ohne sogleich ein förmliches Examen anzustellen, nicht stoßen möge. So bestand Barth sein Examen, ohne es zu wissen, zu des Feldpropstes völliger Zufriedenheit, und wurde mit seiner Anstellung überrascht; auch die Hochzeit folgte nachher, noch romantisch genug. Lafontaine freute sich, zwei gute Menschen mitten im Getümmel des Kriegs glücklich gemacht zu haben.

An den Kriegsereignissen selbst ohne Antheil, studirte er doch so eifrig die Karten und die Gegenden, daß er bei Rekognoscirungen, denen er gern beiwohnte, immer orientirt war; und alles, was Merkwürdigeres vorfiel, mochte er gern beobachten, selbst wenn es mit Gefahr verbunden war. Den stärksten Eindruck auf ihn machte ein gerade in der tiefsten Stille der Mitternacht beginnendes Bombardement der Festung Landau und ein französisches Kavalleriecorps, welches er eines Tages über einen Gebirgszweig der Vogesen heranrücken sah. Es rückte heran mit voller Feldmusik und mit Gesang. Die so vielen Tausenden tödtlich gewordene Marseiller Hymne war es, welche man angestimmt hatte. Bei den Worten: **aux armes, citoyens!** fuhren in einem Nu alle Säbel aus den Scheiden. Lafontaine wurde tief erschüttert. Oft versicherte er, prachtvoll=schauerlichere Schauspiele nie gesehen zu haben, als diese beiden.

Beim Anfange dieses Feldzugs hatten die entsetzlichen Ereignisse in Paris den Muth und das Vertrauen der preußischen Truppen neu belebt, die Schlachten bei Pirmasens und Kaiserslautern und die Erstürmung der Weißenburger Linien hatten sie erhöht; erst gegen Einbruch des Winters wurde Verlegenheit bemerkbar. Der Kronprinz war nach Berlin abgegangen, um seine Vermählung zu vollziehen, der General v. Knobelsdorf hatte das Kommando des Belagerungscorps überkommen, der

Herzog von Braunschweig aber sich genöthigt gesehen, Truppen von demselben an sich zu ziehen, um bei dem zu erwartenden allgemeinen Angriff auf Wurmser und die preußische Posizion im Gebirge den Posten im Anweiler Thale zu verstärken. Da unter diesen Truppen auch das Thaddensche Regiment sich befand, so war Lafontaine um so weniger geneigt zurück zu bleiben, und sah die letzten Anstrengungen des Herzogs von Braunschweig, um durch den tapfersten Widerstand dem, eben jetzt durch Hoche aufs höchste getriebenen, Enthusiasmus der Franzosen wenigstens so viel Einhalt zu thun, daß ein geordneter Rückzug möglich bliebe. Mehr war jetzt, bei der Beschaffenheit und Lage der östreichischen Armee und nachdem Wurmser des Herzogs frühere Maasregeln nicht beachtet hatte, nicht zu thun. Alle Anstrengungen des neuen Feldzugs machte dieser entscheidende Kampf erfolglos. Am 28sten Dezember wurde Landau entsetzt, die Franzosen drangen bald darauf in Speier, Frankenthal und Worms ein, während der Herzog von Braunschweig mit den in vier Armeecorps vereinigten preußischen Truppen Winterqvartier hinter der Selz bezog, die östreichische Armee aber in sehr schlimmem Zustande bei Philippsburg über den Rhein zurück ging.

Da schon vor diesen erfolgreichen Kämpfen vom Beziehen der Winterqvartiere die Rede gewesen; so waren Lafontaine und sein Freund Kreye übereingekommen,

ihre Frauen zu einem Besuch einzuladen, und hatten, weil sie den Ort des künftigen Aufenthalts noch nicht angeben konnten, Frankfurt als den Ort bestimmt, wo sie erwartet werden oder doch weitere Nachricht finden sollten. Die wackeren Frauen säumten nicht, eine ziemlich beschwerliche Reise anzutreten, und würden in dem wieder überfüllten Frankfurt ihres Unterkommens wegen in Verlegenheit gerathen seyn, wenn nicht Lafontaine die Vorsicht gebraucht hätte, bei der Wache im Frankfurter Thore einen Zettel für sie niederzulegen, der ihnen eine für sie bestimmte Wohnung anwies und seinen Aufenthalt in Oppenheim anzeigte, wohin sie ihm Nachricht geben sollten, damit er sie abholen könne. Er scherzte darüber, daß er nun zwei Frauen statt einer bekommen habe, denn seinen Freund Kreye hatte man inzwischen nach Wesel beordert. Jede freudige Rührung — und in diesen Augenblicken hatte er eine der freudigsten seines Lebens — war bei ihm von humoristischen Ausbrüchen begleitet.

Da der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl niedergelegt hatte, Preußen in Polen beschäftigt war, und die gespannten Verhältnisse zwischen Oestreich und Preußen keinem Zweifel unterlagen; so vermuthete Lafontaine, was denn auch erfolgte, daß Preußen im Jahre 1794 so großen Anstrengungen wie in den vergangenen Jahren sich nicht unterziehen würde, und beschloß daher,

den Frühling in Gesellschaft der Frauen zu einer Rheinreise zu benutzen. Es trieb ihn hinweg von den Betrachtungen, zu denen ihn das Beinhaus in Oppenheim mit den sechstausend Schädeln der im dreißigjährigen Kriege hier gefallenen Spanier, und die Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart auffoderten, und so wurden, nach kleineren Ausflügen nach Wiesbaden, Frankfurt und Mainz, größere Reisen zu Wasser und zu Lande unternommen; zu Lande über Worms, Mannheim, Heidelberg, Schwetzingen, Speier, Bruchsal, Karlsruhe und Durlach; zu Wasser von Bingen aus nach Koblenz, Ems, Neuwied, Trier, Bonn und Kölln bis Düsseldorf. Nichts, was Natur und Kunst auf diesen Wegen zum Genusse darbieten, wurde vorübergegangen: eine ausführliche Beschreibung davon wird aber hier wol niemand erwarten, und sie könnte auch nicht gegeben werden, da Lafontaine kein Tagebuch hielt. Indeß hat er selbst in zweien seiner Romane seine Beobachtungen auf dieser Reise, wie sich in der Folge zeigen wird, nicht unbenutzt gelassen.

Vorzüglich gewährte ihm seine Wasserreise einen hohen Genuß, wovon er selbst sagte: „Meine Brust war voll Frieden, voll Leben, voll Freude, voll Lebenslust. Wir plauderten voll Vertrauen mit einander, und unter diesen Gesprächen flog Dorf an Dorf hinter uns zurück. Die spielenden Kinder begleiteten jauchzend die fliegende

Gondel. In diesem schönen Lande, zwischen diesen reichen Ufern, unter dieser schönen Sonne, zu dieser Zeit, wo die Nachtigallen ihre ersten Töne wagten, wo alle Menschen, die wir sahen, singend und tanzend den Frühling begrüßten; da hatte sich meine Phantasie mit lauter heitern Bildern gefüllt." — — „Den andern Morgen fuhren wir mit der schönsten Morgenröthe den Strom hinab, und mich ergriff das Andenken an die alten köstlichen Zeiten des Ritterthums, an das mich die feenartig bestrahlten Ruinen mahnten. Wir redeten nur einzelne Worte, abgerissene Bemerkungen, die mir zeigten, daß sie von der Schönheit des Morgens so erhoben waren, als ich selbst. Jetzt brach die Sonne auf einmal in einer Schluft von zerrissenen Felsen, durch welche wir eine freie Aussicht auf den unermeßlichen Horizont hatten, empor, und übergoß uns, die Gondel, den Strom, die Felsen, die Dörfer, die gegenüber liegende Gegend mit ihrem Lichtmeere. Wir jauchzten laut auf bei diesem Anblicke. Die Gondel trug uns leicht und schnell vor ihm vorüber, und wir waren wieder von dunkeln Felsen eingeschlossen; aber wir blieben still, und feierten so die köstliche Minute, bis endlich der Sonnenschein in den Weinbergen oben stralte. Nun vereinigte uns das Frühstück zu einem neuen Genusse, und so hatte die vielfach verschlungene Freude mein Herz so aufgelöst in weicher Seligkeit, daß ich zwischen ihnen saß, seliger als sie

alle. Man mußte es mir angemerkt haben, denn ich sah, sie behandelten mich alle mit einem so freundlichen kindlichen Zutrauen; ihre Stimmen, womit sie mich anredeten, waren so weich und leise, als wollten sie einen Träumenden, oder einen Sterbenden, nicht aus dem entzückenvollen Traume einer schönern Welt erwecken."

Nicht selten freilich drängte der Gedanke an die Ereignisse der Zeit in die heitere, glückliche Stimmung auch trübe Betrachtungen ein, und er sah unter der Abendröthe den Rhein wie einen Blutstrom dahin ziehen. Die Phantasie trug ihn auch zurück in die Zeit, wo der Strom in diesen Felsen sich Bahn brach, wüthend in der Gewalt seines Sieges den Weg, den er nehmen wollte, zerriß, den zerbrochenen Felsen vor sich hinstürzte, und durch seinen Ueberwundenen sich neue Siege schaffte. Gedachte er dann des Ehrgeizes, der mit gleich zerstörender Gewalt sich seine Bahnen bricht; so theilten ihm melancholische Gegenden, wie die wildschauerliche Gegend um Ems und besonders das Martinsthal, etwas von ihrem Charakter mit, bis irgend eine idyllische Scene, die ihm auch in der Wildniß aufstieß oder die er in sie hinein dichtete, ihn umstimmte, oder der Gedanke ihn erhob, daß in Wildnissen und unter den zerfallenen Burgen an den Ufern des einst so furchtbar wüthenden Rheins doch Menschen wohnen, und glücklich sind. Er war nie religiöser, nie vertrauensvoller gegen die Vorsehung, als

in solchen Augenblicken. Ein solcher war es, worin er sich über die Ereignisse jener Zeit so aussprach: „Die Anmaßungen beider Parteien müssen die Nazion endlich die goldne Mittelstraße finden lehren, und in ihr die Glückseligkeit, welche der Himmel den Menschen bestimmte. Der gegenseitige Haß des Adels und der herrschenden Partei wird ein stilles unbekanntes Bündniß aller Guten und Edlen in Frankreich gegen beide hervorzaubern, an dessen verborgenem, unscheinbarem Felsen ihr Haß und ihre Grausamkeit scheitern müssen. Laß uns mit dem Himmel nicht hadern, daß er es nicht anders machte; aber laß uns auch nicht glauben, er werde ein Königreich zertrümmern, um die schwachen Menschen zum Zittern vor seiner Allmacht zu bringen. Wenn die Vorsehung nicht immer reichen Segen für das Menschengeschlecht in ihren Händen trüge, welcher Mensch würde dann so feige seyn, vor ihrer Allmacht zu zittern? Doch, ich zittre nicht. Wenn ich nur das Maas der Liebe in meiner Brust messe, so zittre ich nicht; und ich sollte vor der unendlichen Liebe zittern? Ich kann in diesem wilden Kampfe erdrückt werden; wer will das leugnen? Aber die Menschheit muß aus diesem Kampfe siegreich zurückkehren, und sollte auch ihr Sieg nur eine lebendige Lehre für die kommenden Jahrhunderte seyn." Dieser Glaube war durch die Ereignisse der folgenden Jahre immer fester in ihm gewurzelt,

so daß er manchem Ungeduldigen, dem es mit neuen Einrichtungen nicht rasch genug vorwärts ging, zurief: „Was wollen Sie denn mit Ihrer Handvoll Zeit; bedenken Sie doch, wie viel Zeit Gott hat; für den wird schon die rechte kommen!"

Abenteuer von Bedeutung stießen ihm auf diesen Reisen nicht auf, wiewohl er sonst nicht leicht eine kleine Reise machte ohne auf ein kleines Abenteuer zu stoßen. Nur eines Aergers, den er im Speierschen hatte, dürfte zu gedenken seyn, weil er ihm zu einer drolligen Scene Veranlassung gab. Wenn irgendwo der Waidspruch, daß unter dem Krummstab gut wohnen sey, vorkam; so nahm Lafontaine gewiß den Krummstab des eben so verschwenderischen, luxuriösen, als despotischen Bischofs von Speier aus, der seine Unterthanen zu Soldaten an fremde Fürsten verschenkte oder verhandelte, nicht blos wenn sie ein Gesetz übertreten hatten, sondern auch wenn sie seinen Launen sich nicht beqvemen wollten oder konnten. Ein Gewaltstreich aus diesem letzteren Grunde wurde Lafontainen erzählt, der ihn auch in der Erinnerung stets empörte. Es war indeß auch für Gesetze gesorgt, die unter dem Scheine guter Absicht despotischen Maasregeln zum Deckmantel dienen konnten, und dienten. Von dieser Art waren besonders die Ehegesetze. Der Vater eines unehelichen Kindes — vorausgesetzt, daß er nicht mit dem, was alles gut macht, mit Gelde

büßen konnte — wurde zum Soldaten abgeführt, selbst wenn er mit der Mutter des Kindes sich verlobt hatte und die Ehe zu vollziehen bereit war, welche Ehe doch sonst, wenigstens nach eingeholter Dispensazion, in den katholischen Rheinprovinzen gestattet wurde. Dies war indeß wol auch hier der Fall, so daß die landesväterliche Strenge nur die Armen treffen konnte. Was nun aber allem diesem die Krone aufsetzte, das war eine Verordnung, die ganz dazu geeignet war, recht viele in jenen unglücklichen Fall zu bringen. Kein Unterthan durfte nämlich ohne Erlaubniß der Obrigkeit, und kein junger Mann vor dem vier und zwanzigsten Jahre heirathen. Nun traf es sich, daß ein junger Mann, dem noch einige Jahre an der Speierschen ehelichen Volljährigkeit fehlten, der Geliebten, einem blühenden Mädchen vom Lande, die Auswanderung nach der Pfalz vorschlägt, diese aber, aus Furcht vor der Fremde, verweigert wird. Der junge Mann, der sich nicht geliebt glaubt, verläßt die Heimath, und nun, da das Mädchen ganz ihren Verlust fühlt, sehnt sie sich in jene Fremde hin, und bittet einen Reisenden, sie nach Mannheim mitzunehmen. Das Gesetz ärgert, die Erzählung rührt den Reisenden, und er sagt Schutz und Hilfe zu, und verleiht sie. Er bringt das Mädchen nach Mannheim, und schreibt von Koblenz aus: „Ich, mit einem ehrwürdigen Bauche, einem schwarzen noch ehrwürdigern Rocke,

meine guten 45 Jahre auf dem Rücken, laufe mit dem hübschen Bauermädchen von sechszehn Jahren in der Stadt umher, um ihren verlaufenen Liebhaber aufzusuchen. Mich hätte mein Bruder sehen müssen! Aber ich thäte dasselbe noch tausendmal wieder." Diesen Reisenden hat Lafontaine in den beiden Bräuten Norden genannt; man setze statt dieses Namens den seinigen, und statt der 45 nur 36 Jahre, so hat man das Richtige. Bei einem solchen Abenteuer fragte er nichts nach den neugierigen Blicken, die er auf sich zog, Fragende aber fertigte er, je nach den Umständen, entweder mit einem Scherz ab, oder nöthigte sie zu Achtung und Schweigen.

Reicher an vielen neuen Erfahrungen, neu belebt an Körper und Geist durch einen der schönsten Frühlinge seines Lebens, dessen Genuß der Mitgenuß der geliebten Gattin noch erhöhte, kehrte er von seiner Reise zu seinem Schreibtische zurück, und konnte sich nun wenigstens einer Art von häuslichen Lebens erfreuen. Nur eine Art davon war es allerdings, da an die förmliche Einrichtung eines Hauswesens nicht zu denken war; gerade dieses aber befestigte ihn immer mehr in der Ueberzeugung, daß der Mensch zum Glück recht vieles — nicht brauche.

7.

Zu seinem Schreibtische kehrte er zurück; und es ist nun wol an der rechten Zeit, daß wir ihn dahin begleiten und seine schriftstellerische Laufbahn beachten.

Durch den Roman, den er als Kandidat geschrieben, und den er, sogar bis auf den Titel, vergessen hatte, war er nicht ermuntert worden, mehrere nachfolgen zu lassen, und einige Erzählungen, die er schon in Bartensleben geschrieben *), lagen vergessen von ihm in seinem Pulte. Es waren Darstellungen historischer Begebenheiten, die beim Lesen der griechischen und römischen Geschichtschreiber, mit denen er sich stets sehr angelegentlich beschäftigte, ihn besonders ergriffen hatten, und die nun seine Phantasie sich lebendiger vergegenwärtigte. Eine einzige dieser Erzählungen, zu welcher Pausanias ihm den Stoff gegeben, hat er späterhin drucken lassen, und sie steht unter dem Titel: das Orakel, im dritten Bande seines Sittenspiegels für das weibliche Geschlecht. Aber auch aus dieser Erzählung erkennt man eine große

*) In der Gewalt der Liebe Bd. I. hat er eine Erzählung: Liebe und Achtung überschrieben, die mit einer Schilderung des Schauplatzes der Erzählung beginnt, welche ganz auf Bartensleben paßt. Die Erzählung selbst scheint aber nicht aus der Bartensleber Zeit.

Hinneigung zum Dramatischen. Man könnte vielleicht meinen, daß Meißners oder Feßlers damals viel gelesenen dramatisirten historischen Romane ihn hiezu veranlaßt hätten; allein dies war keineswegs der Fall, und er kannte damals sogar jene Schriften nicht. Einzig Shakespeare war es, dessen historischer Dramen-Cyklus seine Phantasie hingerissen hatte, vor allen aber dessen Julius Cäsar, durch den er sich aufs lebendigste in die alte Welt versetzt sah, mit welcher er so befreundet war, und worin er so gern lebte. Hiedurch angeregt versuchte er sich in dramatischer Bearbeitung historischer Begebenheiten aus der griechischen und römischen Welt; nicht zum Behuf dramatisirter Romane, sondern wirklicher Schauspiele, deren er in jener Zeit mehrere, auch der neueren Welt entnommene, entwarf, das Trauerspiel Antonie oder das Klostergelübde, das Lustspiel: die Prüfung der Treue oder die Irrungen, und seine Tochter der Natur, die er, ungeachtet ihrer höchst komischen Scenen, doch selbst nicht geradezu als Lustspiel bezeichnen mochte.

Zu dem genannten Trauerspiele gab die Vorlesung von d'Arnaud's Euphemie in der litterarischen Gesellschaft der Halleschen Freunde die Veranlassung. Die Katastrophe: le triomphe de la religion, machte ihn so ungeduldig, daß er ausrief: der Triumph des Herzens muß es heißen, nicht des Aberglaubens! Die Freunde

aber riefen ihm zu: Mach' es besser! Er that es, und seine Antonie gab die Euphemie des Franzosen ohne die häufigen Unwahrscheinlichkeiten der Begebenheit, die psychologischen Widersprüche der handelnden Personen und die grelle Farbe der Charaktere, so daß die einzige Aehnlichkeit am Ende die Art der Entführung blieb. Die Freunde konnten nicht anstehen, seiner Bearbeitung dieses Stoffes den Vorzug zu ertheilen. Dieses ermunterte ihn zur Mittheilung auch einiger Proben seiner entworfenen Dramen aus Stoffen der griechischen und römischen Geschichte, die jedoch nie zu wirklichen Dramen gediehen. Er hatte sich wirklich dadurch, wie er selbst sagte, nur zu künftigen Arbeiten in der tragischen Dichtkunst vorbereiten wollen, und daher auf die Ausarbeitung und Vollendung einzelner Scenen, auf Darstellung rührender Empfindungen, Gruppirung interessanter Situazionen im Einzelnen, auf richtige Sprache der Leidenschaft, Wahrheit, Haltung und Mischung der Charaktere ganz allein gesehen; die einzelnen Scenen waren ihm selbst Zweck, noch ohne den Gedanken an eine Vereinigung derselben zu einem Ganzen. Der Beifall, den die mitgetheilten Proben erhielten, lockte ihn weiter. Daß ein künstlerisches Drama daraus nicht entstehen könne, sah er bald ein; um aber doch die von einander bis jetzt unabhängigen Dialoge zu einem Ganzen zu verbinden, mußte er nicht nur neue Scenen hinzufügen, sondern

auch hie und da Begebenheiten und Charaktere abändern. So entstand nach und nach das, was er nachmals dem Publikum unter dem Titel: Scenen *) mittheilte. Er selbst erklärte sie für Gemälde von Charakteren, die durch Begebenheit unter einander verbunden und dramatisch dargestellt sind, sich also vor den Augen des Lesers entwickeln, verhehlte aber weder sich noch dem Publikum, daß hin und wieder Begebenheit an Begebenheit durch Motive an einander geknüpft waren, die nur sehr schwach exponirt worden, wol nur in der Wendung eines Dialogs lagen.

Die dramatische Darstellung hatte bei dieser Arbeit je länger je mehr an Reiz für ihn so gewonnen, daß der Gedanke, sein Talent der Bühne zu weihen, ihn damals aufs lebhafteste beschäftigte; und um sich in jeder Art von Drama zu versuchen, entwarf er seine beiden übrigen Schauspiele.

Noch aber war es ihm nicht in den Sinn gekommen, von allen diesen Versuchen etwas drucken zu lassen, und nur ein Zufall eröfnete ihm die schriftstellerische Laufbahn. Außer den thätigen Mitgliedern der kleinen litterarischen Gesellschaft, die sich um ihn gebildet hatte, kamen von Zeit zu Zeit noch andre hinzu, und fast regel-

*) 1789 in 2 Bänden; Bd. 1. die Befreiung Roms, Bd. 2. Kleomenes.

mäßig v. Arnstedt, jetzt Landrath in Nordhausen, und Siede, der als Agent einiger fürstlichen Höfe in Berlin gestorben ist. Eines Abends las nun Lafontaine eine von ihm übersetzte Erzählung Marmontels vor, von welcher er dann beim Gespräch darüber erklärte, daß sie noch besser angelegt und ausgeführt werden könne, und man gab ihm auch jetzt, diesmal nur scherzend, auf, eine bessere Erzählung in dieser Art zu liefern. Keiner hatte weiter daran gedacht, als er die Freunde bei der nächsten Zusammenkunft mit seiner Erzählung überraschte. Das allgemeine Urtheil gestand ihr den Preis zu. Siede bat Lafontainen um diese Erzählung und erhielt sie; durch ihn wurde sie dem Buchhändler Matzdorf in Berlin bekannt, und hatte die Anfrage nach einem Bändchen solcher Erzählungen zur Folge. Hiedurch entstand in Lafontainen zuerst der Gedanke, nicht nur überhaupt sein Glück als Schriftsteller, sondern auch sein oft belobtes Talent als Erzähler jetzt schriftlich zu versuchen, und so erschienen im Jahre 1789 seine Scenen bei Göschen in Leipzig, und seine Antonie bei Franke in Halle, und im nächsten Jahre begann er jene Sammlung von Erzählungen, die unter dem Titel: Gewalt der Liebe seit 1791 bei Matzdorf in Berlin erschien, und nach und nach zu vier Bändchen anwuchs. Den Antrag, welchem ihm Franke zur Herausgabe einer Zeitschrift machte, wies er um so weniger von sich, als er gerade

eine solche Zeitschrift seiner nunmehrigen Stellung für angemessen hielt, und so unterzog er sich dem Museum für das weibliche Geschlecht, und bald darauf auch der Fortsetzung der von Dr. Bahrdt begonnenen Zeitschrift für Gattinnen, (nur den ersten Band hat Bahrdt herausgegeben) in denen beiden kleinere Aufsätze aus der Philosophie des Lebens, vorzüglich in Berücksichtigung des für die Bestimmung und Bildung des Weibes wesentlich Erfoderlichen, mit kleinen Erzählungen, auf denselben Zweck berechnet, abwechselten. Eine Auswahl aus beiden Zeitschriften enthalten die drei ersten Bände seines Sittenspiegels für das weibliche Geschlecht (Görlitz b. Anton 1804 fgg.); die drei letzten Bände, von denen jeder einen interessanten Roman enthält, sind neu hinzugekommen.

Einige von diesen Schriften fanden nur in einem kleinen Kreise ihr Publikum, namentlich alle von Franke verlegten, weil dieser nur auf baares Geld handeln wollte, was ihm, zumal als einem Anfänger, den Betrieb seiner Verlagsartikel hinderte, die in viele Gegenden gar nicht hinkamen, und erst nach dem Verkauf dieser Handlung etwas bekannter wurden. Die Scenen wurden zwar bekannter und erregten die Erwartung Schillers *)

*) „Sehen Sie, schrieb Schiller, beiliegendes Buch an; es ist von einem jungen angehenden Schriftsteller, aus

von ihrem Verfasser, begründeten jedoch keineswegs den Ruf desselben; und eine weit günstigere Aufnahme fand seine Gewalt der Liebe bei dem Publikum. Obgleich nun bald darauf seine Tochter der Natur auf der Bühne viel Glück machte — und von manchem Theater-Repertoir noch nicht verschwunden ist —, so bestimmte ihn dies doch, der dramatischen Produktion, in welcher er mit Iffland und Kotzebue, welche damals die Bühne beherrschten, gewiß nicht zu seinem Nachtheil gewetteifert haben würde, zu entsagen, und sich ganz der erzählenden Gattung zu widmen.

Von nun an tritt er erst als Romandichter auf und greift in seine Zeit ein.

Der ästhetische Kritiker mag von der stoffartigen Theilnahme des Publikums an poetischen Produktionen noch so verächtlich sprechen, wer den Wechsel des Zeitgeistes achtsam verfolgt und die Geschichte der schönen Litteratur aus dem Gesichtspunkte des jedesmaligen Zeitgeistes betrachtet hat, wird ihm nicht zugeben können, daß nicht auch der Stoff seinen nicht geringen Antheil, selbst an Epoche machenden Dichtungen, stets gehabt habe, und

---

dem gewiß noch etwas Gutes wird. Schon viel Bildung in der Sprache, ein fließender Dialog, sanfte Empfindungen, vorzüglich im Kleomenes, freilich bei vielen Schlacken." Schillers Leben von Frau v. Wolzogen I. 376.

ihn ohne Zweifel auch ferner haben werde. Allerdings gehört dazu immer ein Dichter, der den Stoff so zu behandeln versteht, daß er den rechten Eindruck auf das Gemüth nicht verfehlt; und wenn man alles zu einer solchen Behandlung Erfoderliche unter dem Namen der Form begreifen will, so kommt es freilich auf die Form vorzüglich an. Käme es aber auf sie ganz allein an, so würde man nicht von vortheilhaften, untauglichen und gleichgiltigen Stoffen sprechen können, und aus jedem Stoffe müßte sich alles machen lassen, und man würde nie den Tadel gehört haben, daß an einem unglücklichen oder unbedeutenden Stoffe viele Kunst sey verschwendet worden. Das allgemein Menschliche nimmt zuverlässig alle Zeiten in Anspruch; in den Zeiten aber wechseln die menschlichen Interessen, und der Dichter, der seinen Stoff dem vorwaltenden Interesse seiner Zeit gemäß gewählt hat, wird immer am Beifall etwas voraus haben, weil er die Empfänglichkeit für seine Darstellungen vorfindet; er wirkt um so gewisser auf die Gegenwart ein, weil die Vergangenheit die Geister vorbereitet hat, und er bemächtigt sich ihrer, weil er zum deutlichen Bewußtseyn erhebt, was man nur dunkler geahnet hatte. Wenn Klopstocks Messias, Göthe's Werther und Götz, Schillers erste Trauerspiele Epoche machten, lag dies blos an der Vortreflichkeit dieser Werke, oder trug auch die Zeit, in welche diese Dichtungen fielen, das ihrige

dazu bei? Göthe wenigstens ist es in Hinsicht auf seinen Werther gar nicht in Abrede, und Schiller verdankt einen, vielleicht nicht kleinen, Theil der hohen Gunst, in welcher er so schnell bei dem Publikum stieg, gewiß dem Umstande, daß seine Stoffe dem Verlangen der Zeit entsprachen und sein Geist das hervorhob, was ahnungsvoll im Geiste der Zeit schlummerte.

Unter allen Dichtern darf aber am allerwenigsten der Romandichter die Rücksicht auf zeitgemäßen Stoff verabsäumen, zumal wenn er in dem seit Richardson vorzüglich angebauten Gebiete des bürgerlichen Romans mit Glück wirken will. Er wird seine Zeit nicht ergreifen, wenn er sie nicht begriffen hat.

Während des langen Friedens, dessen sich Teutschland seit dem siebenjährigen Kriege zu erfreuen gehabt, hatte sich der Wohlstand bedeutend gehoben, und in seinem Gefolge zeigte sich auch ein Hang nach Wohlleben, der zwar zum Theil in Philisterei, zum Theil in Luxus ausartete, jedoch auch die Spuren, daß man dem Wohlleben einen höheren Sinn unterlege, nicht verkennen ließ. Dieses Wohlleben im höheren Sinn ist späterhin Manchen höchst anstößig geworden, und darin liegt ganz allein der Grund, warum Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten — die Philosophen, wie man sie am französischen Hofe nannte — vielen Unglimpf erfuhren. Wie lächerlich es auch ist, in ihnen die Quelle eines gro-

ßen Unheils, welches über die Welt kam, zu suchen, war doch keiner von denen, die es zunächst anging, klug genug, in seiner Nähe danach zu suchen, wo sie vollströmend sich ergoß. Jene Philosophen mit ihrer Zerstörung von Vorurtheilen, ihren Paradoxen und ihrem Skeptizismus, würden warlich der Welt wenig geschadet haben, wenn es am rechten Orte recht gewesen wäre. Man fürchtete sie, weil man das Rechte zu thun nicht geneigt war, und eingehüllt in einen Nimbus von Halbgöttlichkeit sich wol gar davon entbunden glaubte. Beqvemer war es allerdings, die Kämpfer gegen Aberglauben und Unrecht als Zerstörer der Religion und des States anzuklagen; nur hat freilich diese beqveme Methode große und schwere Unbeqvemlichkeiten zur Folge gehabt. Während man aber in Frankreich die Philosophen verabscheute und lieber ihre ganze Brut vertilgt hätte, wurden in Teutschland deren Grundsätze von zwei der größten Monarchen, Friedrich und Joseph, befördert. Auch sie wurden freilich, und sogar von Teutschen, nachher mit jenen französischen Sündern zugleich verdammt; allein alle diese Verdamniß kann nun einmal doch die Folgen davon nicht aufheben. Diese traten ein, und würden, ohne neu hinzugetretene Umstände, nur segenreich gewesen seyn. Der Teutsche, seiner Natur überlassen, geht gern langsam, um desto gewisser zu gehen, und so bewegte sich auch der Geist des freieren Forschens nur allmählig zu

seinem Ziele. Nur still, aber mächtig, wirkten die Ereignisse in Nordamerika ein; es war, als erwache man aus einem Traume, und besinne sich jetzt auf Rechte der Völker und des Menschen; des edlen, aber zu ungeduldigen, Joseph Beispiel warnte vor übereilter Hast nach dem Ziele. Schriftsteller griffen Vorurtheile an, deckten Misbräuche auf, strebten richtigere Grundsätze geltend zu machen, und es fehlte gar nicht an Regirungen, die das Bessere ins Leben zu rufen geneigt und selbst angelegentlich damit beschäftigt waren. Ein friedlich bürgerliches Leben war auf eine wunderbare Weise durchdrungen von einem Geiste der Reform, deren Spuren auch nach allen Seiten hin immer sichtbarer wurden, vornehmlich aber in der Erziehungs- und Unterrichtsweise. Jene suchte man immer mehr auf die Natur zu basiren, in dieser die menschliche Bestimmung als Ziel zu setzen. In beiden fand noch manches Schwanken statt, dessen schnelle Hebung um so weniger zu hoffen war, da der gegenseitige Standpunkt des Psychologischen und Moralischen nicht festgesetzt war. Eine Grenzberichtigung aber, die hier sehr vonnöthen gewesen wäre, ward um so schwieriger, da einige Lieblingsschriftsteller dieser Grenzverwirrung immer mehr Vorschub thaten, und dadurch auch Lieblingssünden begünstigten, die so sehr den Anschein blos unschuldiger Neigungen erhielten, daß man gar keinen Verdacht gegen sie hegte. So konnte man denn Kotzebue,

der eigentlich gar keine Grundsätze hatte, und den ein leicht reizbares Gefühl von der einen und Eitelkeit von der andern Seite Zeitlebens in Widersprüche mit sich selbst verwickelten, besonders als einen sehr moralischen Dichter rühmen hören. Auch er griff mit allen Mitteln, die sein unleugbar nicht geringes Talent ihm darbot, eingewurzelte Vorurtheile an, und stellte Misbräuche in ein so grelles Licht, daß Entschuldigung derselben kaum mehr statt finden konnte; er blendete aber auch durch eine künstliche Mischung von Wahrem und Falschem, Gutem und Schlechtem, Edlem und Gemeinem, und stellte dadurch vieles als blos leidiges Vorurtheil hin, was die ernst prüfende Vernunft nie dafür anerkennen wird und kann. Vielleicht hat keiner so mit der Zurückführung einer mit Vorurtheilen beladenen Kultur zur Natur größeren Misbrauch getrieben, als er; wiewohl die Hemmungen, an denen die Aufklärung, welche man hie und da zu fürchten anfing, stocken sollte, noch manchen andern nach diesem Ziele hintrieb. Schien es doch fast, als ob sie bei dem Naturstand und Naturrecht an nichts anderes gedacht hätten, als an den Satz: Erlaubt ist, was gefällt. Sahen nun gar die niedriger Gestellten und Kleinen, daß die Höheren und Großen jenen Satz mit vielem Glück in Anwendung brachten, wie hätte ihnen nicht die Lust ankommen sollen, das Glück eines solchen Naturstandes auch einmal zu kosten, und das Naturrecht als

Faustrecht zu gebrauchen, wie man es zum Ueberfluß noch in beliebten Ritterromanen und Schauspielen vorfand. Die Einsichtigeren und Besseren wußten, daß es einen Naturstand gebe, der nicht untergehen kann, der aber durch jenen Satz und dessen Ausübung gefährlich bedroht war; daß ein Naturrecht nur ein Vernunftrecht seyn könne; und sie wollten daher Rechte ohne Vorrechte, Gesetz ohne Willkür, Regirung ohne Sklaverei der Regirten, Religion ohne Pfäfferei, freien Gebrauch der Vernunft, allgemeines Wohl, gegen welche Foderungen es freilich von anderer Seite nicht an Opposizion fehlte.

So stand es, als die französische Revoluzion begann, mit deren Beginn gleichzeitig Lafontaine als Romanendichter auftrat. Er hatte seine Zeit sehr wohl begriffen, kannte genau die Parteien in derselben und deren Stimmung, wußte, daß Rückschritte nicht mehr möglich und nur Vorschritte heilsam waren, nahm zur Beförderung derselben auf dem einzig guten Wege seine Stellung als Vermittler zwischen jenen Parteien, und bewährte sich als ein geschickter Vermittler.

Gleich mit seinem ersten Roman: der Naturmensch, griff er wirksam in seine Zeit ein. Der Titel schon war geeignet, seine Zeitgenossen anzusprechen; er wußte aber sehr wohl, daß die Erwartungen von dem, was man hier finden werde, gegen das, was er zu geben beabsichtigte, sehr abstechen würden. „Man erwartet

vielleicht, sagte er selbst, von einem solchen Menschen sehr unterhaltende Dinge: wenigstens ein Paar Mordthaten, einige Kinder der Liebe, den Umsturz aller bürgerlichen, oder doch wenigstens gewiß aller Naturgesetze, und findet nichts als einen einfachen Menschen, der seinen Vater herzlich lieb hat, gegen Menschen gerecht ist, und in Indien eine Frau findet, die ihn glücklich macht: und jenes ist es doch, was man in unsern Romanen Natur nennt. Man wird vielleicht mit Ekel seine Augen von den häuslichen Scenen meiner Familie abwenden, und sagen: das haben wir ja alle Tage in unsern Häusern! Des alten Paria Moral wird man verlachen, ob sie gleich bei einem Franzosen in der chaumière indienne von St. Pierre steht: und ich habe nun freilich alles das geschrieben, damit es gefallen, rühren, und wo möglich dazu beitragen sollte, die Menschen aufmerksamer auf das Glück zu machen, welches häusliche Verbindungen mit Weib und Kind, und die einfache Lebensart der Natur den Menschen gewähren." Hiemit wies er auf jenen unvergänglichen Naturstand hin, zu dessen Erreichung es keiner Rückkehr in die Urwälder bedarf, und noch weniger einer Verirrung zu den Vierfüßlern. Eine stille Abweisung Rousseau's liegt schon darin, daß Lafontaine seinen Helden nicht aus dem Stande der Wildheit wählte, sondern ihn, bei der einfachsten Erziehung für ein Naturleben, bis auf einen gewissen Grad

Antheil an der Bildung durch Wissenschaften und Künste haben läßt, also ihn nicht als ein rohes Produkt der Natur, sondern mit gebildetem Geist und feinem Gefühl hinstellt. Den Unterschied zwischen ihm und andern macht nur seine Absonderung von den Menschen, die, nachdem sie zu einer Darstellung der allmählig hervortretenden Bedürfnisse des Geistes und Herzens veranlaßt hat, alle jene Scenen herbeiführt, welche durch den Kontrast der natürlichen Ausbrüche des unverkünstelten Verstandes und Gefühls eines Naturkindes mit einer verkünstelten Konvenienz so anziehend sind, besonders in ihrer Mischung des Komischen mit dem Rührenden, wie sie bei dem wahrhaft Naiven häufig vorkommt. Von der andern Seite zeigt der Dichter nun aber auch die Nachtheile einer solchen absondernden Erziehung, indem er seinen William auf dessen Lebensgange zu dem Punkte hinführt, wo er ausrufen muß: „wo werde ich endlich einen Menschen finden, der mich nicht zum Opfer seiner Erziehung und der Sitten macht, die ich nicht kenne, und von denen ich nichts begreife. Wer weiß, ob du nicht dieses Herz zum Elende gebildet hast, Vater!" Dies scheint sich nur zu sehr auf des armen Williams Reisen zu bestätigen, auf denen er überall die Menschen voll Vorurtheile, überall als Sklaven oder als Tyrannen findet, ihre Meinungen noch verschiedener als ihre Sprachen, und Feindschaft und Haß um ihrer Meinungen

willen. Ein Mensch von Williams Art konnte, was er in der civilisirten Welt vergebens gesucht hatte, nur auch bei Naturmenschen finden. Seine Sehnsucht nach einem verlornen Glück treibt ihn nach Indien, und hier führt ihn der Dichter zuletzt in die Hütte jenes Paria, aus dessen Munde der gelehrte engländische Doktor, der sich so lange um Erforschung der Wahrheit vergebens bemüht hatte, zuerst eine Naturweisheit vernahm, die er allen aufgetriebenen gelehrten Handschriften weit vorzog. Diese Schilderung St. Pierre's verpflanzte Lafontaine in seinen Roman, der Hauptsache nach treu übersetzt, jedoch mit einigen Abänderungen, besonders solchen, welche die Verschiedenheit des engländischen Doktors von seinem William nöthig machte. Jener konnte nur sagen: „ich habe die halbe Erde durchzogen, und überall nur Irrthum und Zwietracht, die Wahrheit und das Glück nur in dieser Hütte gefunden;" William ließ sie nicht dort zurück, sondern sie begleiteten ihn mit seiner Nahida und ihrem Vater nach Europa, wo er seinen Kindern jedoch nicht die Erziehung geben wollte, die er erhalten hätte; natürlich zwar, aber nicht zu Naturmenschen sollten sie erzogen, zu guten Engländern unter dem Beispiele guter Menschen werden.

Der Plan zu seinem Naturmenschen führte Lafontainen gleichsam von selbst auf den Plan zu seinem Sonderling, bei welchem ebenfalls die ganze Reihe der Verlegenheiten, in die ihn das gewöhnliche Leben unaufhör-

lich verwickelt, von den Grundsätzen abhängig ist, die sein Vater bei dessen Erziehung befolgte. Hier war nicht die Rede von einer völligen Absonderung von der menschlichen Gesellschaft, sondern nur von deren auf Vorurtheil und Irrthum beruhenden Meinungen, Sitten und Gebräuchen. „Sind es nicht die tausend Narrenspossen, die man Sitten, Lebensart nennet, welche die Menschen zu Narren, zu Bösewichtern, zu Schafsköpfen machen, und das bischen Gute unsers armseligen Lebens verbittern? Was bedarf ich, um glücklich zu seyn? — Einen gesunden Magen, um zu leben, ein Haus, ein Kleid, ein Weib, einen Freund, und bei einem Weibe auch den nicht einmal, und dann Frieden mit sich selbst. Weiter weiß ich doch auf der Welt nichts! — Guter Magen! — den haben alle Wilde; laß den Jungen auch so leben, er wird ihn auch haben und Gesundheit dazu. Mäßig essen und arbeiten! — Satt Brod? Das hat er mehr als er bedarf. Haus, Kleid? Auch das. Nur muß er sich an alles gewöhnen! Und das soll er! Die verdammten Narrenspossen, die Knöpfe und Schnallen und Tressen machen das Herz kalt, und sitzen unbeqvem. Man muß ihm das von Jugend auf lächerlich machen. Weib? Nun, dafür mag er sorgen. — Frieden mit sich selbst? Das ist der Hauptpunkt. Hab' ich Frieden mit mir selbst? So ziemlich, ja. Wie bin ich dazu gekommen? Hm! ich thue Keinem Böses. Eins! Auch Manchem Gutes?

Ja! Das eigentlich thut wohl. Also gutes Herz! — — Aber auch Frieden mit andern? Ist der möglich? — — Das beste Mittel, den Neckereien der Menschen zu entgehen, ist, dem Jungen eine ganz unzerstörbare Gleichgiltigkeit gegen die Meinungen der Menschen beizubringen." So beschloß Burchhard, der die Welt zu Wasser und zu Lande nach allen Richtungen durchkreuzt, in allen Welttheilen die Menschen beobachtet, und von der Einengung alt hergebrachter Gewohnheiten einer Stadt oder Provinz im Denken und Handeln sich befreit hatte. Er steht da als Repräsentant der Reformatoren in der Erziehungskunst, wie deren seit Rousseau und Basedow immer mehrere aufgetreten waren, und man erkennt in ihm das Resultat der Bildung, wie sie seit etwa zwanzig Jahren damals begonnen hatte. Noch aber hatte sie die Zeit nicht völlig durchdrungen, und zwischen dem Alten und Neuen gab es noch manchen Kampf; die Anhänger der guten alten Zeit, deren Amme die Gewohnheit gewesen, leisteten gleich hartnäckigen Widerstand gegen alles Zurückführen auf die Natur wie auf die Vernunft, bis endlich doch die Federbetten, Pelzmützen, Haarzöpfe, Schnürleiber u. s. w., zugleich mit der ganzen Ehrwürdigkeit der geistlichen Perucken, im Kampfe unterlagen. Diesen Kampf und Gegenkampf, der seine ernste und seine komische Seite hat, und im Familienleben bei Beschränktheit des gutmüthigen Alters nicht selten auch rührend er-

scheint, hat vielleicht kein Anderer so treu und ergötzlich zugleich dargestellt, als Lafontaine hier, wo er sich zum ersten Male von der humoristischen Seite zeigte. Im ersten Bande dieses Romans lebte er eigentlich sein vergangenes Leben noch einmal durch, und man sieht es den Personen und Scenen an, daß sie aus dem Leben gegriffen und mit Liebe und Freude gemalt sind. Der Erinnerung entquoll auch die reiche Ader seines Humors, die hier nirgend stockt oder gar versiegt, und wodurch Abenteuer auf Abenteuer im buntesten Wechsel sich drängt. Bei allen diesen verliert er aber seinen Hauptzweck nie aus dem Gesicht. Wie Burchhard der Vater Repräsentant der damaligen Erziehungs-Reformatoren, so ist der Sohn Repräsentant der neuen Generazion, welche durch die Reform entstehen sollte, und der Name des Sonderlings kommt ihm nur insofern zu, als er der bisherigen Generazion im Lichte eines solchen erscheinen mußte. Unbekümmert um die Meinungen und Urtheile der Welt verfolgt der Vater seinen Plan, und hat das Glück, die physische und moralische Erziehung seines Sohnes ganz nach seinem Wunsche gediehen zu sehen. Nur Eins hätte er bei seinem pädagogischen Experiment fast zu spät erkannt, daß er bei der Charakterbildung seines Sohnes auf den Besitz seines Reichthums zu sehr gerechnet habe, weshalb Ludwig auch als junger Mann noch eine neue Schule durchwandern muß. „Reich, sagt

der Vater, muß Ludwig bleiben, wenn er nicht noch unter Menschen nachgebildet werden soll. Können Sie ihm bis an seinen Tod Reichthum sichern? Ich glaube, nein; allein sein Herz wird er bis an seinen Tod behalten. Lassen Sie ihn noch eine Zeitlang mit dem Mangel kämpfen; lassen Sie ihn Rosen sich erarbeiten. Die Liebe zu Rosen wird ihn geschmeidiger gegen die Mitmenschen machen, wird ihn lehren, sich in Verhältnisse finden, und die Welt und die Menschen nehmen wie sie sind. Sie finden selbst seinen Charakter sonderbar; rauben Sie ihm mit Ihrer Güte nicht die einzige Gelegenheit, seinem Charakter das auffallend Sonderbare abzuschleifen. Sein Herz wird die Welt nie verderben; aber man muß doch, man mag wollen oder nicht, allerwenigstens Menschenverhältnisse kennen, um nicht bei einem unversehenen Unglück mit der ganzen Welt fremd zu seyn. Meine Erziehung war auf meinen Reichthum kalkulirt. Ich habe meinen Reichthum verloren. Sie mögen Ludwigen so reich machen, als Sie wollen; er kann ihn auch verlieren. Lassen Sie ihn also seinen Weg gehen, wenigstens noch einige Jahre. Dann, wenn er weiß, wie viel Thorheiten man ertragen muß, um den Menschen menschlich zu finden, ist es noch immer Zeit genug, ihn wieder unabhängig zu machen von den Launen der Welt und von dem Formengange der öffentlichen Geschäfte."

Ein pädagogischer Zweck war es auch, den Lafontaine zunächst bei seinem Qvinctius Heymeran von Flaming im Auge hatte, und diesen auszuführen schien ihm ganz zeitgemäß und dringend nöthig. Die neuen Lebensverhältnisse, in die er getreten war, hatten ihn zu den genauesten Beobachtungen über den bei dem Adel herrschenden Geist und dessen Vorurtheile geleitet, die verhängnißvolle Zeit aber, die mit einem Umsturz aller politischen Verhältnisse drohte, schien ihm gebieterisch zu erfodern, daß der Adel sich selbst recht erkennen lerne, wenn nicht seine Vorurtheile ihm, vielleicht nur zu bald, zum höchsten Nachtheil gereichen sollten. Er dachte stets so, wie er seinen Hermann Lange sagen läßt: „Die Aufklärung ist kein Blitz in der Nacht, der auf einen Augenblick das stärkste Licht gibt, nebenher blendet, und es dann nur desto dunkler werden läßt, sondern das Anbrechen des Tages, das allmählig ganz erhellt. Ehe man sich es versieht, wird die Sonne da seyn. Laß mich auch das noch sagen: so wie die Sonne von unten heraufsteigt, so muß die Aufklärung aus dem Mittelstande kommen. Er kann, eben weil er in der Mitte ist, nach oben und nach unten wirken." Lafontaine, diesem Mittelstande angehörig, fühlte sich berufen, gerade über den angegebenen Punkt, jetzt, da es n der Zeit war, Aufklärung zu verbreiten. Ob man ihn, so viel auch sein Flaming ist gelesen worden, recht

verstanden habe; möchte ich bezweifeln, da man nirgends den Hauptpunkt herausgehoben hat. Lafontaine war bei seiner vielfältigen Gelegenheit, den Adel von dem fein gebildeten Prinzen an bis zu dem erst beim Militair dressirten Junker zu beobachten, zu dem Resultate gelangt, daß bei diesem Stande, nicht blos für Andere, sondern auch für ihn selbst, nichts gefährlicher und verderblicher wirke, als etwas sonst, wenn es rechter Art ist, sehr Lobenswerthes, nämlich sein Prinzip der Ehre, sofern dieses das Prinzip der Pflicht und der Tugend vertreten soll. Er sah hiebei zwei Extreme, das eine bei, wol gar großer, Geistesbildung, das andre bei Mangel daran, der gewöhnlich mit einer stolzen Vernachlässigung derselben verbunden ist. Von jenem stellte er ein Beispiel auf in dem Sohne des Ministers Hochfeld, dessen Erziehung er mit der, welche Hermann Lange seinen Kindern gab, in Kontrast stellte. „Hochfelds Vater vergaß auf der höchsten Stufe der Ehre die Tugend nie gänzlich; ja bei dem Anblicke seines Sohnes dachte er oft mit Vergnügen an alle die Plane, die er und sein Freund Lange ehemals über die Erziehung ihrer Kinder entworfen hatten. Indeß, je älter er wurde, desto abenteuerlicher, desto übermenschlicher schienen ihm die Grundsätze seines gewesenen Freundes. Er bildete daher seinen Sohn zu einem feinen Weltmanne, der Tugenden bedürfe, um glücklich zu leben; Redlichkeit, um Ver-

trauen zu erregen; Großmuth, um geachtet zu seyn; Güte, um geliebt zu werden; Feinheit, um seine Absichten durchsetzen zu können; und Muth, um sich gefürchtet zu machen. Der junge Hochfeld war, bei seinen guten Anlagen, und bei einer, zwar nur nach diesem Plane berechneten, aber sehr gedachten und sorgfältigen Erziehung, ein sehr artiger, verständiger, und sogar tugendhafter Jüngling geworden, und galt für das Muster aller jungen Leute aus großen Familien. Er hatte mannichfaltige und mehr als oberflächliche Kentnisse, sprach sehr gut, und zeigte die feinste Politur der Sitten. — — — Immer verwies Hochfeld seinen Sohn auf die Folgen einer Handlung. Er sprach das Mitleiden, den Stolz oder die Klugheit seines Sohnes für die Unschuld an, nie ihn selbst. Hermann erzog anders: auch er sprach wol von den Folgen; doch immer ging er von dem Grundsatz aus: es ist recht, es ist Pflicht, so zu handeln! Wenn du deiner Vernunft nicht Gehör gibst, so beleidigst du dich selbst und deine Würde als Mensch. Du bist ein Thier, wenn du nicht über die Empfindungen der Sinnlichkeit wachst, und ein Teufel, wenn du die Ruhe eines Menschen für deinen Genuß wagst, auch wenn keine Thräne darüber flösse, auch wenn am Ende Wohl und Glück daraus entspränge." Die Folge bewies es, daß Hochfelds Grundsätze ihn gegen den Sturm der Leidenschaft nicht sicherten, sondern

nur von Gewaltthätigkeiten abhalten, ihn nur behutsam und vorsichtig machen konnten, aber auch dies nur so lange, als selbst bei Gewaltthätigkeit der Anstand gerettet werden zu können schien.

Das Beispiel des zweiten Extrems stellte er in seinem Baron Flaming, dem Vater, auf, in einem Manne, dem es weder an geradem Verstand noch an Sinn für das Gute fehlt, den aber wegen der Befangenheit in den Vorurtheilen seines Standes seine vortrefliche Gemalin durchaus nicht an die Vorstellung zu gewöhnen vermag, daß ein Edelmann mehr als reiten, jagen, essen, trinken und schlafen können müsse, wenn er auf die Achtung der geringeren Stände Ansprüche machen wolle. Er antwortet wie vielleicht die meisten würden geantwortet haben: „Mehr wissen? Darauf kommt es, Gott Lob! nicht an in der Welt. Mein Pastor, mein Justizamtmann, mein Aktuarius wissen alle mehr als ich; und hast du schon gesehen, daß sie mir nicht die gehörige Achtung erwiesen? Ich wollte ihnen aber auch nicht rathen, daß sie sich anders betrügen; denn ich bin Reichsfreiherr, und sie leben meiner Gnade. Da steckt es. Achtung! Narrenpossen! Der Edelmann ist Edelmann; darum muß ein Bürgerlicher ihn achten und ehren. Von Dummheit sage ich nicht; ein Dummkopf muß er nicht seyn. Aber gesunden Menschenverstand und einen Stammbaum und ein ehrliches Herz in der Brust: mehr

braucht der Adelige nicht. Das Uebrige gehört für den Bürger: predigen, richten und kuriren. Daß in jedem Kollegio ein Edelmann zum Präsidenten gemacht wird, ist gut, denn er hat Räthe und Sekretaire, die für ihn arbeiten. — Sie sollten mir einmal die Achtung versagen, die ich als Freiherr fodern kann!" Der Punkt der Ehre kommt auch hier zur Sprache. „Mit einem Bürgerlichen, sagt der Baron, der ein Schurke ist, hab' ich Mitleiden; ist aber ein Edelmann ein Schurke, so möcht' ich Gift und Galle speien, denn dem ist es doch tausendmal leichter ehrlich zu seyn, als einem Andern. Will er einen schlechten Streich begehen, so muß ihm ja, wenn er kein Hurkind ist, das edle Blut in den Adern brennen. Die Ehre, die adelige Ehre, die kein Bürgerlicher hat, muß ihn ja mit Gewalt abhalten; alle Vorfahren müssen sich ihm in den Weg stellen." — — Aber gibt es denn nicht viele Edelleute, die, troß ihrer alten Ehre, schlechte, unredliche Menschen sind? — Auch diese Frage führt ihn nicht von seinem Wege ab. „Da steckt es ja eben, sagt er. Diesen Leuten hat man ihre adelige Ehre nicht theuer, nicht heilig genug gemacht. Da predigte man ihnen: du mußt rechtschaffen seyn, weil es geboten, weil Rechtschaffenheit ein Vergnügen ist. An den Edelmann, an die adelige Ehre, an Stammbaum und Namen wurde mit keiner Silbe gedacht. Recht thun ist ein Vergnügen. Ja, ja! Da

kommen Fleisch und Blut, böse Gesellschaft und Verführung, und sprechen aus einem andern Tone; und da werden es schlechte Leute. Aber ich nehme unsern Qvinctius vor, und mache das Gefühl seines Adels, seiner adeligen Ehre bei ihm rege; er muß in jedem Blutstropfen fühlen, daß seine Vorfahren in Rom und Schwaben Konsuln, Turnierhelden und edle Männer gewesen sind. Wenn er nun da steht wie ein lebendiger Stammbaum, dann hole ich den Rüxner und lese ihm die Turniergesetze vor. — — — Freilich ist es ein Unglück, daß die Turniere abgeschafft sind; denn jetzt hält es ja mancher Adelige ordentlich für eine Ehre, wenn er Mädchen verführen kann. Aber was thut das! Ich werde sagen: Qvinctius, das alles hielten deine Vorfahren, und darum waren sie edle Leute. Wenn du also eins dieser Stücke brichst, so bist du nicht werth ein Edelmann zu seyn, so mußt du jedesmal roth werden wie ein gesottener Krebs, wenn man dich Herr Baron nennt, oder wenn du sagst: auf Kavalierparole!"

Er war ein Ehrenmann, dieser Baron; dies wird ihm gewiß niemand ableugnen: wie sehr ihn aber das Prinzip der Ehre als Standes-Vorurtheil irre leiten konnte, das zeigt sich deutlich bei der Erzählung nach Livius von dem Kampfe der römischen Volkstribunen mit den Patriziern — dem Adel Roms — über das Verlangen eines Gesetzes, wodurch die Grenze der Macht

der Patrizier und besonders der Konsuln bestimmt und das Volk gegen deren Willkür geschützt werden sollte. Hier überfiel den gutmüthigen Baron, den die Einbildung, von einer jener römischen Adelsfamilien abzustammen, hoch beglückte, der esprit de corps sehr stark. „Diese Tribunen — sagt er — sind wahre Teufel an List und Neid gegen den Adel gewesen. Was hat es nicht meinen armen Vorfahren gekostet, den Adel aufrecht zu erhalten!" Seine Gemalin bemerkt hierauf: „Aber, lieber Mann, sie verlangen ja nur Gesetze, und das, dünkt mich, ist so unrecht nicht. Der Adel mußte doch kein gutes Gewissen haben, daß er die Foderung nicht zugestehen wollte." Ungeachtet er selbst nun dieses zugesteht, fügt er doch hinzu: „Nein, nein! Man muß nicht ein Haar breit von unsern adeligen Rechten vergeben. Siest du, in Rom hatte man nun einmal keine Gesetze: das war Herkommen, und dabei muß es bleiben; sonst, liebes Kind, jagten die Bürger den Adel am Ende ganz zum Tempel hinaus." — Schlagend ist das, was er über das Naturgesetz sagt: „Das Naturgesetz ist das einfältigste Gesetz von allen. Ich möchte wissen, welcher Narr das gemacht hat. Den Teufel auch! Das Naturgesetz, sagt Meibom, nimmt keinen Adel an. Wie kann es also über adelige Streitigkeiten entscheiden? Es mag bei den Türken gelten, die keinen Adel haben; aber nicht bei uns Christen! Halt

du dich an's Reichsgesetz! Menschlich, unmenschlich: Narrenpossen!"

Bei dem, was in Frankreich bereits sich ereignet hatte und als bevorstehend schon voraus zu sehen war, ließ es sich nun Lafontaine sehr angelegen seyn, auf jene eingewurzelten Vorurtheile, auf den morschen Grund, worauf sie sich stützen, und das Verderben Drohende bei einem gewaltsamen Angriff, die Aufmerksamkeit derer, welche Augen hatten zu sehen, und Ohren zu hören, gleichsam hinzunöthigen; fest hielt er sie durch die humoristische Weise, mit welcher er alles Widersinnige überraschend hervorzuheben verstand, und zum ernsteren Nachdenken führte er durch den Gegensatz des Barons mit dessen verständiger, durchaus verehrungswürdiger Gemalin.

Weit entfernt, gegen den Adel wirken zu wollen, dachte Lafontaine vielmehr daran, ihm nützliche Dienste zu leisten; ja bei genauerer Betrachtung der Vorurtheile desselben stieß er sogar auf einen Punkt, der ihn vermogte, selbst diese Vorurtheile in ein milderes Licht zu stellen. Er fand nämlich den Grund auch dieser Vorurtheile in dem — Menschen; und seine fortgesetzte Vergleichung führte ihn zur Erweiterung seines Plans, wozu die Richtung, welche Quinctius in seiner Erziehung erhalten hatte, ihm den freiesten Spielraum gab. Mutter und Lehrer hatten nicht verhindern können, daß nicht des Vaters täglich wiederholte Ermahnungen, ja etwas

ganz Besonderes zu lernen, um den Glanz seiner Familie noch zu vergrößern, den herzensguten jungen Menschen übermäßig eitel gemacht, und ein Haschen nach allem Sonderbaren und eine Sucht zu glänzen in ihm erregt hätten, die ihn, als er auf Reisen Welt= und Menschenkentniß sich erwerben sollte, wie einen neuen Donqvixote in die seltsamsten Abenteuer verwickeln mußten. Diese gaben Lafontainen Gelegenheit, seine Ironie nun auch gegen andere, in jener Zeit vorzüglich geltende, Vorurtheile und Prinzipien zu richten. Am längsten hat er bei dem von Meiners aufgestellten System von den Menschenracen verweilt, weil ihn gerade damals mehrere hierauf bezügliche Aufsätze dieses Gelehrten in dem Göttingischen historischen Magazin, besonders der über die Rechtmäßigkeit des Negernhandels im Jahrgange von 1788, und am meisten das S. 409 Gesagte, sehr geärgert hatten. Keineswegs aber blos um seiner Galle gegen Meiners Luft zu machen, verweilte er so lange dabei, sondern weil er sah, daß kein anderes System ihn in so großen Vortheil setzen könnte, um die Systemsucht mit allen aus ihr fließenden theils lächerlichen, theils gefährlichen Folgen so auffallend in ihrer ganzen Blöße darzustellen und vor Anwendung eines Prinzips ohne strengste Prüfung desselben und richtige Beurtheilung in einzelnen Fällen zu warnen. Nicht jeder, der über seinen Qvinctius gelacht hat, konnte von

sich rühmen, er sey nicht in demselben Falle; und mancher, dem sich der Dichter zu lange bei diesem System zu verweilen geschienen, hat wol nicht bedacht, daß er Zeitlebens eine reine blonde Celtin aufgesucht, und am Ende nur eine Mohrin umarmt hat, die — keine Iglou war. Wenn er freilich so glücklich ist, seine Mohrin für die echte Celtin zu halten, so kann er dabei nichts bedenken, und mag in diesem Falle von dem Dichter sagen was ihm beliebt. Der Umsichtigere wird es wol bemerken, daß der Dichter seinen Helden auch auf andern Wegen vergebens nach einer Celtin sich abmühen läßt, und daß dabei keine von den Grillen, Sonderbarkeiten, Verkehrtheiten und Tollheiten des Zeitalters unberührt bleibt. Scherzend oder ernst, je nachdem es der Gegenstand ihm zu erfodern schien, wendet er sich gegen Lavaters Physiognomik, gegen Hermes wunderliche Grille, daß Generalbaß und Lateinlernen die Keuschheit der Mädchen sichere, gegen Rambohrs Schönheitslehre, gegen der Kantianer fast zelotischen moralphilosophischen Rigorismus und unbesonnene Anwendung der Lehre des großen Meisters bis in die Dorfschulen hinab, gegen die politischen Weltreformatoren, die in keinem einzigen Fache brauchbar sind, gegen einen in seinen Ursachen und Wirkungen nichtsnützigen Pietismus, und gegen den revoluzionairen Freiheitsschwindel, den der arme Qvinctius nahe daran war mit seinem greisen Kopfe zu büßen.

Zum Ueberfluß hat Lafontaine seine Absicht bei diesem Roman der einen der darin vorkommenden Personen in den Mund gelegt. Hilbert sagt: „Bei Gott! viele Leute könnten eben so gut Qvinctius Heymeran von Fiaming heißen, als mein Baron. Der ganze Unterschied ist der, daß der Baron seine Narrheiten, seine Grillen für sich allein hat. Aber ist eine Narrheit darum keine Narrheit, weil in ihrem Gefolge Hunderte eben diese Schellenkappe tragen? — — Jeder schreit seine Werke für Riesenwerke aus, hängt das Wohl der Welt daran, und ruft über die Beschäftigungen der Andern: Zeitverlust! Possen! Der Dichter zählt Silben, hungert, und ist glücklich; der Finanzier lacht darüber, weil er nicht begreift, wie man etwas anderes zählen kann als Geld. Der Philologe beschreibt genau, wie Achilles Stück für Stück gekleidet war, und er selbst zieht einen braunen und einen schwarzen Strumpf an. Der Arzt spricht vom Nervensafte, den er nicht gesehen hat. Der Theologe begreift alle Wunder; nur weiß er nicht zu begreifen, wie die vielköpfigen, durch Anlage und Kultur so unterschiedenen, Menschen verschieden denken können. Der Philosoph leugnet alle Wunder, und erklärt euch die Einfachheit der Sele mit einer Behendigkeit, als ob er ein Taschenspieler wäre u. s. w. u. s. w. O wollte Gott nur, daß alle Menschen so edel wären wie der Ba-

ron! Mit ihren Narrheiten wollten wir noch wohl zurecht kommen."

Seit der Zeit, in welcher Lafontaine den Gedanken gefaßt hatte, mit seinem Flaming als einer zeitgemäßen Warnung hervorzutreten, hatten die Ereignisse in Frankreich eine noch weit eindringlichere Warnung gegeben. Nachdem alle Ritterorden aufgehoben, die Adelsdiplome verbrannt, die Erklärung der Menschenrechte erschienen, die Todesstrafe gegen alle Ausgewanderte als Hochverräther dekretirt, der Graf von Provence der Regentschaft verlustig erklärt, die Bastille zerstört, der König entthront und, als Frankreich zur Republik proklamirt war, endlich gar hingerichtet worden, hatte der Theil von Frankreichs Adel, der aus dem Vaterlande geflohen war, keine Hofnung als das Glück der Waffen, und so wie dieses sich gegen sie wendete, nur die Aussicht auf unvermeidliches Elend. Mit dem Range war auch das Besitzthum dahin.

Lafontaine hatte Gelegenheit gehabt, diesen ausgewanderten Adel von da an, wo er für seine prächtigen Kutschen und galanten Reisewagen kaum Platz genug fand, und einen Aufwand machte, als ob die Zukunft ihre Schätze nur an ihn verschwenden werde, bis dahin, wo ein nicht kleiner Theil desselben, nach Zurücklassung der Eqvipage, Entfernung der Dienerschaft, Verstoßung nicht blos des Schmuckes, sondern selbst des Noth-

wendigen, in den armseligsten Umständen zu Fuße fort zu wandern sich gedrungen sah; aber auch jetzt noch keineswegs so weit zur Erkentniß gebracht war, um — nicht etwa von einem edlen Stolze, denn dieser kann sich im Unglück am schönsten bewähren, sondern — von seinen übermüthigen Prätensionen, wenn auch nur aus Klugheit, etwas nachzulassen. Ein Beispiel solchen Uebermuths sah Göthe in einem Markis, welcher die Grausamkeit beschrie, die der König von Preußen an den französischen Prinzen ausübe. Der König hatte nämlich, beim Ausmarsch von Glorieux, unerachtet des schrecklichsten Regens, keinen Ueberrock angezogen und keinen Mantel umgenommen, und deshalb hätten die allerhöchsten Personen, die königlichen Prinzen, die an eine ganz andere Lebensweise gewöhnt seyen, sich müssen durchnässen lassen. Lafontaine machte auch an einem Markis eine wunderliche Erfahrung, nahm aber diesen sogleich in die Kur. Dieser hatte auf dem Rückzug Wagen und Pferde verloren und nur sein Gepäck gerettet, welches ihm ein junger Bursche auf einer Schiebkarre nachfuhr, neben welcher er zu Fuße her wanderte. Lafontaine war schon einige Male mit ihm zusammen getroffen, und der Markis hatte sich dessen Bewirthung gern gefallen lassen. Nun trafen sie wieder auf freiem Felde zusammen, wo der Markis allein neben der Karre stand, voll Verzweiflung, daß der junge Bursche, den

er nicht hatte bezahlen können, ihm davon gegangen war. Lafontaine würde gern das Gepäck auf sein Pferd genommen haben: da dies aber nicht möglich war, so hatte er auf die Frage: was nun thun? keine andre Antwort, als: sich in die Umstände schicken, entweder nur das Unentbehrlichste mitnehmen, oder sich auf seine eigne Kraft verlassen, wenn man andre Hilfe nicht haben könne. Lafontaine sah, daß der Markis rüstig genug war, seine Karre fortzubringen; dieser aber konnte sich nicht entschließen etwas zurück zu lassen, und schauderte vor dem Gedanken die Karre selbst in Bewegung zu setzen. Gar nicht undeutlich gab er zu verstehen, daß dies Lafontainen besser anstehen würde als ihm, für den es sich zieme nebenher zu reiten. Hunderte würden den Unverschämten ohne Antwort haben stehen lassen; Lafontaine halb aus Gutmüthigkeit, halb aus Neugier, that dies nicht, sondern fragte, ob der Markis denn die Verrichtung eines solchen Nothwerks für eine Schande halte, oder ob er sich dazu nicht Kraft genug zutraue? Das erste, sich besinnend, verneinte, das zweite bejahte der Markis. Nun, sagte Lafontaine, ich will Sie vom Gegentheil überzeugen. Wir beide wollen einer um den andern, jedesmal eine Viertelstunde lang, den Karren schieben, und der Andre soll dann reiten. Der Markis, da er doch keinen andern Rath, aus seiner fatalen Lage zu kommen, wußte, beqvemte sich den Vorschlag anzunehmen, und

Lafontaine ergriff ohne Weiteres die Karre. Es wurde ihm nicht weniger sauer, als dem Markis, bis sie endlich ein Dorf erreichten, wo Lafontaine andern Rath schaffte, und für das weitere Fortkommen des Markis auf jede Weise sorgte. Dieser dankte dafür mit den höflichen Aeußerungen eines Vornehmen, die seine Gnade hoffen lassen; worüber Lafontaine lächelte. Ernst wurde er, als der gnädige Herr nicht enden konnte, auf die Canaille zu schimpfen und zu fluchen, besonders auf die Canaille der verfluchten Bauern, die er nach der Rückkehr mit der schrecklichsten Rache bedrohte. Da konnte Lafontaine es nicht unterlassen, ihn auf die Lage seines Standes aufmerksam zu machen, und ihm sowohl für den schlimmsten als für den günstigsten Fall mit einigem guten Rathe zu versehen; auf jeden Fall aber sich in die Umstände schicken zu lernen. Daß sein Rath viel werde gefruchtet haben, glaubte er selbst nicht, denn er wußte zu gut, daß die Verbannung den größten Theil der Emigrirten nicht gebessert hatte, sondern daß diese ihnen nichts als eine Zeit der Entbehrung war, die sie durch desto stärkeren Genuß wieder einbringen wollten, und daß sie bei dem geringsten Anschein von Glückswechsel gleich wieder ungeheure Plane zu Aufwand und Verschwendung machten.

Eben so gut als diese Emigrirten hatte Lafontaine die Bauern und deren Stimmung kennen gelernt. Sie

erst später kommen, und da er inzwischen die Gegend von Chatillon genau hatte kennen lernen, so verlegte er in sie seine ersten Scenen, wozu einige Vorfälle in dem nahe gelegenen Pillon, von denen er hörte, ihn noch besonders veranlaßten. Hier ließ er die Fäden einer Liebe sich knüpfen, welche, wenn sie von Hofnung genährt werden sollte, gerade die damalige Lage Frankreichs und die Verhältnisse des Adels zu dem dritten Stande, wie sie eingetreten waren, erfoderte. Die Entstehung und das Wachsthum einer reinen Liebe zwischen zwei durch den Rang so weit von einander abstehenden Personen wie Klara und Klairant, schrieb Lafontaine in der Gegend selbst, wohin er seine Liebenden versetzt hatte, und niemand wird ihm bestreiten können, daß er den Sieg der Natur über die Konvenienz meisterhaft motivirt habe. Die eingetretene Revoluzion stellt endlich den Vicomte und den jungen Pächter auf gleiche Stufe des Ranges. Die Zeit ist vorüber, wo ein Billet von jenem an den nächsten Intendanten hingereicht hätte, diesen für seine Verwegenheit in den Kolonien oder einem Gefängnisse büßen zu lassen; er kann sich sogar dadurch nicht rächen, daß er seine Tochter in einem Kloster begräbt, denn auch die Klöster sind aufgehoben, und die väterliche Gewalt ist beschränkt. Die Bauern, die sich ihrer Ketten entledigt fühlen, haben nur den Wunsch nach Rache für die langen Bedrückungen der Adlichen, stürmen, zerstören

und plündern. Diese Situazionen benutzte Lafontaine, um seinem Hauptzwecke näher zu treten. Der junge Pächter rettet den Vicomte aus Lebensgefahr, rettet dessen Schloß vor Zerstörung, und rettet dadurch, daß Klara für seine Braut, für die Braut eines französischen Bürgers, erklärt wird. Hier nun muß es sich entscheiden.

„Der Vicomte hatte ein edles Herz, und fühlte in der That, daß er Klairant sein Vermögen, und vielleicht sogar sein Leben, verdankte. Aber sein Stolz mischte in die wohlwollende Empfindung für seinen Retter doch viele Bitterkeit, und er dachte mit Unwillen daran, daß man seine Tochter für die Braut dieses gemeinen Menschen erklärt hatte. — — — Der Klugheit, mit welcher der junge Mann die Wuth der Landleute besänftigt hatte, ließ er Gerechtigkeit wiederfahren, — — auch empfand er den Edelmuth desselben, ihm in der schrecklichen Lage, worin er nichts hätte verweigern können, kein Versprechen abzudringen;" brachte es aber doch nicht weiter als zu dem Wunsche, Klairant glücklich zu sehen; und der Gedanke: „Meine Tochter, eine du Plessis, die Frau eines Pächters!" trieb ihn aus Frankreich in ein fremdes Land, wohin er seiner Familie nichts mitnehmen konnte, als seinen — Titel.

In alles, was nun seit der Trennung der Liebenden folgt, hat Lafontaine, als er zu Oppenheim diesen

Roman vollendete, Selbsterlebtes in die Dichtung eingewebt. Seine Beobachtungen über das Leben und Treiben der Emigrirten hat er in Klara's, die über die Stimmung der Anhänger der Konstituzion und der Landleute insbesondere in Klairants Briefen niedergelegt. Seine Rheinreise schildert Klara, die Scenen des Krieges Klairant bis zur Kanonade bei Valmy und dem jammervollen Rückzuge der teutschen Heere.

Bei der ganzen Erzählung hatte Lafontaine alle Oertlichkeiten aufs genaueste beobachtet, und zugleich manche Vorfälle, die sich hie und da zugetragen hatten, für die Geschichte seiner Liebenden benutzt, von der Scene im Lahngebirge an bis zu dem Besuche des Wolfsbrunnens bei Heidelberg und Klarens Tode in Schwetzingen. Eine junge Französin war an diesem Orte kurz vor seiner ersten Anwesenheit daselbst gestorben, unter Umständen, die das, was er von Klaren erzählte, beglaubigten.

Wären nun auch nicht die von Lafontaine verfertigten französischen Verse, seine eingestreuten Anmerkungen, die den Briefen den Anschein von Uebersetzungen geben, und seine Versicherung, daß man hier keinen Roman vor sich habe, hinzugekommen; so würden schon jene Umstände, vereinigt mit der innern poetischen Wahrscheinlichkeit des Ganzen, dieser seiner Dichtung den täuschendsten Schein der Wahrheit gegeben haben. Wer nach Erscheinung von Klara und Klairant an irgend

einem der darin erwähnten Orte dieses Buch las, dem mußten Erinnerungen kommen, daß wirklich zu der Zeit eine solche Person hier gelebt, daß sich so etwas zugetragen habe. Man glaubte an die Wahrheit der Begebenheit, und es war eine nicht unangenehme Ueberraschung für Lafontaine, als bei einem nachmaligen Besuche von Schwetzingen einige Knaben ihn fragten, ob sie ihm nicht Klarens Grab zeigen sollten. Aber auch an andern Orten hielt man diesen Roman für wirkliche Geschichte, und er machte davon ebenfalls zwei erfreuliche Erfahrungen. Eine Gesellschaft aus Schlesien sandte ihm hundert Thaler mit der Bitte, sie Klairant zuzustellen, wenn er Nachricht von ihm erhielte, und mit der Erklärung, daß man zu fernerer Hilfe für den Unglücklichen gern bereit sey. Ein Präsident sandte ihm zehn Friedrichsd'or für den Vicomte, und auf diese legte Lafontaine, zwar weniger als Dichter, — denn dies war der erste Roman, den der Präsident in seinem Leben gelesen, und es daher nicht zu verwundern, wenn er diesen für wirkliche Geschichte gehalten hatte, — aber als Mensch, einen gar nicht geringen Werth, da er den Präsidenten als einen sonst streng haushälterischen Mann kannte. Uebrigens konnte doch auch der Dichter sich dessen erfreuen, denn es mußte ihm ein Beweis seyn, daß er seine Wirkungen auf das menschliche Herz nicht verfehle.

Nicht ganz so erfreulich war es ihm, als er erfuhr, daß man seinen Flaming auch für wirkliche Geschichte gehalten hatte. Mit großem Vorbedacht hatte er die Scene, worin die arme Iglou auf einem Posthause mit grausamer Härte behandelt wird, gerade nach Berka verlegt, weil er dort gar keinen Postmeister gesehen hatte, sondern nur zwei bejahrte Schwestern, die alles leiteten. Wo gar kein Postmeister war, da, hatte er gemeint, könne er auch keinen beleidigen: allein seine Vorsicht hatte ihm hier wenig geholfen, denn es war ja doch ein Postmeister da gewesen, und demnach erhielt er die bittersten Vorwürfe, daß er einen braven Mann im Grabe beleidigt habe. Dieses Misverständniß that ihm leid; das Unglück war aber einmal geschehen, und er hätte befürchten müssen, bei einer Verlegung der Scene Händel mit einem andern Postmeister zu bekommen.

Auf jeden Fall ist es ein Triumph für den Romandichter, wenn sein Roman für wirkliche Geschichte gehalten wird, so wie die Nachfrage nach den wirklichen Personen, die er unter diesem oder jenem Namen dargestellt habe, ein Lob für ihn enthält, weil es die Treue seiner Charakteristik verbürgt. Schade nur, daß dem Dichter das Süße des Schmeichelhaften in dieser Art von Lobe durch das Lästige der Nachfrage gar sehr verbittert wird. Auch an Lafontainen ergingen öfters solche Nachfragen, die er gewöhnlich kurzweg mit Nein beant-

wortete. Einmal aber wurde er sehr dadurch überrascht. Ein Herr v. W.., mit dem er genauer bekannt war, fragte ganz treuherzig, ob er mit Qvinctius von Flaming nicht ihn gemeint habe. Nein! antwortete er rasch auch jetzt, hielt aber sogleich inne, reichte jenem lachend die Hand und sagte: Nein, ich kann mit Wahrheit versichern, daß ich keinen Gedanken dabei an Sie gehabt habe; hätte ich aber an Sie gedacht, so hätte ich meinen Qvinctius nach Ihnen kopiren können. Nun, es ist mir lieb, daß Sie die Aehnlichkeit ausgefunden haben. So etwas muß einen freuen, denn da sieht man doch, daß man nicht vergebens in die Welt hinein schreibt.

In seinem St. Julien lieferte Lafontaine ein Seiten- oder Gegenstück zu seiner Klara du Plessis.

„Jedermann — so schrieb er — hält jetzt seine Blicke auf den französischen Adel geheftet. Die Stimmen sind über die Frage getheilt: ob man diese Menge von Unglücklichen fürchten oder bemitleiden müsse. Man kann ihnen sein Mitleiden nicht versagen; denn ist es nicht für sie ein großes Unglück, ihr Vermögen, ihr Vaterland, ihre Gewohnheiten, ihre Lebensart, ihre Sitten zu verlieren; ohne Unterstützung, ohne Schutz, ohne Mittel sich beides zu erwerben, mit dem Hasse des Volkes beladen, das sie ausstieß, von dem Mistrauen des Volkes empfangen, das sie aufnimmt, gleichsam in eine ganz neue Welt einzutreten, deren Sprache sie nicht ein-

mal verstehen? Wahrlich, das Glück hat viel zu thun, wenn sie ihren Verlust vergessen sollen! Aber wie viele Einzelne mögen nicht unter ihnen seyn, denen auch die Hofnung fehlt, daß jemals das Glück etwas für sie thun könne; bei denen Vermögen und Vaterland das Wenigste waren, was sie verloren; die bei der Auswanderung ihren theuersten Gefühlen und ihren schönsten, von Liebe, Freundschaft, Natur und Tugend geschlossenen Verbindungen entsagen mußten; die bei dem ersten Schritte über die Grenze ihres Vaterlandes fühlten daß die feinsten Fasern der Zufriedenheit in ihrer Sele auf immer zerrissen! Wie Viele mag ihr Unstern nicht mit in den allgemeinen Fall ihres geächteten Standes verwickelt haben, für die nun Vernunft und jedes Gefühl vergebens Schonung fodern! Gewiß wird man Thränen über das Schicksal manches Unschuldigen unter ihnen vergießen; obgleich, bei dem Benehmen des ganzen Standes, die Gerechtigkeit dieser Thränen Vielen noch zweifelhaft scheint."

Das Zweifelhafte dieser Gerechtigkeit hatte Lafontaine an dem Beispiele des Vicomte du Plessis gezeigt, zugleich aber auch, daß er selbst nicht etwa zu denen gehöre, deren Feder gegen den Adel nur erbitterter Haß führt; denn wie stark er auch die Vorurtheile des Vicomte bekämpft, so stellt er doch auch dessen gute Seiten dar, und hat alle Situazionen, in denen Erbitterung, Feind-

seligkeit, ja eine an Grausamkeit angrenzende Härte hervorbricht, so motivirt, daß die Schuld davon nie ganz auf den Menschen, sondern ein Theil allezeit auf die Umstände fällt, bis er am Ende den nachtheiligen Eindruck, den sein Stolz gemacht hat, durch sein Unglück mildert. Dahin hätte es freilich nicht kommen sollen. Durch die Besiegung eines Vorurtheils, die seine Lage ihm so sehr erleichterte, würde er, wie St. Julien am Ende der Erzählung seiner Begebenheiten, haben schreiben können: „Da schimmert mir gegenüber der heitre Himmel. Wohl schon hundertmal habe ich meinen Blick von dem Papiere zu den Sternen aufgeschlagen, und gerufen: ewig, unbeschreiblich groß ist die Liebe, die den Menschen umfängt! Liebe ist die Grundfeste der menschlichen Glückseligkeit! Hier stehe ich, ein Greis, arm, verbannt, meiner Ehre beraubt, ohne Vaterland, ohne Eigenthum; und bin durch die Liebe meiner Kinder dennoch so unaussprechlich glücklich. Wer liebt, und geliebt wird, was darf der fürchten! Einst fallen die Sterne, einst vergeht der Himmel: aber die Liebe, die Liebe des Ewigen, die Liebe der guten Menschen, bleibt."

Die Tendenz dieses Romans ist in diesen Worten bestimmt angegeben. Wen der Vicomte du Plessis gewarnet hatte, der sollte in St. Julien ein Beispiel zur Nachahmnng finden; in ihm, der in seiner Verbannung zu den Seinigen sagen konnte: „Wo ist ein Unglück, dem

wir jetzt nicht die Stirn bieten könnten? Und was hat unser Schicksal gethan? Uns zu besseren Menschen gemacht. Wir sind demüthiger, standhafter, einiger geworden, umfassen uns mit einer reinern, stärkern, innigern Liebe. Uns alle, einen nach dem andern, hat das Elend getroffen: aber wir haben es mit Muth, mit Geduld, mit Tugend besiegt."

Hatte Lafontaine in Klara du Plessis mehr auf der Seite der französischen Nazion, als der Ausgewanderten, gestanden, so steht er offenbar in St. Julien mehr auf der Seite der Letzteren. Um an deren Schicksal herzlicheren Antheil zu nehmen, bedurfte es bei ihm nicht einer Anregung durch des Perikles Leichenrede im Thucydides oder durch den Plataikus des Isokrates, wiewohl diese jetzt gar oft seinem Gedächtniß sich aufdrängten; die Erinnerung an das Schicksal seiner Voreltern, die ja auch, aus Frankreich vertrieben, in gleicher Lage sich befunden hatten, reichte allein dazu hin; und man sieht es der Anrede an die Franzosen, die er St. Julien in den Mund gelegt hat, wol an, daß sie aus einem Herzen geflossen ist, welches durch solche Erinnerung ergriffen war. Indeß wirkte diese doch jetzt mehr, als früher der Fall gewesen. Der Grund hievon liegt darin, daß, nach seiner innigsten Ueberzeugung, die späteren Ausgewanderten im Ganzen mehr Achtung verdienten, als die früheren.

In das große Drama der Weltbegebenheiten fielen zu der Zeit, in welche diese Dichtung verlegt ist, die schauderhaftesten Scenen; es herrschte das Schreckenssystem. Man hatte sonst Crebillon wegen seiner Trauerspiele den schrecklichen genannt; „er muß künftig, sagt Lafontaine, der menschliche heißen: wie aber Robespierre?" Ein endloser Stoff zu damals sehr beliebten Schauder= und Schreckensgemälden bot sich hier dem Dichter dar; Lafontaine war kein Freund davon. „Wenn, sagt er, die Zeit schaudernd den Griffel erhebt, um diese vier Jahre voll Blutes und voller Verbrechen in die Geschichtstafeln des Menschengeschlechts einzugraben; ach, dann sollte sie, zum Trost unsrer Enkel, die rührenden Züge von Großmuth und Liebe, diese Aufopferungen, welche in Frankreich so häufig waren, wie die Ströme Blut, daneben aufzeichnen! Soll denn der Mensch nur zittern, wenn er nichts als die Verbrechen seines Geschlechtes durch alle Jahrhunderte liest? O, alle ihr Unglücklichen, warum klagt ihr nur über die Verbrechen, die Frankreich beging? warum blickt und zeigt ihr nur auf die Blutströme, die ihr fließen seht? warum redet ihr nicht von den edlen Thaten, die in der Stille geschahen? nicht von der Liebe, die größer war, als der Haß! Warum nennt ihr die Söhne nicht, die sich hingaben für ihre Eltern? die Väter, die für ihre Kinder starben? Warum schweigt ihr von den erhabnen Freun=

den, die kein Unglück trennte, und die, wenn sie einander nicht retten konnten, doch mit einander starben? Warum zeigt ihr nur auf die Gefängnisse, welche die Unglücklichen verschließen? warum nicht auf die erhabnen Menschen, die das Unglück nur stärker machte, die in Fesseln ruhig lebten, und muthig starben? Warum zieht ihr nicht aus dem verborgenen Dunkel die Beispiele von Geduld, Gerechtigkeit, Liebe, Freundschaft, Großmuth, Treue, Dankbarkeit, und jeder Tugend hervor? — O, ihr Elenden, die ihr mit Triumph die Verbrechen Frankreichs niederschreibt, und seine Tugenden verhehlt: fühlt ihr denn nicht, daß ihr das menschliche Geschlecht und euch selbst durch eure schreckliche Arbeit erniedrigt?" Beispiele, wie er sie hier verlangte, hat nun Lafontaine hier vorzüglich aufgestellt; freilich aber waren auch Scenen, die das Herz wechselnd einengen und empören, hier nicht zu vermeiden. Jene im Kontrast mit diesen mußten um so glänzender hervorleuchten, und desto wohlthuender auf das Gemüth wirken; indem der Dichter aber auf diese Weise die Theilnahme immer stärker fesselte, konnte er gewiß seyn, seinen vorgesetzten Zweck nicht zu verfehlen.

Von den beiden zuletzt genannten Romanen Lafontaine's ist sein Rudolf von Werdenberg nicht zu trennen; der, obgleich dem Stoffe nach der Vorzeit an-

gehörig, doch durch die Beobachtung der Zeitereignisse und Zeitgenossen entstand.

Lafontaine's beständige Begleiter während des Feldzugs waren Thucydides, Plutarch, Seneca und Johannes Müller. Dieser letztere gehörte von den Neueren zu seinen Lieblingsschriftstellern; er achtete ihn hoch um seiner Gesinnung willen, und hatte Freude an seiner Darstellung; nicht, wie manche seiner Nachahmer, die sich durch Aneignung seiner Fehler Johannes Müller zu seyn dünkten, sondern weil er Müllers Darstellung bei aller streng historischen Treue echt poetisch fand. In Müllers Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft ergriff ihn nun eines Abends das vom Hause Werdenberg und dem Appenzeller Krieg Erzählte mit vorzüglicher Gewalt, weil er dabei auf gar manches stieß, was mit seinen eignen Betrachtungen über die Verhältnisse der Zeit zusammentraf. Da fand er den Abt Cuno von Stauffen; der „brachte alle Herrschaft über das Bergland unter seine Gewalt; um die Grundfeste derselben, die Liebe der Unterthanen, um die nur gab er sich keine Mühe. Er lebte in Zeiten, welche der Freiheit günstig waren; er aber wollte das Volk in keiner Sache ehren; er war ein strenger Mann, und auf diesen Ton herrschten seine Amtleute." Er fand „der Appenzeller Bereitwilligkeit, rechtmäßige Pflichten zu leisten, und ihren Entschluß, Trutz und Unrecht nicht zu dulden. Das begehrten sie

noch, der Abt möchte seine Amtsmänner aus Landleuten wählen, die sie ihm vorschlagen wollen. Einen für das allgemeine Wohl nützlichern Artikel konnten sie nicht begehren." — „Mit dem Bergvolk redete niemand, entweder weil es unbiegsam schien, oder wol aus Geringschätzung; denn es war noch nicht offenbar worden, was in den Appenzellern war." Da wurde es nun offenbar in der Schlacht am Speicher. Kaum hat indeß Abt Cuno, „der nie so viel auf Regentenklugheit noch auf die Verbindung mit Städten, als auf die östreichische Macht zu rechnen pflegte", Hofnung zur Unterstützung von dieser, als er „gegen alle Vermittlungsvorschläge sich verstockt, schimpflich von Appenzell und mit geringer Achtung von den Städten redet." Es hilft ihm nichts, daß er den Gottesdienst aufhebt, so wenig als nachmals des Papstes Bann; denn „die Appenzeller glaubten, unverdienter Bann treffe nicht, und wer ein gutes Gewissen habe, sey von Gottes Gemeinschaft nicht ausgeschlossen." Während Abt Cuno voll Siegszuversicht und der gewünschten Rache froh ist, tritt Rudolf, Graf zu Werdenberg, zu den Appenzellern: „Es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Herzog im Tyrol sich aufmacht, wider euch zu streiten. Bidere Männer, meine Brüder, Bedrängte sollen beisammen halten; das ist recht vor Gott und Menschen. Trauet mir; Montfort hat nie die Treu gebrochen. Lasset mich seyn wie einer aus euch, ein freier Landmann zu

Appenzell. Einige Kentniß von des Feindes Manier, meiner Voreltern Muth, mein Schwert und mein Blut (mehr hat mir die ungerechte Gewalt nicht gelassen) das ist euer, und eure Sache sey mein; laßt mich leben und streiten wie einer aus euch!" — „Da sie sahen, wie er ihre Sitten ehrte, faßten sie eine herzliche Liebe zu ihm; und so viele der Männer lebten in dem Gebirg, so viele Freunde hatte er. Je vertrauter sie ihn kannten, desto mehr ehrten sie ihn; Tugend verliert nie durch Mittheilung; daher machten sie ihn zu dem obersten Hauptmann ihres Kriegs." — — — Bei endlicher Untersuchung „fand sich die Sache der Appenzeller nicht sowohl ungerecht, als von gefährlichem Beispiel: denn schon war durch Vereinigungen der Fürsten und bisweilen der Städte die königliche Macht gesunken, und offenbar wankte alle Herrschaft, wenn dergleichen Bündnisse zwischen mehr oder weniger abhängigen Landleuten gestattet wurden; alle Gewalt kam, wie vorhin vom König an die Großen, bald an das Volk. Zwar das königliche Ansehen würde ohne Zweifel ungemein viel größer geworden seyn, sobald ein König das Beispiel Rudolfs von Werdenberg nachzuahmen gewußt hätte; so daß die Folgen dieser appenzellischen Thaten dem ganzen Reich eine andre Gestalt, und so den europäischen Angelegenheiten ein viel entscheidenderes Ansehen geben konnten. Aber der König sah es nicht ein, oder er durfte sichs nicht merken lassen."

Nach allem diesem traf Lafontaine auf die Stelle: „Gleichwie die Volksherrschaft von ungemeinem Nachdruck ist in der Vertheidigung ihrer selbst, so ungeschickt ist sie zur Regirung eines großen Landes. Die Appenzeller vermehrten den Ruhm der Selbstbehauptung durch den Ruhm der Mäßigung." Müller selbst konnte einige Betrachtungen nicht unterdrücken, an deren Schluß er sagt: „Diese Betrachtungen mögen den Regeln der Geschichtschreibung zuwider seyn oder gemäß. Diese Historie ist nicht geschrieben, um euch die müßigen Stunden zu füllen, sondern damit ihr aufwachet, und sehet, wer ihr gewesen, wer ihr seid, und wer ihr seyn sollet und könnet und müsset."

Was Müller der Geschichtschreibung nicht gemäß fand, das glaubte Lafontaine der Romandichtung, die auch nicht blos zur Füllung müßiger Stunden dienen soll, desto gemäßer, und je lebendiger Rudolf und dessen Zeit und Volk in seiner Phantasie hervortraten, desto mehr überzeugte ihn zugleich sein Verstand, daß keine Schilderung so, wie diese, dienen könne, der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten, worin sie sich selbst erkennen möge, und daß kaum eine bessere Gelegenheit zu erdenken sey, um die Zeitgenossen an die heilsamen Wahrheiten zu erinnern, die zu vergessen eben jetzt so gefährlich war. Was er vorzüglich einschärfen wollte, das zeigen am deutlichsten folgende Stellen.

Der etwas räthselhaft gehaltene, aber eben darum vielleicht um so mehr anziehende, Mönch von Disentis, der eine Hauptrolle spielt, sagt: „Der Abt will nicht hören. Ich habe ihn warnen lassen durch Roschach; ich habe ihm den ganzen Zustand des Gebirgs, die Grausamkeiten der Vögte, den Unwillen der Landleute und ihre Macht vorstellen lassen. Er lächelt dazu, und heißt das Betragen seiner Vögte wohlgethan. Es ist wenig mehr von dem Abte zu hoffen. Wir haben nichts mehr zu thun, als jede Gewaltthätigkeit des Volks so lange zu hindern, als es möglich ist, und das Aufwallen der Empörung durch einen bessern Frieden zu ersticken. Die Reichsstädte am Bodensee ahnen den Aufruhr des Gebirgs. Ich hoffe, sie sollen den Abt abmahnen, oder doch den Frieden vermitteln. Wollte Gott, ich könnte mit meinem Tode Helvetien Frieden geben, und den Unterthan an seinen Fürsten und den Fürsten an seinen Unterthan fesseln; wie gern wollte ich sterben! Aber laßt uns thun, was wir vermögen!"

Aber so beneidet doch den Menschen, fing Rudolf unruhig an, — so beneidet doch den Menschen die Freiheit nicht, die der Erde heiligstes Gut ist!

„Freiheit? sagte der Mönch: was nennst du Freiheit? doch nicht Befreiung vom Gesetz? doch nicht Ungebundenheit? Freilich, die halte ich für das unsäglichste Elend, das den Menschen betreffen kann. Rudolf, wenn

nun dem Volke Ungebundenheit und wahre Freiheit eins ist; wenn nun das Volk, von alten Verbindungen frei, die es heilig zu halten gewohnt war, nichts mehr heilig glauben will; wenn es nun, von einem Wahne entbunden, alles andere, die heiligste Wahrheit, mit für Wahn erklärt; wenn dies bei einer offnen Empörung der Fall seyn muß: so ist es doch wol des Weisen Pflicht, diese Gesetzlosigkeit zu hindern, den Geist der Empörung zu unterdrücken, den Scepter in der Hand der Fürsten zu befestigen, und blos sie zu lehren, daß ein Scepter kein Schwert und keine Ruthe ist, mit dem sie die Völker zerfleischen sollen, sondern ein Stab des Segnens, ein Füllhorn von Glück und Zufriedenheit."

Aber warum soll ein Volk sich nicht selbst regiren?

„Wer sagt es, daß es dies nicht soll? Regiren sich doch die Waldstädte selbst, und sind glücklich. Es ist hier von Appenzellern die Rede, die dem Abte unterworfen sind. Sie werfen das drückende Joch des Abtes ab, und mit ihm alle Gesetze, weil sie des Abts Gesetze sind, und mit den Gesetzen alle Achtung für Menschenglück und Menschenrechte."

Bei Gott! Ihr thut dem Landvolk Unrecht! Ein Volk wird nie so grausam handeln als ein Fürst, wenn beide keine Gesetze erkennen.

„Rudolf, das Schwert in der Hand eines aus dem Volke ist schrecklicher, als in der Hand eines Königs,

selbst eines tyrannischen Königs. Der König schont, weil er keinen Privatmann fürchtet; das Volk würgt, wenn es zittert."

Nach der Schlacht an dem Stoß sagt Thüring zu dem Siegtrunkenen Rudolf:

„Lieber Rudolf, du willst die Großen stürzen, weil sie gewaltig sind, und du wirst andere an ihre Stelle setzen, die nicht weniger gewaltthätig seyn werden. Lieber, lieber Graf, ist es nicht für uns Eins, ob uns ein Graf oder ein Landmann unterdrückt und verfolgt? Empfind' ich darum den Verlust meiner brennenden Hütte weniger, weil sie tobende, ungerechte Landleute angezündet haben, und keine Großen? Du willst doch die Großen nicht stürzen? Du willst doch allein der Gewalt, der Ungerechtigkeit wehren? Was macht denn den Menschen ungerecht? Doch wol nur Irrthümer und Vorurtheile, welche die Macht misbrauchen? Willst du die Ungerechtigkeit stürzen, so zerstöre erst den Irrthum, die Vorurtheile! Gieb, wem du willst, die Gewalt, und gieb ihm nicht auch zugleich Tugend und Weisheit, so wird er die Gewalt immer misbrauchen, er sey Fürst oder einer aus dem Volke. Ich beschwöre dich, Rudolf, reiß das Landvolk nicht vom Gesetz los. Mit Gewalt läßt sich der Gewaltthätige nicht stürzen. Wenn die Gewalt helfen könnte, meinst du, daß es der Vorsehung an Blitzen fehle, die Mächtigen zu zerschmettern?

Lieber, edler Rudolf, Weisheit und Wahrheit ist die wahre Gewalt, ist das Schwert, das Gott dem Menschen gab, die Gewaltthätigkeit von der Erde zu vertreiben. Lehre, unterrichte, verbreite Licht, verbreite Weisheit, verbreite Tugend, verjage den Irrthum und den Aberglauben; so werden alle Ungerechtigkeiten nach und nach von selbst aufhören. Wenn du auch alle Thronen der Erde umstürzen könntest, und wenn auf der weiten Erde kein Fürst mehr wäre, der sagen könnte: ich will! und das Volk ist nicht weiser und tugendhafter geworden als vorhin; so ist die Freiheit dennoch nicht da. Freiheit ist Tugend und Wahrheit. Uebereile nichts, mein Sohn; denn da ist noch keine Freiheit, wo diese oder jene Regirungsform herrscht; da ist Freiheit, wo ein tugendhaftes, weises Volk lebt. Wehe dem Volke, das, ohne besser und weiser geworden zu seyn, durch einen Zufall, oder durch eine schnelle Aufwallung, freier geworden ist! Es ist mit der Freiheit wie mit dem Frühling: langsam verjagt er die tödtende Kälte aus dem Schooße der Erde. Erst sprossen einige Kräuter hervor, die der Kälte widerstehen können; dann wird nach und nach die Luft lauer, und erst, wenn es nach und nach warm geworden ist, brechen die zarten Blüthen und Blumen, der schönste Kranz der Natur, hervor, der, früher entsprossen, von der letzten Kälte getödtet seyn würde. So mit der Freiheit. Die Zeiten werden, müssen kommen, da Fürsten

es für ihren höchsten Triumph halten werden, die Beschützer der Gesetze, und die Väter edler, tugendhafter Völker zu seyn. Der Weg zu diesem Zeitpunkt ist die immer wachsende Wahrheit. Wir können die Zeiten nicht herbeizaubern; aber sie müssen kommen, weil eine Vorsehung ist. Glaube mir, die Freiheit kann aus Blut nicht emporsprossen, das Schwert kann das Land, wo die Freiheit wachsen soll, nicht umgraben. Wahrheit, mein Sohn, Licht, Vernunft sind allein die Pflegerinnen der Freiheit. Unter jedem Volke sank die Freiheit sogleich wieder, wo sie sich nicht auf Wahrheit stützte, wo sie von Tumult, von Parteien, von Ehrgeiz ausging. Auch sind einzelne Weisen nicht hinreichend, die Freiheit zu schaffen; das Volk muß weise seyn: jene können die Freiheit nur verbreiten. Darum, Rudolf, laß uns Licht und Wahrheit unter die Völker tragen, und uns dadurch Irrthum und Aberglauben verjagen! Reiß Appenzell nicht ganz los vom Gesetz; nütze den Zeitpunkt; thu so viel du kannst. Jedes Volk hat nur für jeden Grad von Wahrheit und Licht, den es besitzt, auch nur einen Grad von Freiheit, dessen es fähig ist. Die vollkommenste Freiheit würde ein Volk fodern, das vollkommen gut und weise wäre. Kurz, die Vernunft zeugt die Freiheit; die Freiheit stärkt wiederum die Vernunft; die stärkere Vernunft bringt wieder eine bessere Freiheit hervor. So schreiten beide nach und nach vorwärts. Selbst

der Weiseste eines gewissen Zeitpunkts hat seine Irrthümer, die er liebt, die er festhält, die in seine Sele verwebt sind; die Freiheit mag diese Irrthümer nicht überschreiten. Die Enkel lächeln über den großen Mann, wie er so fehlen konnte, und bedenken nicht, daß sie eben darum weiter sehen, weil sie auf des großen Mannes Schultern stehn. So geht die Freiheit vorwärts immer aus der Wahrheit hervor. Das Herz zwar möchte mit einem Schritte das große Ziel erreichen; allein die Vernunft muß es zurück halten. Laß dich durch dein Herz nicht täuschen; sey vorsichtig, sey behutsam, daß du nicht Böses stiftest, indem du Gutes stiften willst."

Man sieht, daß Lafontaine es darauf angelegt hatte, auf die Parteien der damaligen Zeit einzuwirken, und mogte wol der Meinung seyn, daß seine romantische Zuthat dies eher befördern als hindern werde. Er ließ sich darum auch — und nur dies einzige Mal — zu einer Schoossünde jener Zeit herab, welcher zu huldigen aber selbst Göthe nicht verschmäht hat. Nichts ging dem jüngeren Geschlechte damals über einen geheimen Bund, und in diesem konnte es nicht wunderbar genug zugehen. Auch Lafontaine ließ es hier an einem solchen nicht fehlen, und häufte des Wunderbaren so viel, daß man wol an Zauberei glauben müßte, um zu glauben, daß manches, was er als wirklich darstellte, möglich gewesen sey. Er irrte sich indeß nicht in seiner Voraussetzung, daß die

Zauberoper, die er in den Alpenhölen aufführen ließ, gefallen würde, und der Schlag, den er dadurch zu führen gedachte, traf doch. Während die meisten Romandichter jener Zeit solchen wunderbar geheimen Verbindungen edle und große Zwecke unterlegten, stellte er in der seinigen das Betrügerische und Gefährliche derselben dar, und so paßte denn dies ganz in seinen übrigen Plan, aus welchem man jedoch die Begebenheiten mit Heloisen nicht ohne Grund weggewünscht hat.

8.

Im Jahre 1796 kehrte Lafontaine nach Halle zurück. Unterwegs äußerte seine Frau den Wunsch, daß dies doch durch einen Umweg geschehen möge, um ihrer Freundin in Walbeck einen Besuch zu machen. Lafontaine willigte gern ein, ohne die mindeste Ahnung, daß bei diesem Wunsche eine kleine Eitelkeit mit im Spiele sey, und deshalb verdarb er das Spiel erst halb, das Schicksal aber endlich ganz. Lafontaine, der sich jetzt in einem sehr blühenden Wohlstande befand, hatte sich einen eleganten Reisewagen mit einem Paar sehr hübscher Pferde gekauft; sein Reitknecht war zum Kutscher avancirt, neben diesem saß noch ein Bedienter auf dem Bocke, und beide nahmen sich in ihrer Livree ganz stattlich aus. Die

gute Frau hatte es damit auf einen kleinen Triumph abgesehen, der aber gänzlich vereitelt wurde. Zuerst kam dem Bedienten die Sehnsucht nach der lange vermißten Heimath an; er entdeckte Lafontainen sein Anliegen, und dieser sagte: geh' in Gottes Namen! Zwei Tage darauf befiel den Kutscher dieselbe Sehnsucht, und Lafontaine entließ auch ihn. Saß nun gleich ein nicht sonderlich kostumirter Bauernknecht auf dem Bocke; so ging doch alles noch so ziemlich gut, bis das eine Pferd fiel, und nun neben dem netten Braunen ein dürrer Schimmel vorgespannt werden mußte. Um aber das Maas des Unglücks ganz voll zu machen, brach eine Stunde vor Walbeck die Achse, und man mußte sich entschließen, den Weg, der vom Regen eben sehr durchweicht war, vollends zu Fuße zu machen, und kam so in einem kläglichen Aufzug an. Lafontaine, der solchem Unglück leicht die komische Seite abgewann, merkte jetzt erst die Absicht seiner Frau, und neckte sie mit ihrem Triumphzug, sagte aber immer, wenn er darauf kam: diese kleine Eitelkeit hätte der liebe Gott ihr doch übersehen sollen; es war gewiß die einzige in ihrem ganzen Leben, und so unschuldig.

In Halle trat er nun wieder als Prediger auf. Vielen Beifall hatte er schon früher gehabt; jetzt, da man in ihm einen Lieblingsschriftsteller der Nazion sah, war die Erwartung auf seine Vorträge gespannt; aber nicht blos bei den ersten, sondern fortwährend konnte seine Kirche

die Menge der Zuhörer kaum fassen. Diese Kirche wurde zu der Westphälischen Zeit in ein Schauspielhaus verwandelt. Als Madam Neumann darin Gastrollen gab, war es gedrängt voll; ein alter Bürger aber, der hinter mir stand, sagte: es ist heute voll, sehr voll hier, aber so voll doch lange nicht, als da Lafontaine noch hier predigte.

Mancher, hier vielleicht auch des Rufes von seiner Sentimentalität gedenkend, könnte wol vermuthen, daß er seinen glänzenden Beifall der weichen thränenreichen Eloqvenz der Kirchhofstopik verdankt habe; davon aber war er eben so weit entfernt als von der Pastoralgravität und der kriechenden Knechtsgestalt. Seine Beredsamkeit war eine männliche, und auch eine solche nur ließ sein Auftreten, voll Würde, ohne alle Affektazion, erwarten. Daß er in der Predigt Dogmatik werde vorgetragen haben, wird schwerlich jemand von ihm erwarten; dazu kannte er den Unterschied zwischen einer Vorlesung und einer Predigt zu gut, und war zu fest überzeugt davon, daß Dogmen in einer Predigt, ohne Beziehung auf Sittlichkeit vorgetragen, ihre Wirkung verfehlen. Seine Themata wählte er sich selbst aus, bei besondern Veranlassungen den Ereignissen und Umständen angemessen, sonst immer mit Berücksichtigung der Bedürfnisse seiner Gemeine. An Stoff, darüber zu sprechen, fehlte es dem Denker, an der Form dem Dichter, an den wirksamsten

Beziehungen dem scharfen Beobachter nicht. Reine Moral des Christenthums war es, was er vortrug, und man konnte nicht verkennen, daß er diese selbst in seine Gesinnung aufgenommen hatte. Seine Sätze führte er echt philosophisch durch, aber durchaus in populärem Tone, und vereinigte mit Klarheit der Begriffe Wärme des Gefühls. So gab er dem Geist Ueberzeugung, dem Gemüth Erhebung. Sein Feuer riß alles mit sich fort, weil alles, was er sprach, von eigner innigster Ueberzeugung zeugte. Die Wirkung auf das Herz verfehlte er nie, weil er das menschliche Herz genau kannte und von allen Seiten zu fassen verstand. Zu allem diesem kam allerdings noch seine würdige Gestalt, sein sprechender physiognomischer Ausdruck, sein schönes Organ, kurz seine ausgezeichnete körperliche Beredsamkeit und eine Deklamazion, die durch Gewicht des Accents Kraft und Nachdruck gehörig behauptete; was denn alles zur Verstärkung des Eindrucks seiner Predigten nicht wenig beitrug.

Keine seiner Predigten hatte er aufgeschrieben, sogar keine Disposizion dazu schriftlich entworfen. Hatte er sich das Thema gewählt, so überdachte er blos, was darüber zu sagen nöthig und ersprießlich sey und in welcher Folge er dies zu ordnen habe. Was davon zur Belehrung und Ueberzeugung gehörte, war ihm in jedem Augenblicke so gegenwärtig, daß er darüber nie bedenklich seyn konnte;

am allerwenigsten aber brauchte er dafür Sorge zu tragen, ob es ihm auch gelingen werde das Gefühl in Bewegung zu setzen, denn das, was er vortrug, ging ihm so rein und voll aus dem Herzen, daß es die Herzen auch ergreifen mußte. Allerdings verstand er sich darauf, den Weg von dem Verstande zum Herzen durch die Einbildungskraft zu nehmen, allein er war weit entfernt, mit dem Heiligen durch Luxus der Phantasie ein unwürdiges Spiel zu treiben. „Wer, sagte Kant, bei klarer Einsicht in die Sachen, die Sprache nach ihrem Reichthum und Reinigkeit in seiner Gewalt hat, und bei einer fruchtbaren, zur Darstellung seiner Ideen tüchtigen, Einbildungskraft, lebhaften Herzens-Antheil am wahren Guten nimmt, der ist der vir bonus dicendi peritus, der Redner ohne Kunst, aber voll Nachdruck, wie ihn Cicero haben will." Dies ist in der That eine treue Schilderung von Lafontaine dem Kanzelredner, der gerade darum oft so mächtig ergriff, weil er nicht ein Memorirtes deklamirte, sondern wie von innerer Gewalt getrieben ausströmte, wovon eben seine ganze Sele voll war.

Bei einer solchen von der Natur erhaltenen Ausstattung zum Redner konnte es ihn auch nie in Verlegenheit setzen, wenn er aus irgend einer Veranlassung aus dem Stegreif zu sprechen sich genöthigt sah. Dieser Fall ereignete sich einst, als ein junger Feldprediger in des Feldpropstes und seiner Gegenwart vor dem Hauptqvar-

tier predigen sollte. Der junge Mann war in einer gewaltigen Aufregung, und bekam kurz vor dem Anfange des Hauptliedes ein heftiges Nasenbluten, das durch kein Mittel zu stillen war. In eben dem Grade, als die Wahrscheinlichkeit sich verlor, daß er seine Predigt halten könne, stieg die Angst des Feldpropstes, der ohne Vorbereitung einen Vortrag zu halten unfähig war. Bei den letzten Versen mußte Lafontaine sich zur Predigt entschließen. Er fragte nach dem gewählten Texte, und hörte, daß er in der Ermahnung (1. Petr. 2, 17.) bestehe: Thut Ehre jedermann; habt die Brüder lieb; fürchtet Gott; ehret den König! „Das ist ja herrlich, sagte er, der gibt mir ja gleich die ganze Disposizion!" So trat er nun völlig unvorbereitet auf, und bewirkte einen tiefen Eindruck, als er nach Erörterung der einzelnen Punkte, gegen das Ende hin, nachdem er dem Volke die Heiligkeit der letzten Verpflichtungen ans Herz gelegt, sich noch besonders an die Großen wendete, ihnen einschärfte, daß auch sie nicht von diesen Verpflichtungen entbunden seyen, sie aber auch der ersten stets eingedenk seyn sollten, und hierauf zeigte, wie sie dieselben zu erfüllen hätten, wie aber oft dagegen gesündigt werde, vorzüglich durch Nichtbefolgnng des: Thut Ehre jedermann! also durch Nichtachtung des Menschen in den Untergebenen, in welchem nur zu oft der Bruder vergessen werde, und nun mit den Worten schloß: hör' es, Fürst! hört's,

ihr Großen! hör' es Volk! Amen. Der Feldpropst sagte ihm, so habe man mit dem Hauptqvartiere noch nicht geredet, und er erwiederte: So muß man mit ihm reden! Uebrigens hielt von diesem Tage an der Feldpropst Lafontainen für seine Hauptstütze.

Eine einzige Predigt verunglückte ihm ganz; diese aber wurde ihm, wie er sagte, zerschossen. Als nach Erstürmung der Weißenburger Linien ein besonderer Gottesdienst, als eine Art Dankfest, bei der ganzen Armee anbefohlen wurde, fand Lafontaine sich veranlaßt, vor zwei Regimentern zu predigen. Zugleich war verordnet, beim Schlusse der Predigt die Kanonen zu lösen, und er hatte das Herausziehen seines Taschentuches als Zeichen dazu angegeben. Weil er nun aber bei der großen Masse sehr dicht umdrängt war und seine Stimme weit mehr anstrengen mußte, so brach ihm bald Schweiß aus, und er, in diesem Augenblicke des verabredeten Zeichens nicht eingedenk, zog sein Tuch. Kaum will er wieder beginnen, so donnern die Kanonen, und fort und fort, und es wurde ihm nicht möglich wieder das Wort zu nehmen.

Ungeachtet er nun nie eine Predigt aufschrieb; so ist doch eine von ihm im Druck erschienen. Dies war die Huldigungsrede beim Antritte der Regirung des noch jetzt glücklich und beglückend regirenden Königs von Preußen, die er am 18ten November 1797 hielt. Nie hatte er mehr Veranlassung gehabt, ganz aus dem Herzen zu

sprechen, als damals; er erhielt aber eine besondre Veranlassung, das aus vollem Herzen Gesprochene diesmal aufzusetzen. Eine Art von Buch- und Kunsthändler, der jede Gelegenheit durch Flugschriften einen Gewinn zu machen begierig ergriff, hatte mehrere Geschwindschreiber angestellt, seine Rede nachzuschreiben, die er dann sogleich wollte drucken lassen; denn daß des Redners Erlaubniß dazu erfoderlich sey, war ein Gedanke, der diesen Mann wenigstens nicht kümmerte. Hievon wurde Lafontaine benachrichtigt und zugleich aufgefodert seine Rede selbst aufzusetzen, was er denn unter diesen Umständen auch that. Da kein Exemplar von ihr mehr vorhanden ist; so wird man das hier daraus Mitgetheilte, als eine Probe seiner Beredsamkeit, wol um so lieber aufnehmen.

„Die Glückseligkeit des einzelnen Menschen, der Familien, der Völker, des ganzen menschlichen Geschlechts, ruhet auf der bürgerlichen Ordnung, auf dem Gehorsam gegen die eingeführte Regirung des Landes, auf der Treue gegen Vaterland, Gesetze, und auf der genauesten Beobachtung der bürgerlichen Pflichten. Wer nur glauben kann, es könne einen Augenblick geben, wo seine Verpflichtung, den Gesetzen seines Landes zu gehorchen, aufhöre, ist nicht nur ein Feind seines Vaterlandes; er ist ein Feind des menschlichen Geschlechts,

ein Feind jedes Einzelnen. Er erkennt dann kein Gesetz: kann er das Eigenthum, die Ruhe, das Glück der Familien, die Heiligkeit aller menschlichen Verbindungen, selbst das Leben der Menschen achten, welches alles auf der Heiligkeit der Gesetze, auf der Heiligkeit der gesellschaftlichen Ordnung ruht? Er zerstört das einzige Göttliche im Menschen, unsre Tugend, unsre sittliche Natur, die allein in der Verbindung der Menschen ihre Wirksamkeit findet. Er stößt den Menschen von der erhabenen Stufe der Gottähnlichkeit, der Vernunft herab; er nimmt ihm die Menschheit, und macht ihn zu einem vernunftlosen, wilden Raubthiere, das, um zu leben, tödten muß.

„So lange ihr also Menschen seid, kann es keinen Augenblick für euch geben, wo ihr euch von den Pflichten des Bürgers, des Unterthans, entbunden glauben könnt. Nein! jetzt, da die Blicke unsers Vaterlandes, die Blicke Teutschlands, die Blicke von ganz Europa auf die neue Regirung geheftet sind, jetzt soll euch der Huldigungseid, den ihr schwören werdet, wiederum feierlich an die ewigen und heiligen Pflichten des Gehorsams, der Treue, der Ordnung erinnern, die ihr dem Könige, dem Vaterlande, euren Mitbürgern, dem menschlichen Geschlechte schuldig seid. Kann ein Eid heiliger seyn, als dieser? Er enthält das Glück unsers Vaterlandes; er macht das Eigenthum heilig; er schützt Ackerbau, Ge=

werbe und Künste; er sichert das Familienglück; erfüllt jeden Edeln, Tugendhaften mit Hofnung und Sicherheit; bringt jeden Bösewicht zum Zittern, und zwingt ihn, wenn nicht tugendhaft zu werden, doch seine Laster zu verhehlen; er pflegt das Glück unsrer Kinder und verspricht den spätesten Nachkommen Ruhe, Zufriedenheit und Glück.

„Aber ihr schwört auch dem Preußischen Throne! Das erwägt. In einer ununterbrochenen Reihe saßen die edelsten Menschen auf Preußens Throne, und waren durch Gerechtigkeit, Weisheit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Milde die Muster der besten Fürsten und die Schutzgeister ihrer glücklichen Unterthanen. Die Namen Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms des Ersten, Friedrichs des Großen, werden dem menschlichen Geschlechte ewig heilige Namen seyn: was sollten sie uns nicht? Sie, sie machten den Thron ehrwürdig; sie bedurften der stralenden Krone nicht; ihre Tugenden gaben ihnen den Glanz, den wir, den ihre Nachwelt bewundert, und den die Zeit, die so vieler Fürsten Namen verlöscht, immer leuchtender macht. Nicht aus einer angestaunten Pracht, nicht aus einem glänzenden Hofe, nicht aus kostbaren Denkmälern stralte ihre Fürstengröße hervor; nein! sondern aus der sichern Wohlhabenheit, aus der furchtlosen Zufriedenheit ihrer glücklichen Unterthanen. Sie zeichneten ihren Namen:

Vater des Volks, nicht nur auf ihre Gesetze; sie zeichneten ihn mit Wohlthaten, mit Vorsorge, mit unparteiischer Gerechtigkeit in die Herzen ihres Volks. Das erstaunte Europa sah in dem Umkreise unsrer Grenzen ein seltenes Beispiel eines ganzen glücklichen Volkes, das sein Glück seinen Fürsten allein verdankte; sah noch erstaunter ein Jahrhundert lang dieses Glück wachsen, nie sinken; und Friedrich der Zweite machte nicht nur sein Volk glücklich, er wurde das Beispiel, der Lehrer der Fürsten, und Teutschland huldigte seinem Namen freiwillig, und beneidete uns den glücklichmachenden Namen seiner Unterthanen.

„So wurde jede neue Regirung der Anfang neuer Wohlthaten, jeder Huldigungseid der Bürge unsers steigenden Glücks. Darf ich euch erst an die milde Güte unsers jetzt verstorbenen Königs Friedrich Wilhelms des Zweiten erinnern? Er vertheilte unter die Armee die große Summe der Kindergelder, und errichtete für die Erziehung eurer Kinder bei allen Regimentern Freischulen. Wenn ihr jetzt eure Kinder mit Thränen der befriedigten Vaterfreude an eure Herzen drückt, so sind diese Freudenthränen nur Zeugen eures Glücks und der edelsten Menschlichkeit unsers verstorbenen Königs.

„Seht, dieser Regirung, die seit Jahrhunderten nichts wollte, als die Unterthanen beglücken, dieser Regirung sollt ihr den Huldigungseid ablegen; welcher Eid

kann gerechter seyn, als dieser? Ihr huldigt der Güte, der Weisheit, der Gerechtigkeit, euerm eignen Glück.

„Aber ihr schwört auch dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten. Das erwägt. Wenn Seine hohe Geburt, wenn das glückliche Schicksal Ihn nicht auf den Thron gerufen hätte, so hätten Ihn Seine Tugenden doch desselben würdig gemacht. Nie sahen Menschen mit einer schönern Hofnung, mit einer gesichertern Erwartung einen Fürsten das Scepter ergreifen, als wir unsern theuern König. Die Tugenden Seines vergangenen Lebens sind uns die leuchtenden Bürgen Seiner Königstugenden und des hohen Glücks, das unser Vaterland erwartet. Als Jüngling war Er schon ein seltenes Muster aller Tugenden seinen künftigen Unterthanen. Eine fleckenlose Reinheit der Sitten, eine schöne Mäßigung in Allem, Sinn für das erhabene Glück der Häuslichkeit, für die bescheidenen Tugenden des Vaters, des Gatten, auf denen das menschliche Glück, das Glück der Einzelnen und der Staten allein und ewig ruht, hatten in ihm ein seltenes Muster, schon in den Jahren, welche diesen Tugenden so selten huldigen. Was der ausschweifendste Wunsch von einem Könige erwarten kann, das ahnen wir nicht in Ihm, das hoffen wir nicht; wir haben es, wir wissen es gewiß. Sein Leben liegt vor den Augen der Welt da, und die Herzen Seiner Unterthanen, die Herzen der Fremden, die ihn kannten, die von

Ihm hörten, huldigten Ihm, noch ehe er den Thron bestieg. Es war die freiwillige Huldigung der Herzen beim Anblick eines Tugendhaften. Er, der Sohn so großer Vorfahren, vereinigt alle die Tugenden Seines erhabenen Geschlechts in sich. Er vereinigt die Tugenden des liebenswürdigsten Privatmannes mit den großen Eigenschaften seiner Vorfahren. Fragt die Bewohner seiner Königsstadt, die Ihn in der Ruhe des Friedens sahen; erinnert euch Seiner, die ihr Ihn in dem Sturme des Krieges unter euch sahet, und Zeugen Seiner Güte, Seiner Menschlichkeit und Seines Muthes waret: und eure Herzen werden dem geliebten, dem theuern Könige huldigen, ehe die Lippe den Schwur ausspricht!

„Diesem Könige sollt ihr den Huldigungseid schwören; was für ein Eid kann gerechter, heiliger und freiwilliger seyn?

„Aber ihr sollt auch zu euern Fahnen schwören, den Eid, sie nie zu verlassen, sie mit euerm Leben zu vertheidigen. Ihr, ihr seid die ehrwürdigen Beschützer eures Vaterlandes und des Glückes, das wir unsern Fürsten verdanken. Noch vor einem Jahrhunderte war Preußen ein unberühmter, unbemerkter Name. Die Regententugenden, die Weisheit unsrer Beherrscher, hoben unser Vaterland aus der Dunkelheit hervor, und erwarben ihm einen Glanz, eine Ehrfurcht, die sich nicht auf die Ausdehnung unsers Vaterlandes, nicht auf eine zahl-

lose Bevölkerung, sondern auf die Weisheit, Gerechtigkeit und auf die Tugenden unsrer Monarchen, auf die Treue, auf die Liebe des Volks zu ihren Königen und zu dem Vaterlande, besonders auf die Treue der Armee, stützt. Euch also, euch hat der König diesen erhabenen Posten anvertraut, die Beschützer unsrer Größe, unsers Glücks und der Achtung zu seyn, die jeder, der Preuße heißt, an den Enden der Erde, bei den entferntesten Völkern erhält. Hier stehet ihr, und sollt den Fahnen den Eid der Treue schwören, den Fahnen, unter deren drohendem, furchtbarem Schutze nur allein der Oelzweig des Friedens gedeiht. Auf eurer unerschütterlichen Treue, Preußische Helden, ruht die Arbeit, der Segen des Landmanns, der Flor der Gewerbe, der Künste, der Schutz der Gesetze, das Glück der Hütten, der Paläste, die Sicherheit der Familien, die Ruhe der Greise, die Hofnung der Jünglinge, die Fröhlichkeit der Kinder, das Glück aller eurer Mitbürger, die Hofnung unsrer Enkel.

„Auf euch, auf euch, auf eure siegreichen Paniere, auf eure Gesinnungen richten eure Mitbürger, eure Vorfahren, die Nachwelt, euer König, die Blicke. Fremde Nazionen, freundliche und feindliche, horchen auf euren Schwur. Sie zittern vor eurer Treue; sie jauchzen, eures Schutzes bedürftig. Eure Treue ist der Bürge des Friedens, unsers Glücks und unsrer Ehre. Nicht der König nimmt euch diesen Fahneneid ab: euer ganzes Va-

terland; die Säuglinge, die eben geboren sind; die Greise, die eben sterben; die Nachwelt, der ihr das Glück erhalten sollt, das wir genießen; sie hören auf euren Eid.

„Diesen, diesen Eid sollt ihr schwören, den Eid, das Glück eines ganzen Volkes, den theuer erworbenen Ruhm eurer Väter, die Ehre eurer Nachkommen zu schützen durch die Treue gegen eure Fahnen.

„Und welcher Fahnen? welcher? Es sind nicht eure Fahnen, nicht unberühmte Fahnen. Eure Väter haben sie mit Sieg gekrönt, mit Lorbern umwunden und als ein Heiligthum euren Händen übergeben, sie euren Enkeln mit neuen Lorbern gekrönt zurück zu lassen. Zu diesen Fahnen, denen in den Schlesischen Kriegen, in dem langen, blutigen siebenjährigen Kriege immer der Sieg folgte; zu diesen Fahnen, für die eure Väter, eure Großväter großmüthig schlugen, siegten und starben; zu diesen Fahnen, die der Feind nie ohne Zittern sah; zu diesen Fahnen, die das Wunder des Jahrhunderts waren, welche das halbe vereinigte Europa nicht besiegen konnte: zu diesen Fahnen sollt ihr schwören! Die Geister eurer großen Könige, eurer tapfern Feldherrn, die Geister eurer gebliebenen Väter schweben über unserm Kreise und werden Zeugen des Schwurs seyn, den ihr dem Könige, dem Vaterlande, dem Gesetze, der Ordnung, dem Glück eurer Mitbürger schwören werdet!

„Kann ein Eid heiliger, menschlicher, bindender und erhabener seyn, als dieser?

„Gott selbst, der das Glück der Völker durch Ordnung und Verbindung, Treue und Einigkeit will, wirft sein allsehendes Auge auf euch; und wehe dem, der seine Hand aufhebt zum Schwur, und nicht zugleich seine Sele voll Ehrfurcht, Treue und Gehorsam zu dem Zeugen des Schwurs, zu Gott, erhebt!

„So schwört! Gott ist der Zeuge eures Schwurs. Schwört! Eure Mitbürger, euer Vaterland, richten ihre Blicke auf euch. Schwört! Eure treuen Väter hören den Schwur der Treue. Schwört! Europa ist euer Zeuge. Schwört! Die Nachwelt wird euch richten und euer Gewissen.

Man wird wol unbedenklich zugeben, daß eine Rede solcher Art, die im Ganzen Begeisterung athmet, und im Einzelnen nichts enthält, womit nicht auch der kalt prüfende Verstand einstimmen müßte, durch würdevolle Haltung des Redners und Deklamazion eindringend belebt, den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlen konnte.

In dieser Rede hatte er mehr als einen Grund, bei dem letztverstorbenen Könige gerade die Stiftung der Freischulen für Soldatenkinder hervorzuheben. Er hielt sie mit Recht für eine große Wohlthat, und war überzeugt, daß auch die Väter unter den Soldaten sie dankbar als

eine solche anerkannten. Daß dies geschah, war nun aber nicht das geringste seiner eignen Verdienste. Mit dem größten Eifer nahm er sich auch jetzt wieder dieser Schule an, begnügte sich aber nicht mit der Oberaufsicht über dieselbe, sondern ertheilte selbst den Unterricht in der Religion, der Geographie und Geschichte, und fand daran um so mehr Freude, da die Kinder mit großer Liebe an ihm hingen, sein Unterricht treflich gedieh und nicht ohne Rückwirkung auf die Eltern blieb. Weit entfernt, über die viele Zeit, die er wöchentlich hierauf verwendete, als über ein lästiges Geschäft zu klagen, rechnete er vielmehr diese Stunden zu seinen glücklichsten. Kein Vater hätte sich diesem Unterricht und dieser Aufsicht mit mehr Sorgfalt und Treue unterziehen können, als er that; er war aber auch ganz Vater unter diesen Kindern, und bewies dies auch dadurch, daß er einen nicht geringen Theil der Kosten für Bücher, Charten, Papier, Federn, Rechentafeln und anderen Schulbedarf von dem Seinigen bestritt, und für die Sittlichkeit der Mädchen auch dann noch sorgte, wenn sie von der Schule entlassen wurden, indem er sich bemühte, sie in anständige Familien zu bringen. Eins von diesen Mädchen, die er immer ausgezeichnet hatte, war späterhin verführt worden; so oft er daran dachte, erregte es ihm eine schmerzliche Empfindung. Auf dem Sterbebette ließ das Mädchen ihn zu sich bitten, und erbat unter Thränen der

schmerzlichsten Reue Verzeihung, seinen Lehren untreu geworden zu seyn.

Wie gegen die Kinder ein liebender Vater, so war er gegen die Soldaten ein treuer Freund in der Noth, der sich ihrer rathend, warnend, tröstend, helfend annahm, wo er irgend konnte. Er hatte ganz ihr Vertrauen, ihre Achtung, ihre Liebe, und noch in den letzten Tagen seines Lebens begegnete ihm kein alter Kriegsmann aus jener Zeit, der ihm nicht freundlich entgegen gegangen, treuherzig die Hand gereicht und als seinen lieben Feldprediger begrüßt hätte. Wenige Monate vor seinem Tode kam noch einer vier Meilen weit her nach Halle, blos um ihn noch einmal zu sehen, was ihm eine schöne Stunde bereitete. Sein Ton gegen die Soldaten war der eines milden Ernstes, dem es jeder sogleich abmerkte, daß das: „Thut Ehre jedermann; habt die Brüder lieb," von ihm nicht blos gepredigt wurde. Einen Beweis eigner Art davon sahen alle täglich vor Augen. Seinen alten Küster hatte der Schlag gerührt, und der Mann würde mit seiner Familie in Noth gerathen seyn, wenn er seinen Dienst verloren hätte. Dazu wollte es Lafontaine nicht kommen lassen. Da nun aber doch der Mann den Dienst nicht versehen konnte; so ließ Lafontaine ihn, so weit dies nur anging, von der Frau versehen, und besorgte das Uebrige selbst. Die Soldaten, die Absicht davon ehrend, nahmen daran keinen Anstoß,

und wenn Andre es anstößig finden wollten, antwortete er blos: hat's doch Diakonissinnen gegeben, und gibt noch Aebtissinnen, warum denn nicht eine Küsterin? Meine alte Weckin ist aber ein guter tüchtiger Küster, und ihr würdet's gewiß nicht besser machen.

Würde trug er nie zur Schau, behauptete sie aber da, wo sie erfoderlich war, und konnte dann in gebieterischer Haltung Ehrfurcht einflößen. Einst trieb er dadurch sogar Teufel aus. Ein Soldat katholischer Religion war zu der fixen Idee gekommen, er sey vom Teufel besessen. Weder ärztliche Behandlung noch die Zusprache seines Geistlichen hatten dagegen geholfen, als, der nun zum Generallieutenant erhobene, v. Thadden sein Bedauern des braven Menschen gegen Lafontaine äußerte, und dieser auf den Einfall kam, daß hier vielleicht nur auf psychologischem Wege Hilfe zu erwarten sey. Er machte sich zu einem Versuche anheischig, und begab sich am andern Tage zu dem Kranken. Nachdem er ihn eine Zeitlang fest und durchdringend, ohne ein Wort zu sprechen, angesehen, sagte er: „Ja, ich seh' es, was Dir fehlt! Aber sey getrost, mein Sohn, Dir soll geholfen werden." Feierlich sprach er hierauf ein kurzes Gebet. Eine kleine Pause, — und nun erhob er sich zu seiner gebieterischen Stellung und rief mit erschütternder Stimme: „Im Namen des dreieinigen Gottes befehle ich dir, als sein berufener Diener, dem da

Macht und Gewalt über dich gegeben ist, — fahre aus, du unreiner Geist!" Mit ausgestrecktem Arm stand er eine Minute lang da, legte dann die Hand segnend auf des Kranken Stirn, und sagte: „Dir ist geholfen!" worauf er sich feierlich langsam entfernte. Man mag wol sagen, daß hier der dramatische Dichter dem Prediger geholfen habe, und ich will dem auch nicht widersprechen: indeß er half wirklich. Jener Unglückliche verfiel in ein Fieber, und nach seiner Genesung zeigte sich von seiner fixen Idee keine Spur mehr.

Auf die rühmlichste Weise füllte Lafontaine seinen Wirkungskreis aus und genoß mit Recht der allgemeinen Achtung und Liebe, als er sich immer mehr mit dem Gedanken befreundete, sich zurückzuziehen; zuerst aus Gefälligkeit gegen seine Frau. Sie, zwar keineswegs menschenscheu, aber verschlossen gegen Fremde und nur allmälig Vertrauen gewinnend, zog allen großen und glänzenden Zirkeln ein stilles Leben in der Zurückgezogenheit vor, und hatte schon als Braut ihren Bräutigam gebeten, sie von großen Gesellschaften, deren beizuwohnen er nicht umhin konnte, zurückzulassen, und ihr bei ihrer Ankunft in Halle nur die unumgänglich nöthigen Besuche zuzumuthen. „Gut, sagte Lafontaine, man wird vier Wochen lang darüber reden und Dich kritisiren, bis ein Kopfaufsatz Dich in Vergessenheit bringt; man wird Dich spät kennen lernen, aber Du wirst dabei ge-

winnen." Dieser Vertrag ward geschlossen und gehalten; auf die Länge aber fühlten doch beide, daß sie dabei nicht gewannen, denn sie mußten weit getrennter von einander leben, als ihnen lieb war und lieb seyn konnte. Der nicht selten vereinsamten Frau drängte sich da wol der Wunsch nach einer Veränderung ihrer Lage auf. Als sie diesen lange still gehegten Wunsch endlich einmal aus dem Herzen über die Zunge gehen ließ, war der Gedanke an Niederlegung seiner Stelle sein erster. Kaum ließ er aber nach einiger Zeit, in welcher auch er ihn nur still gehegt hatte, sich gegen seine vertrauten Freude etwas davon verlauten, als alle gegen ihn anstürmten. Man hielt seine Stelle für eine sehr einträgliche, und sie war es auch, nur für jeden andern weit einträglicher als für ihn. Wie es hiemit stand, wußte freilich nur er. Allein er gab damit auch alle seine Aussichten für die Zukunft auf, von welcher er, ohne sanguinisch zu hoffen, nicht unbedeutende Hofnungen zu fassen berechtigt war; ja er gab sogar eine gesicherte Zukunft auf. Das ganze Gewicht dieser Einwürfe seiner Freunde fühlte er, und fing nun an die Wahrscheinlichkeit gegen die Gewißheit in die andere Wagschale zu legen. Er besaß zur Zeit mehr, als er brauchte. Alle seine Schriften vom Naturmenschen an hatten bereits mehrere Auflagen erlebt, und sein Verleger Sander hatte das Honorar dafür ihm, der mit dem Gelde doch nichts anzufangen wisse, aufzusam-

meln und die Zinsen zum Kapital zu schlagen verheißen, um ihm künftig ein Landgut dafür anzukaufen. Inzwischen waren von seinen neuen Schriften erschienen: die Familie von Halden, Hermann Lange und mehrere Bändchen seiner Erzählungen; und schon waren unter der Presse: Engelmanns Tagebuch, das Leben eines armen Landpredigers, und Theodor, wovon er den Ertrag, und also die Dauer seiner gesicherten Zukunft, berechnen konnte. Eben damals stand er in der Glanzperiode seines Ruhmes, war Lieblingsschriftsteller, der gelesenste von allen, in Palästen und in Alpenhütten, an der Seine und an der Newa. Die Buchhändler wetteiferten um den Verlag seiner Werke: sollte er darauf nicht auch rechnen? Selbst für den Nothfall sah er ja seine Zukunft durch das Sandersche Kapital gesichert, zumal da er der Bedürfnisse wenige hatte und auch diese leicht zu beschränken fähig war. Alles dieses wog er genau gegen einander ab, trug sich aber doch lange noch mit diesen Gedanken herum, ohne zu einem Entschluß kommen zu können. Wie aber öfters in seinem Leben, so entschied auch hier ein Augenblick über sein Schicksal.

Was er schon seit längerer Zeit besorgt hatte, daß sein Gönner und der Beförderer aller seiner guten Absichten, der General v. Thadden, der bereits sein 54stes Dienstjahr erreicht hatte, aus seinem Wirkungskreise

scheiden werde, das erfolgte im November 1799. Daß es nun auch für ihn die beste Zeit seyn werde, aus seinem Wirkungskreise zu scheiden, sagte da Lafontaine sich selbst, stand jedoch immer noch an, den entscheidenden Schritt zu thun, bis am Neujahrstage eine schmerzliche Erfahrung ihn demselben näher brachte. Sonst hatten vor dem Hause des Generals Kutschen und Fußgänger sich gedrängt, um zum Neujahrstage Glückwünsche zu bringen; an dem jetzigen war eine Todtenstille vor dem Hause des edlen Greises, und bei dieser schauderte Lafontaine. Er, der sonst niemals an diesem Tage bei dem General erschienen war, ging heute zu ihm. „Ich weiß, sagte dieser mit nicht ganz fester Stimme, warum Sie heute kommen; Ihr Wunsch ist aber auch etwas werth." Von diesem Augenblick an verließ ihn der Gedanke nicht: bene vixit, qui bene latuit, und es war ihm nun, als müsse er um seine Entlassung einkommen. An einem der nächsten Morgen ergriff ihn dieser Gedanke lebhafter als je, und es trieb ihn, auszugehen. Sollst du? Sollst du nicht? dachte er bei sich. Während der Nacht war ein sehr starkes Thauwetter eingetreten, und in den Straßen hatte sich an vielen Stellen das gehemmte Wasser sehr ausgebreitet. So fand er es auch als er bei der Wohnung des Obersten ankam, und bei diesem Anblick fiel ihm der Rubikon ein. Kannst du hinüber, dachte er, so sollst du. Er kam hinüber, und nun ohne Weiteres

ging er zu dem Obersten und brachte sein Gesuch um Entlassung an. Dieser war eben so erstaunt als nachmals der General, und beide suchten ihn von seinem Entschluß abzubringen. Es war nun aber Entschluß, und er beharrte fest bei demselben. Seinen Freunden sagte er nachher blos: ich bin über den Rubikon gegangen.

Nachdem er seine Entlassung auf die ehrenvollste Weise erhalten, hielt er am Charfreitage 1800 seine Abschiedspredigt (über Joh. 18, 37.), bei welcher die Kirche wirklich die Menge der sich zudrängenden Zuhörer nicht faßte.

Die schwerste Prüfung aber hatte Lafontaine zwei Tage zuvor überstanden, den Abschied von seiner Schule. Hiezu hatte man eine besondre Feierlichkeit veranstaltet, zu welcher auch mehrere Professoren, Magistratspersonen und Geistliche eingeladen waren, sehr gegen Lafontaine's Wunsch, welcher Feierlichkeiten seine Person betreffend nicht liebte, dieser aber schicklicher Weise sich nicht entziehen konnte. Wie beklommen ihm dabei auch war, hielt er doch so lange glücklich aus, bis einem Mädchen bei Ueberreichung eines Eichenkranzes die Worte des Dankes in Thränen erstickten. Da ergriff er plötzlich seinen Hut und eilte, zum großen Erstaunen Aller, ohne ein Wort zu sagen, davon. Niemeyer äußerte ihm am andern Tage seine Verwunderung darüber, daß er eine so schöne Gelegenheit diesen Kindern noch so manches ans Herz zu

legen, was eben in diesen Augenblicken von der größten Wirkung gewesen seyn würde, ungenützt habe vorübergehen lassen. „Lieber Niemeyer, sagte er, das weiß ich recht gut, und ich zweifle selbst nicht, daß ich da meine beste Rede würde gehalten haben. Konnt' ich denn aber sprechen? Mir versagte die Stimme, und ich mußte fort, wenn ich nicht weinen sollte wie ein Kind. Glauben Sie mir aber, die Kinder haben mich verstanden."

„Mein Amt, sagte er mir einst, ist mir nie eine Last gewesen, aber Eine fürchterliche Plage hat es mir zugezogen; rathen Sie einmal, welche?" Nach vergeblichem Rathen sagte er: „nein, Sie errathen es nicht; die Trauungen waren es." Als ich ihn hierauf ansah, ob er scherze, fuhr er lächelnd fort: „Nun die gewöhnlichen freilich nicht, wiewohl auch diese zuweilen manche Häkeleien herbeiführten, sondern die ungewöhnlichen, deren es zwei Arten gab. Die eine war gut und machte mir Freude. Es gab nämlich manch liebes Pärchen, das von mir zur Ehe eingesegnet seyn wollte, weil ihm meine Bücher gefallen hatten, und ich habe ihnen meinen besten Segen gegeben. Sie waren auch einträglich diese Trauungen, allein die andere Art würde noch einträglicher gewesen seyn, wenn ich mich damit hätte befassen wollen. Da gab es auch Leute, die aus fremden Ländern kamen, und meinten, weil Lafontaine der Romanschreiber so viele Pärchen kopulirt habe, so könne auch

der Prediger Lafontaine alles kopuliren; und was hatte man da für Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß dem Romanschreiber ganz andre Mittel zu Gebote stehen, als dem Prediger, bei dem alle poetische Licenz hier aufhöre. Manch solches Pärchen dauerte mich, wenn es weither gekommen, in dem festen Glauben, daß im Preußischen, zumal in Halle, und ganz besonders bei mir, ihr eben so romantisches als ungesetzliches Anliegen gar keine Schwierigkeit finden könne, und nun hofnungslos, mit Thränen in den Augen, von mir ging. — Sehen Sie, diese Noth war ich nun los."

9.

Bevor er aber noch frei war, hatte er dafür gesorgt ins Freie zu kommen und hiedurch den innigsten Wunsch seiner Frau zu erfüllen. Er hörte eines Tages vom Verkauf eines Grundstücks dicht vor Halle, links auf dem Wege nach Giebichenstein. Das Wohnhaus, auf einer Anhöhe liegend, gewährt eine reizende Aussicht über Wiesen, die, von drei Aermen der Sale durchschnitten, auf der einen Seite von waldbewachsenen Anhöhen, auf der andern von den Gebäuden der Saline begränzt sind, gegen deren romantisches Düster dahinter liegende frische Wiesen mit Buschwerk, und dahinter halb verborgenen

Dörfern, erfreulich abstechen. Von dem Wohngebäude abwärts erstreckt sich eine beträchtliche Gartenanlage bis an den einen Arm der Sale, längs deren Ufern sich eine vorzüglich schöne Baumallee hinzieht, bei deren Anblick gewiß jeder dem Beifall geben würde, der in einer solchen das Urbild der sogenannten gothischen Bauart sah. Lafontaine kannte dieses, jetzt im Besitz des geheimen Justizraths Mühlenbruch befindliche, und von ihm noch verschönerte, Grundstück, welches mit allen Vortheilen des Stadtlebens die ländliche Ruhe aufs wünschenswertheste vereinigt, und fragte die Besitzerin um den Preis, mit dem Bedeuten, ihm sogleich den zu sagen, um welchen es zu veräußern ihr Ernst sey, denn er sey nicht willens zu feilschen, sondern mit Ja oder Nein augenblicklich abzuschließen. So foderte sie denn, und er sagte zu, und es wurde ein Tag bestimmt, an welchem der förmliche Abschluß im Beiseyn einer Gerichtsperson statt finden sollte. An diesem Tage führte er seine Frau hinaus, brachte sie in eine Laube, bat sie, ein wenig hier zu verweilen, kam nach sehr kurzer Zeit mit einem Papier in der Hand zurück, und überraschte sie mit den Worten: „Hier, Fiekchen! Du sitzest in Deinem Eigenthum." Kaum würde sie ihm geglaubt haben, wenn sie es nicht gewohnt gewesen wäre, daß er alles rasch betrieb.

Das Wohnhaus konnte er nicht sogleich beziehen, weil er noch einen Anbau an dasselbe machen und die in-

nere Einrichtung besorgen mußte, wobei sich seine philosophische Ansicht des Lebens deutlich offenbarte. Er sorgte dafür, daß alles was gemacht wurde, dauerhaft, tüchtig und anständig gemacht wurde; was er anschaffte, mußte durchaus gut seyn; er ließ es an nichts fehlen, was zur Beqvemlichkeit, besonders für seine Frau, gehörte; aber nirgends war eine Spur von Prunk und Luxus, und durchaus nichts auf den Schein berechnet. Nie hat er auch in seinem Leben mit seinen Mobilien gewechselt, die Mode mogte sich ändern wie sie wollte, und alles um ihn her dieser huldigen; ihn erfreute es, daß das einmal Angeschaffte in gutem Zustande ihn überdauern werde; wie denn dies auch erfolgte.

Nach der Freude, seine Frau in ein ihren Wünschen ganz entsprechendes Eigenthum eingeführt zu haben, ward ihm die zweite, daß eine Schwester seiner Frau, die verwittwete Amtmännin Gneist, sich entschloß, mit ihren Kindern nach Halle zu ziehen und das an sein Grundstück angrenzende mit einer gleich großen Gartenanlage zu kaufen.

Ihm selbst war das Glück der Vaterfreuden versagt, allein er hatte es sich geschaffen, indem er die liebenswürdige Luise, eine Tochter seiner, an den Prediger Mitgau in Seesen verheiratheten, geliebten Schwester Henriette als eigne Tochter zu sich genommen hatte. So

bildete sich nun ein freundlicher Familienkreis um ihn her, und er führte ein wahrhaft patriarchalisches Leben.

Aber er erfreute sich nicht etwa blos der Spiele des um ihn aufblühenden jüngeren Geschlechts, sondern war ernst auf dessen Erziehung und Unterricht bedacht. Er selbst gab Unterricht nicht blos in der Religion, der Geographie und Geschichte, der Naturgeschichte, der teutschen und französischen Sprache, sondern auch im Rechnen, Zeichnen und zum Theil selbst im Klavierspielen, für welches er sich eine eigne Methode erdacht hatte. Der große Globus, dessen er sich beim geographischen Unterrichte schon in Bartensleben bedient, kam auch hier wieder zum Vorschein, jetzt aber verband er mit der Erdkunde zugleich die Kulturgeschichte, und befolgte genau den Plan, den er in seinem Hermann Lange (Bd. 2. S. 240 fgg.) mitgetheilt hat, und der gewiß höchst zweckmäßig ist. Außer den Lehrstunden gab er noch Anweisung zu verschiedenen mechanischen Arbeiten, wobei er immer darauf bedacht war, Augenmaas und Urtheilskraft der Kinder zugleich zu schärfen. In weiblichen Arbeiten unterrichtete die Mutter. Für das Vergnügen blieben immer Stunden genug übrig, es wurde aber auch manche Arbeit zum Vergnügen gemacht, wiewohl kein Spiel zur Arbeit; um jedoch den Gedanken an eine geregelte nützliche Thätigkeit immer fest zu halten, gewöhnte er seine Luise schon frühzeitig daran, an jedem

Abend aufzuschreiben, womit sie sich während des Tages beschäftigt habe.

Seinen schriftstellerischen Arbeiten waren nur die ersten Morgenstunden gewidmet *), denn nur in diesen war in seinem Hause ein eigentliches Stillleben; und wenn nicht schon der Morgen, so war doch gewiß der Nachmittag und Abend von Besuchen unterbrochen. Kein Fremder von Bildung reisete wol leicht durch Halle, ohne bei ihm einzusprechen, näher befreundete, wie Böttiger, wohnten selbst bei ihm. Personen vom höchsten Range, berühmte Schriftsteller, Künstler, Studirende, Damen, Inländer und Ausländer wechselten bei ihm ab, und gewiß hat keiner den Besuch bei ihm bereuet und ist keiner von ihm geschieden, ohne ihn noch lieber gewonnen zu haben. Heimisch fühlte sich bald jeder bei ihm, denn er ging mit jedem auf sein Lieblingsthema ein, und wußte das Gespräch stets durch Witz und Laune zu beleben, und

*) Es fallen in diese Zeit: Fedor und Marie, Rudolf und Julie, Henriette Bellmann, Barnek und Saldorf, Baron von Bergedorf oder das Princip der Tugend, Eduard und Margarethe. Zu dem ersten dieser Werke, dem er selbst einen größeren Werth beilegte, hatte ihn, außer Duclos, das Tagebuch eines Malers, der mit einer Gesandtschaft in Petersburg gewesen, den Stoff gegeben.

keiner konnte in ihm den anspruchlosesten, gutmüthigsten, wohlwollendsten Menschen verkennen. Nicht alle diese Besuche konnten ihm freilich gleich angenehm seyn, und zu den sehr unangenehmen gehörten ihm die von vielen französischen Emigranten, deren Jeder seine Schriften übersetzen wollte, und ihm zumuthete, seine Uebersetzung zu korrigiren, da er doch des Teutschen nicht mächtig sey; am unangenehmsten aber war ihm, wenn er durch eine persönliche Bekanntschaft sein günstiges Urtheil herabstimmen mußte, was ihm besonders bei Voß und Jean Paul sehr leid war. Bei jenem stieß ihn seine feindselige Gesinnung gegen Heyne, die er fort und fort auszusprechen nicht müde ward, bei diesem eine unverkennbare Eitelkeit zurück, die ihm gerade bei dem, den er als Schriftsteller äußerst hoch schätzte, am unerträglichsten war.

Manche Besuche gingen nicht ohne ein kleines Abenteuer ab. Als Falk bei ihm war, geriethen beide in eine so äußerst lebhafte Disputazion, daß sie zuletzt darin übereinstimmten, sie müßten aufhören, um einander nicht todt zu disputiren. Eines Tages kündigte sich ihm ein Besuch nicht blos durch den Klopfer, sondern zugleich durch einen starken Zank vor dem Hause an, vor welchem er einen sehr nachlässig gekleideten Mann mit einer Blechkapsel unter dem Arme fand, der sich mit einem Knechte um seinen Hut zankte. Es war der Kieler Cra-

mer, der beim Botanisiren durch alle Felder gewandert und gepfändet worden war. Lafontaine ließ Cramern eintreten und löste dessen Hut aus. Ein andermal hatte der Kapellmeister Reichardt ihm gesagt, daß er in einigen Tagen ihm einen Kaufmann aus Hamburg zuführen werde, und kam wirklich auch mit einem Fremden zu ihm, den er ihm mit einigen Worten vorstellte, die er nicht verstand, und für das Gewöhnliche nahm. Man ging in den Garten. Den Fremden interessirte die schöne Baumallee, er blieb aber am Ende des Ganges stehen, betrachtete lange die Aussicht, und äußerte dann, eine so imposante Masse von großartigen Gebäuden, wie sich hier auf einen Blick darstelle, nie, selbst in Italien nicht, gesehen zu haben. Das Gespräch lenkte sich davon auf Kunst und Alterthum, und Lafontaine hörte mit Erstaunen, wie kenntniß- und geistreich dieser Kaufmann war, an welchem sein Interesse von Minute zu Minute wuchs. Es war ganz gegen seine Sitte, jemand um seinen Namen zu fragen, diesmal aber sagte er beim Abschied: „Mein Herr, Sie haben mir ein so großes Interesse eingeflößt, daß ich nicht unterlassen kann, Sie um Ihren Namen zu bitten." — Mein Name ist: Göthe. — „Mein Himmel, sagte Reichardt, ich hab's Ihnen ja beim Eintreten gesagt." — „Was wollen Sie gesagt haben! Einen Kaufmann aus Hamburg haben Sie mir angekündigt, und beim Eintreten haben Sie nichts ge-

sagt, sondern etwas gemurmelt. Wenn Sie künftig Göthe ankündigen, so sprechen Sie deutlich, Herr! Sie brauchen blos seinen Namen zu nennen. Aber — so wendete er sich zu Göthe — im Grunde ist mir das Misverständniß recht lieb: denn hätte ich Ihren Namen gewußt, so hätte ich gleich nichts anders von Ihnen erwartet, als was ich gehört habe." Schnell eilte er nun aber zu seiner Frau: „Geschwind, Fiekchen, Göthe!" Die gute Frau sah aber nichts weiter von ihm als — was mancher Kritiker auch nur gesehen hat — seinen Zopf.

Besuche von Einheimischen fehlten keinen Tag, und fanden bei ihm die angenehmste Unterhaltung und die gastfreundlichste Aufnahme; denn so wenig er sich, schon aus Rücksicht auf seine Frau, auf große Gesellschaften und Gastereien einließ, so konnte doch schwerlich in irgend einem Hause größere Gastfreundschaft herrschen, als in dem seinigen. Von allem, was die Tages= und was die Jahreszeit darbot, hatte, wer ihn besuchte, die Wahl. Selten verging ein Abend, ohne daß einer oder der andre an seinem einfachen Mahle Theil genommen hätte. Leckereien gab es da nicht: hatte er aber bei seinen vertrauteren Freunden gemerkt, daß sie ein Lieblingsgericht hatten, so verordnete er, daß es bereitet würde, ja er hielt für manchen sogar eigne Weinsorten, die er selbst nie trank. Einen beglückte er damit auf eigne Weise. Diesem, der schlechterdings keinen Wein von dem andern un=

terscheiden konnte und schlechten und guten mit gleichem Behagen trank, der aber Ansprüche auf Weinkennerei machte, ließ er eine Flasche versiegeln und mit einem Faden umwinden, und freute sich, wenn er denselben Wein, den alle tranken, als einen weit vorzüglicheren rühmte. Dabei hatte Lafontaine nur große Noth, zu verhüten, daß seine Frau ihn nicht verrieth, denn diese war in so hohem Grade wahrhaft und aufrichtig, daß sie auch im Scherze eine Abweichung von der Wahrheit nicht wohl vertrug, wie sie denn zuweilen, wenn Lafontaine eine Anekdote mit Abweichungen erzählte, mit sanfter Stimme einfiel: aber, Lafontaine, das war ja anders! — „Wie ist's denn, Fieckchen, sagte er, habe ich jetzt besser erzählt, oder früher?" Antwortete sie: jetzt! so sagte er: „dann ist es gut." Das Verhalten der beiden Gatten gegen einander gewährte keinen kleinen Theil des Vergnügens, das man in Lafontaine's Hause so reichlich fand.

Bei seiner großen Vielseitigkeit, seinem stets regen Interesse für Wissenschaft und Kunst, waren ihm Besuche von Professoren vorzüglich angenehm, und er erhielt deren viele, da er mit allen bekannt, und mehrere seine vertrauten Freunde waren. Mit demselben Antheil, mit welchem er mit Forster auf seine Reisen, mit Niemeyer auf Pädagogik, mit Eberhard auf Aesthetik einging, unterhielt er sich mit Jacob über Kantische Philosophie, mit Gesenius über orientalische

Litteratur, mit Vater über allgemeine Sprachkunde, mit Gren und Gilbert über Chemie und Physik, mit Reil und Meckel über Physiologie und Anatomie, aber dies alles nur, wenn er mit jedem von diesen allein war. Dies hatte für ihn den Vortheil, daß er mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaften immer bekannt blieb; aber es reizte ihn auch zu eigenen Studien, die er besonders seit der Zeit, wo seine Unterrichtsstunden aufgehört hatten, mit großem Eifer betrieb. Mit Begierde las er alle Reisen durch den Orient, über welchen er so genaue Rechenschaft geben konnte, als ob er dort gelebt hätte. Um aber ganz vertraut damit zu werden, studirte er auch mit großem Fleiße die Persische und Arabische Sprache, und wendete sich nachher auch dem Sanskrit zu. Wilfords Aufsätze über die Mythologie der Hindu in den Asiatic Researches reizten ihn zu einem eindringenderen Studium der indischen, ägyptischen und griechischen Mythologie, und dieses wieder zu einer Vergleichung der Sprachen, wobei er auf die Aehnlichkeit der Persischen mit der Teutschen ein vorzügliches Augenmerk richtete. Je weiter er hierin kam, desto angelegener betrieb er nun Untersuchungen über allgemeine Sprachlehre, und seine scharfsinnigen Ideen über Bildung der Sprache, Entstehung der Schrift, wie seine etymologischen Forschungen, die er vergleichend über alte und neue Sprachen erstreckte, hätten es wol verdient, daß er sie mehr

ausgeführt und bekannt gemacht hätte. Proben davon enthält eine Art von Diarium, welches er sich hielt. Neben solchen Untersuchungen finden sich darin Merkwürdigkeiten aus der Litteratur, kleine Anfsätze zur Philosophie des Lebens und zur Philosophie des Schönen, Ideen zur Kulturgeschichte, Kollektaneen zur Chronologie, Geognostik und Astronomie, und Bemerkungen über Stellen aus der Bibel, aus Homer, den Tragikern, Herodot, Xenophon, Diodor, Dionysius von Halikarnaß, Lucian, Plautus, Sallust, Tacitus u. A., denn die Alten zu lesen hörte er zu keiner Zeit auf, ohne doch die neuere Litteratur dabei zu vernachlässigen. Verhältnißmäßig aber las er von dieser weniger belletristische Schriften, als solche, die ihn über die Fortschritte der Philosophie und der Naturkunde belehrten. Da indeß schon damals die Sprache der Philosophen immer räthselhafter zu werden anfing, so zog er es vor, sich von denen, welchen dies Studium oblag, darüber Auskunft zu holen, wie er denn überhaupt, wenn es ihm in irgend einer Sache um schnelle Belehrung oder noch genaueres Verständniß zu thun war, sich bei dem befragte, zu dessen eigenem Studium es gehörte.

Der Umgang mit Professoren war ihm daher nicht blos angenehm, sondern auch vortheilhaft. Er wirkte aber auch vortheilhaft zurück, theils durch seine ausgebreitete Belesenheit, theils durch seine seltene Kombina-

zionsgabe, die in Gedankenblitzen sich äußerte, oft zwar sehr kühnen und gewagten, aber immer beherzigenswerthen Hypothesen, vorzüglich aber durch seine skeptischen Einwendungen, die in Fällen, wo die Skepsis anwendbar ist, gewöhnlich zu der lebhaftesten Disputazion führten, von der man, weil er sie liebte, so leicht nicht loskam. Dabei war er in der That öfters der echte Luzianische Menippus, und gewiß allezeit, wenn in seiner Gegenwart mit der Physik Taschenspielerei getrieben und der alte Kram der Astrologie und Magie ausgelegt wurde, wie damals Mode war; das Streben, den Aberglauben als Wissenschaft zur Mode zu machen, war ihm abscheulich. Ueber die Poesie, die sich damals zu solcher Wissenschaft gesellte, und über die Wahlverwandtschaften, die sie begünstigten, ereiferte er sich zwar nicht so prosaisch wie sein Freund Gilbert, schüttelte aber doch den Kopf. Wie sehr man sonst aber auch auf den gesunden Menschenverstand schimpfte, — denn auch dies war Mode — in seiner Gegenwart wagten doch die magischen Physiker und Poeten nicht leicht ihn zu verleugnen. Ein Feind des Neuen, blos weil es neu war, konnte er seiner ganzen Natur nach nicht seyn, er nahm vielmehr sehr lebhaften Antheil daran, selbst wenn er noch ungewiß war, ob es bestehen und wozu es führen könne; und von den Leuten, die vor der Wahrheit erschrecken oder die Augen zuthun, hielt er nichts. Theilte ihm einer

seiner Freunde eine Idee mit, die er verfolgte, wovon aber der Ertrag noch problematisch, und wozu das Sammeln aus einer ausgebreiteten Lektüre erfoderlich war, zu welcher aber diesem die Zeit mangelte; so fehlte seine Theilnahme gewiß nicht, und er hat mehr als einmal aus Gefälligkeit für seine Freunde dicke Werke durchgelesen und für sie gesammelt. Fand er außerdem etwas, das er zu ihren Zwecken für tauglich hielt, so brachte er es ihnen selbst zu. Ergab sich am Ende das nicht, was was man gehofft hatte; so hielt er doch die Mühe nicht für verloren, weil man nun doch wisse, daß auf diesem Wege nichts zu finden sey. Ganz unleidlich war es ihm aber, wenn einer, weil er gesucht hatte, auch gefunden, oder im Enthusiasmus für etwas Neues mehr gefunden haben wollte, als mit der Wahrheit bestand. So interessirten zwar auch ihn die Vorlesungen, welche Dr. Gall in Halle über die Schädellehre hielt, sehr lebhaft, aber alle Bemühungen Loders konnten es nicht dahin bringen, daß er das Protokoll darüber unterschrieben hätte, weil einiges, was gefährlichem Irrthum den Weg hätte bahnen können, so darin stand, wie es Gall nicht gesagt hatte; auch blieb das Protokoll ungedruckt, weil er mit einer Gegenerklärung drohte, bei welcher er sich auf Gall selbst berufen würde.

Als Schriftsteller hatte er in den ersten Jahren des Jahrhunderts den Höhepunkt seines Ruhms erreicht.

Alle Ehre, auf die ein teutscher Schriftsteller hoffen kann, war ihm zu Theil geworden. Alle seine Romane erhielten in kurzer Zeit zwei, drei Auflagen; wurden in den Leihbibliotheken bis zur Unbrauchbarkeit zerlesen; Töchtern von ihren Vätern zur Aussteuer mitgegeben; fast in alle europäischen Sprachen übersetzt *); es erschien kein Almanach, kein Taschenbuch, keine Zeitschrift, ohne daß er zu Beiträgen aufgefodert wurde; man wählte zu den Almanachen die Kupfer aus seinen Romanen; setzte die darin vorkommenden Lieder in Musik; und er konnte, so gut wie Göthe, das Vergnügen haben, sie auf der Straße bei Leierkästen absingen zu hören. Die Briefe, Besuche, Einladungen, die er erhielt; daß man in Zeitungen wahre und unwahre Anekdoten von ihm und seiner Familie dem Publikum zum besten gab; auf der Leipziger Messe sich nach ihm erkundigte; selbst der Thorschreiber ihm einen Diener machte; in Rudolfs Garten eine Menge sich um ihn drängte; liebliche Mädchen ihm Kränze wanden; und daß man Sentenzen zu Stammbüchern aus seinen Schriften auszog: alles dergleichen soll gar nicht in Anschlag kommen.

Daß aber in Teutschland nicht leicht ein Dichter einen Kranz erhält, ohne daß bald eine Dornenkrone nachfolgt, wie in Rom die Soldaten hinter dem Triumpha-

*) S. die Beilagen.

tor Spottlieder sangen, erfuhr er eben so bald. Wilhelm Schlegel im Athenäum gab dazu den Ton an.

Lafontaine las selten etwas, das über ihn geschrieben und geschrieen wurde, und war auf keine Weise zu bewegen, etwas zu entgegnen. Jener Schlegelsche Aufsatz aber wurde ihm gezeigt, und es war besonders eine Stelle darin, die ihn verwundete. Eine Antwort auf das Ganze hat er in seinem Landprediger dem Buchhändler in den Mund gelegt: „Ich kann Ihnen sagen, daß ein Schriftsteller gerade nicht der glücklichste Mann ist. Hat er Ruf, so fällt jeder über ihn her, der sich einbildet, daß Teutschland nur für ihn allein Augen und Ohren haben sollte, alle die jungen Schriftsteller, die in der ersten Hitze den Ruf noch für etwas Großes halten; hat er keinen Ruf, so fallen ihn die Recensenten an, so gut sein Buch auch seyn mag. Erregt er gar nichts, weder Neid noch Tadel, so kennt ihn niemand, und er hat vergebens geschrieben. Ist er wirklich groß, und kann er den Neid verachten, so geht es ihm wie dem Reichen; der Pöbel schreiet: er habe seinen Reichthum zusammengestohlen; und schreit erst Einer dem großen Manne sein „Dieb! Dieb!" nach, so gibt es immer noch kläglichere Menschen, die es wiederholen. Sie haben nun zu wählen. Es hilft Ihnen nichts; Sie müssen durch das Fegefeuer."

Lafontaine mußte denn auch durch das Fegefeuer: allein wenn irgend einem Linderungsmittel gegen die Schmerzen gereicht wurden, so war er es. Wenn, wie Schlegel sagt, Lieblingsschriftsteller zu seyn wenig genug ist, so mag es doch sein Gutes haben, welches denen, die es nicht sind, so ganz gleichgiltig eben nicht zu seyn scheint; es verschafft Gunst; und Lafontaine hatte durch seine Schriften diese bei einer der ersten Frauen ihrer Zeit gefunden, die in geheiligtem Andenken noch lebt, bei Preußens Königin Luise. Während eines Besuchs von mehreren Wochen, den er in Berlin machte, hatte er das Glück Ihren Majestäten vorgestellt zu werden, und erfreute sich der huldvollesten Aufnahme. Nicht lange darauf bewies sich ihm die königliche Huld auch thätig; wovon jedoch die erste Nachricht ihm einen Schrecken einjagte. Er erhielt nämlich von Berlin einen Brief mit dem Statssiegel gesiegelt, ohne Zweifel von einem Mann in einem hohen Statsamte, der ihm wohl wollte, dessen mit diplomatischen Hieroglyphen geschriebenen Namen er aber so wenig entziffern konnte, als welche Gnade des Königs Majestät für ihn gehabt habe. „Gott erbarme sich!" sagte er, als er den Brief gelesen, so daß seine Frau ihn erschrocken fragte, welch ein Unglück sich zugetragen. „Ach, Fiekchen, sagte er, es muß große Noth um Präsidenten seyn, da man keinen besseren finden kann als mich." Beide konnten in der That nichts anders als

Präsident herauslesen, und Lafontaine hätte den ganzen Brief für eine lose Neckerei erklärt, wenn nur das Statssiegel nicht gewesen wäre. Die offizielle Benachrichtigung löste endlich das Räthsel. Durch des Königs Gnade war ihm ein Kanonikat an dem Domstifte zu Magdeburg verliehen worden, und der gefürchtete Präsident verwandelte sich in eine erfreuliche Precistenstelle.

10.

Seine Zukunft schien jetzt ganz gesichert, sein Glück fest begründet; aber von dem Jahre 1806 an folgte das Unglück nach. Von der Noth der französischen Emigrirten ward er befreit, aber andre Landsleute seiner Voreltern brachten neue Noth für ihn. Als am 17ten Oktober das Corps des französischen Heeres unter Bernadotte zu unerwartet in Halle eintraf, hatte Lafontaine kaum so viel Zeit, seine Frau in der Stadt bei seinem Freunde Voß in eine doch einigermaßen größere Sicherheit zu bringen. Bei der Rückkunft in seine Wohnung fand er sie mit Plünderern angefüllt; und da er aus Erfahrung wußte, wie schwer diese zu beschwichtigen seyen, so machte er den Versuch, Hilfe bei dem Heerführer zu suchen. Kaum hatte dieser seinen Namen gehört, als er einen Adjutanten beorderte, ihm die beste Sauvegarde

zu geben. Der Adjutant ging mit ihm auf den Markt, wo Soldaten einen Bivouac bildeten, und sprach von diesen einen einzigen, der nun Lafontainen auffoderte ihn zu geleiten. Bedenklich, was dieser Eine gegen so viele helfen solle, ging er voran: allein wie erstaunte er, als beim Eintritt in das Haus sein Mann rief: Camerades, me voilà! Je suis Sauvegarde; allez-Vous-en! und alle sogleich, ohne nur ein Wort zu sagen, abzogen. Der Mann trat nun vor das Haus, und jeder, der sich diesem nahen wollte, kehrte bei seinem Anblick gleich um. Auf Lafontaine's verwunderte Frage über die Macht, die er ausübe, zeigte der Mann auf Abzeichen an seinem Aermel, und erklärte, daß er berechtigt sey, jeden ohne Ausnahme, der seiner Auffoderung nicht unverzüglich Folge leiste, sogleich nieder zu schießen. Das war nun alles ganz gut, aber leider! waren baares Geld, Pretiosen, Wäsche schon meist verschwunden, ehe die Hilfe angekommen war, und er konnte nur den Hausrath, Betten und Bücher retten, wozu ihm sehr bereitwillig Wagen verabfolgt wurden. Zum ersten Male, seit er in Halle war, sah er sich in ökonomischer Verlegenheit. Die Zeit bis zum Tilsiter Frieden war die einzige peinliche, die er erlebt hat, und der Friede machte dieser Pein kein Ende. Sehr hart traf ihn da die Losreißung von Preußen, schon an sich, wegen seiner persönlichen Anhänglichkeit an das Königshaus, dann aber auch in den

Folgen für sich, weil unter der Westphälischen Regirung durch Aufhebung der Domstifter auch seine Hofnung auf ein gesichertes Alter verschwand. Gewiß würde es ihm leicht geworden seyn, bei der neuen Regirung seinen Namen geltend zu machen und einen Ersatz für seinen Verlust zu erhalten; man gab ihm dieses selbst zu verstehen; allein er war nicht zu vermögen, wie mißlich seine Lage damals auch war, nur den kleinsten Schritt dafür zu thun, ja er untersagte dies einem einflußreichen Freunde, der für ihn zu handeln beabsichtigte.

Wollte er nun aber gleich keine Gnadenerweisungen von der neuen Regirung, so entzog er sich doch keinesweges dem, was ihm die Pflicht gebot, und also keiner Mühe für das Wohl der Stadt, welcher er so lange angehört hatte und die ihm so lieb geworden war. Wie sehr er auch seine ruhige Muße liebte, so war er doch stets zur Aufopferung derselben für sie bereit, und bewies dies, als das Vertrauen seiner Mitbürger ihn als Wähler der ständischen Deputirten zur Reise nach Halberstadt auffoderte, und ihn nachmals zum Mitgliede des Gemeinderathes und der Schuldentilgungskommission erwählte, so wie er es schon früher als Armenvater und Referent bei der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde bewiesen hatte. Keiner von allen, die in diesen Angelegenheiten gemeinschaftlich mit ihm gewirkt haben, kann ihm das Zeugniß versagen, daß er mit unermüdlichem

Eifer thätig war, ein gewaltiger Streiter für das Rechte in jedem Falle, gegen Unrecht stets ankämpfend ohne Ansehn der Person, Unheil abwehrend und Glück befördernd so viel ihm möglich war. Wenn es gerechte Vertheilung der Lasten galt, war gewiß keiner unparteiischer als er, und der Parteiische scheute den Zorn, in den er gerieth, wenn auf Kosten des Mittellosen der Bemittelte befreit werden sollte. Weil man seiner Rechtlichkeit vollkommen vertraute, war sein Ausspruch von Gewicht. Thaten, welche glänzend ins Auge fielen, verrichtete er nicht, weil er dazu keine Gelegenheit fand, viel aber hat er in diesen Verhältnissen der Stadt genützt durch Rath und That.

Wie dem Ganzen, so den Einzelnen. Von Vielen, was hier erzählt werden könnte, nur Eins. Ganz verstört kommt eines Abends ein Bürger zu ihm, seine Hilfe gegen seine Einqvartirung anflehend, die seiner Frau bereits die Bajonette auf die Brust gesetzt. Was sie alles wollten, wisse er nicht. Lafontaine geht mit. Das Getös in der Stube der Einqvartirten ist arg. Er geht hinein, ein fröhliches französisches Lied singend. Die Franzosen stutzen; einer fängt an mit zu singen; bald haben sich alle um ihn versammelt, und der, welcher der Schlimmste von allen gewesen, schlägt ihn vertraulich auf die Schultern. Andre fangen indeß an auf den Hund von Wirth zu schimpfen, und es kommt zu

Erklärungen. Die Prätensionen, die man macht, sind groß; Lafontaine ergreift zwei Gläser, gibt das eine dem ärgsten Schreier und stößt mit ihm an; alle folgen. Man singt, erzählt, trinkt, eins um das andere, bis einer nach dem andern einschläft. Der Wirth, der sich nicht hatte dürfen sehen lassen, bittet ihn bei allem Heiligen, ihn nicht zu verlassen. Er bleibt. Am Morgen, nachdem die Franzosen sich nüchtern geschlafen, sind sie die artigsten Leute von der Welt, mit allem, was sie gestern verschmäht hatten, höchst zufrieden, und nehmen von ihm unter vielem Danke den freundlichsten Abschied.

Unter den mißlichsten Umständen verlor er nie den Muth, und seine Umstände waren damals von der Art, daß er des Muthes gar sehr bedurfte. Seiner Frau sah er es an, daß sie im Stillen große Bedenklichkeit über die Zukunft hegte. „Sey ruhig, Fiekchen, tröstete er sie; so lange man mich noch lesen mag, wird es schon gehen; lassen wir Gott für das Uebrige sorgen." Er fühlte indeß wol, daß er von jetzt an nicht blos nach Lust und Laune werde schreiben können, daß er schreiben müsse, und das zu einer Zeit, wo man von vielen Seiten her eifrig bemüht war, ihm die bisher so reichlich genossene Gunst des Publikums zu entziehen.

Seitdem Schlegel das Signal zu Angriffen auf ihn gegeben, erhielt die neue ästhetische Schule, als deren

Häupter Wilhelm und Friedrich Schlegel galten, keinen Anhänger, der es sich nicht zur Ehre gerechnet und als eine Pflicht auferlegt hätte, an Lafontaine zum Ritter zu werden, und zwar mit göttlicher Grobheit, die allein man aus den Xenien und dem Athenäum sich aneignete und zu überbieten suchte; denn jenes litterarische Schreckenssystem, von Fichte auch in der Philosophie eingeführt, ging auf Vernichtung aus. Ueberfluß an Witz war nicht eben bemerkbar, da die, dem harmlosen Zerbino entnommene, Anspielung auf Lafontaine's Namen als Wassermann gar zu häufig, und mit großer Freude über den glücklichen Fund, der einige Variazionen erlaubte, wiederholt wurde. Keiner der, meist lange schon vergessenen, Anhänger dieser Schule — deren Gutes ich übrigens weder verkenne noch leugne — hätte sich für einen großen Mann gehalten, wenn er nicht erstaunlich vornehm und ekel gegen Lafontaine gethan hätte, den man von jetzt an nur in Gesellschaft der gemeinsten Romanschreiber nannte. Uebrigens gehörten alle zu den gemeinen Naturen, die nicht zu ihrer Partei gehörten und wenigstens durch einige Sonette, wenn auch holpericht und steif, aber papistisch fromm von Kunst lallend, sich als höhere Naturen legitimirt hatten. Von dieser Vornehmthuerei waren selbst Bessere angesteckt, wie denn Oehlenschläger während seines Aufenthaltes zu Halle Lafontainen nie besuchte, da er

doch selbst wenigstens dieses eingesteht, daß dessen behagliche Sanguinität und lustige Gesprächigkeit in Gesellschaft ihm sehr wohl gefallen habe, und sogar, daß er nicht glaube, ein Schriftsteller würde sein junges Herz so stark gerührt haben, wenn nicht, aller Mängel ungeachtet, etwas Schönes in seinen Schilderungen gewesen wäre. Nur Achim v. Arnim und Brentano hielten es ihrer Ehre nicht für nachtheilig, zu thun, was Göthe gethan hatte.

Ungeachtet Lafontaine nun von allem, was über und gegen ihn geschrieben wurde, selbst nichts las, so verrieth doch der Eifer wohlmeinender Freunde und wol auch der Aerger seiner Frau genug davon, um zu wissen, wie er mit jenen Herren stehe, von denen er übrigens doch theils in Berlin bei Sander, theils in Leipzig, und da besonders bei Mahlmann, eine ziemliche Anzahl, und darunter Friedrich Schlegel selbst, hatte kennen gelernt. Was er von ihnen zu erwarten habe, war ihm klar genug, zumal da er sich bewußt war, ihnen in den Gesellschaften, wo sie zusammen trafen, eben nicht geschmeichelt zu haben. Ihm blieb nichts übrig, als auch ihnen muthig entgegen zu treten, und dies that er, indem er sie und ihre Manier in seinen Romanen nach dem Leben schilderte, aber auch dies mit der ihm eignen Jovialität.

In Rudolf und Julie schon hatte er gesagt: „Entspringt nicht aus dieser Lust den Sonderling zu spielen die meiste Thorheit der Jugend? Eben darum ergreift ihr so begierig alles Neue; jede neue Meinung, sie sey so abenteuerlich sie wolle, findet an euch Anbeter, Vertheidiger und Vergrößerer; ihr sagt die allergemeinsten Dinge in den seltsamsten Ausdrücken, um nur neu zu scheinen, tadelt jedes alte Verdienst, so groß es seyn mag; ihr wollt eher verrückt scheinen, als klug auf die gewöhnliche Weise; und oft verschwendet ihr die ganze Kraft eurer Jugend blos an die Idee Original zu seyn, und ärntet da Schande, wo für euch Ruhm zu ärnten war."

Schlosser in diesem Romane gehört zu dieser Klasse. „Da gabs eine Religion der Liebe, eine Poesie der Religion, alles wurde poetisch, in einem geheimnißvollen Sinne das Wort genommen, gedacht, geredet, gefühlt, geglaubt, geschrieben. Sogar Juliens Briefe an Rudolfen enthielten immer mehr von diesen erhabenen Sachen, so daß er es endlich für nöthig hielt, Julchen einmal selbst darüber zu sprechen. — — — Unbarmherzig fiel er über diese Art zu reden her, mit seinem ganzen Ungestüm und seiner ganzen Aufrichtigkeit. Er trieb sie mit seinem: was verstehst du dadurch? hinter den erhabensten Redensarten hervor, und erklärte das endlich für eine affektirte Empfindelei, und sagte, daß er sich

lieber mit der Romanenempfindelei vertragen wollte, als mit dieser empfindelnden, phantastischen Philosophie, weil man doch jener Romanenempfindelei mit der kalten Vernunft begegnen könnte, diese philosophische Empfindelei aber leider auf den Schein der Empfindung und der Wahrheit pochte, also beinahe inkurabel sey." Bei Schlossers Gegenrede fragt Rudolf nach der Bedeutung der einzelnen Worte, und erhält einen neuen Schwall von hochtönenden Worten. Nachdem er lange geduldig zugehört, sagt er: „was ich von dem allen verstehe, sind ganz bekonnte Dinge, und das Uebrige verstehe ich nicht." Er erklärt, daß alles dies auf Juliens Lippen eine philosophische Denkelei sey, wobei sie nichts denke. Der Seitenblick, den Lafontaine hiebei auf das Spiel wirft, welches Fichte mit dem Gewissen trieb, verdiente nicht unbemerkt zu bleiben. Und wol hatte sein Rudolf Recht, als er zuletzt sagte: „Einen Zug haben Sie mit allen Schwärmern gemein; Sie berufen sich auf Ihr inneres Licht und auf die unheilbare Blindheit Ihres Gegners." — Und als er zu Julien sagte: „So viel verstehe ich von Dir, daß Menschlichkeit das Ziel ist, wohin Du strebst. Es kann gleichgiltig seyn, welch ein Ton diesen Begrif bezeichnet; aber ich fürchte, Du sagst etwas, wobei Du nichts denkst, — das wäre Falschheit —, oder wobei Du nichts fühlst, und das wäre

noch schlimmer, denn es wäre Heuchelei"; hatte er da nicht auch Recht?

Julie hatte nur die ersten Schritte dieser Schule entgegen gethan; weiter in der Verbildung hatte es Tante Sandhagen (die Brüder oder der Wildfang) gebracht, welche Lafontaine als sehr närrisch gekleidet aufführt, weil sie gerade jetzt die Raserei hatte, Griechisch seyn zu wollen, und daher auch viel von der schönen Sinnlichkeit, von dem Leben der Sinne u. s. w. redete. „Sie sollte mit nach Hamburg fahren, um den König Lear zu sehen: denn noch vor vier Wochen war sie ganz voll von Shakespear; da galt er ihr für den Riesengeist, der mit lebendiger Herkulischer Kraft die schöne, nackte, heilige Jungfrau, die Natur, ergriffen habe. (Was? sagte die Base, die nicht recht gehört hatte: nackt? eine Jungfrau?) „Er umschloß sie in heiliger Liebe, lösete ihr den Gürtel, und sie ward sein." (Die Base hielt sich die Ohren zu.) Da war ihr Lear das Höchste. „O, rief sie mit Entzücken, sehen Sie den schönsten Dualismus: Cordelia und Edgar, der eine Pol dem Rohen, dem Gemeinen gegenüber, der Goneril und Edmund. Und wie alles verschlungen ist zur schönsten Trias, der gemeine Narr und der rasende Vater! Der Dichter bewegte sich in seiner Geisterwelt mit Kraft und Leben, und kannte sie nicht." Jetzt zur Mitreise nach Hamburg, um Lear zu sehen, aufgefodert, erwiedert sie lang-

sam: „Lear? — Ei nun ja. Mir fehlt alles, wenn der Chor fehlt. Der ist bald der Geisterruf in dem gemeinen Leben, die dunkle prophetische Stimme, die den unbändigen, rohen Menschen warnt, bald die donnernde Stimme des Fatums, die in heiliger, ursprünglicher Gewalt das Herz ergreift, und dennoch dem raschen Leben Raum läßt, und das leichte Spiel der Leidenschaft an ehernen Ketten gefesselt hält." Lafontaine bemerkt hiebei, daß einer ihrer Zuhörer allemal von dieser seltsamen Sprache ergriffen wurde. „Es geht ihm mit ihr, wie den Morgenländern mit einem Wahnwitzigen: sie finden etwas Göttliches in ihm." Als die Base ihre griechischen Gemälde zu stark findet, sagt sie: „Sie haben unkeusche Ohren; an meiner Zunge liegt es nicht, auch nicht an der Natur. So gemein, so roh sind wir noch, daß wir das Heiligste, das Keuscheste in der Natur, die wundervolle, das hohe Geheimniß der Natur aussprechende, Vereinigung der beiden Geschlechter für unkeusch halten!"

In den beiden Bräuten hat Lafontaine folgende Schilderung: „Ein Jüngling hält seine Leidenschaften für Tugenden, seinen Ehrgeiz für einen verdienten Lorberkranz, seine Plane für Thaten, seine Eitelkeit für Verdienst, seine Verschwendung für Großmuth, seine Thorheit für Witz, und seine Verachtung Anderer für Genie. Weil ihnen auf einer kleinen Anhöhe schon ein Schwindel

ankommt, so halten sie den Schwindel für einen Beweis ihres unermeßlich hohen Standpunkts; kurz es sind junge Leute, wo man ein Auge zuthun muß. So auch Ihr Sohn. Uebrigens ist er nicht so geschwätzig wie Andere seines Gleichen, die auf dem Kapitol gestanden haben. Ein gutes Zeichen, nach dem Sprüchwort: leere Fässer machen den meisten Lärmen. Er gibt zu, daß außer ihm und seinen Freunden, und den Alten — die er kennt, was meine Freude ist, — noch große Männer in Teutschland sind. Er braucht nicht zu jedem Vergleiche die Peterskirche und den Vesuv, sondern rechnet nach Fuß und Ruthen."

In dem Roman: Natur und Kunst oder die Täuschungen des Lebens schilderte er einen Baron von Braun. „Er machte Sonnets, in denen sogar Sinn war. Er arbeitete an zehn Journalen, in denen seine Verse unter dem Namen Sadi standen, was Sadi, meinte er und seine Freunde, gar nicht übel zu nehmen hätte. Er wollte selbst nach Hindostan, wenn die göttliche Emeline ihn nicht gehalten hätte. Er verstand altes Teutsch, und wußte ein Dutzend Romanzen aus den Spinnstuben — worin er freilich seinen Meister an Hans fand. Er studirte das Evangelium Johannis, die bezauberte Welt, sprach mit Begeisterung von den himmlischen Reizen und der hohen Würde Mariens, kannte alle Modewörte, war verklärt wie

ein Apostel, wenn er redete von der Allheit im Nichts, von den Polen der Menschheit, von der Dyas und Trias. Er verwünschte sich, daß er das wahre Licht nicht aus der Purana's schöpfen konnte, war aber nicht ohne Kentnisse, nicht ohne Talente. Er war in Italien gewesen und sogar bis in die Hochländer in Schottland gekommen. Er wußte ein Paar Worte Gaelic, und war ein recht guter Arbeiter bei der Regirung, wo er als Assessor angestellt war."

Wäre es Lafontaine um Karikatur zu thun gewesen, so würde er den letzten Zug in seinem Gemälde nicht angebracht haben. Weit entfernt von Uebertreibung, hat er vielmehr gemildert, auf jeden Fall aber sich hiebei als recht guten Sittenmaler jener Zeit gezeigt, so wie späterhin, als er in seinem Reinhold sagte: „Die jungen Leute zu unserer Zeit glauben, Lärm machen gehöre zu einem freien Mann, zu einer erhabenen Sele. Wer frei ist, und vorzüglich nicht der Sklav seiner eigenen Leidenschaften, sagt's nicht; und unterlassen ist meistens schwerer als unternehmen, wie der Muth weniger ist als Standhaftigkeit."

Mit allem diesem machte er es nun aber freilich bei seinen Gegnern nicht besser. Je richtiger er diese gezeichnet hatte, desto verächtlicher sahen sie von ihrer Höhe auf die gemeine Natur herab. Ein ärgeres hochnothpeinliches Halsgericht über ihn konnte man freilich nicht

halten, als Schlegel bereits gehalten hatte, der ihm, außer etwa Feuer, Farbenspiel, blühende Diktion und strömende Rhetorik, ziemlich alles andre abspricht, nicht blos Sinn für die Einheit und organische Bildung eines Werkes, Mangel an Zeichnung, romantischen Schwung, sondern auch Philosophie, Poesie, Geist, ja beinahe Verstand. Zu besonderen Vorwürfen werden ihm gemacht: Sentimentalität; bei viel gutem Willen und Glauben sittlich zu seyn, Beförderung des schon so mächtigen Hanges zur Erschlaffung und Passivität; unnatürliche und zugleich unsittliche Kinderliebschaften; als moralischer Hebel die Wohlthätigkeit, und überhaupt alle die Rührungen, die aus der rohen Gutherzigkeit entspringen; Erwärmung an fremden Mustern; im Ganzen herabziehende Tendenz. Spätere konnten allen diesen Vorwürfen nur hinzufügen, daß er sich immer in einem und demselben Kreise bewege, daß seine guten Majors und schlechten Minister und Präsidenten immer wiederkehrten, kurz, daß mehrere seiner Charaktere stereotypisch geworden, und er zuletzt sich ganz vernachlässigt habe.

Harte, schwere Anklagen! Sind sie begründet oder nicht? Die Billigkeit erfodert diese Untersuchung, die Gerechtigkeit fodert, daß sie unparteiisch sey, auch wenn sie der Freund anstellt. Schlegel ist ein mit Recht geachteter Kritiker, von dem aber Jean Paul auch

richtig bemerkt hat, daß er ein ganz vortreflicher seyn würde, wenn er jemals anders tadeln könnte, als zu viel. Dies könnte denn auch hier vielleicht der Fall seyn, zumal da die Absicht unverkennbar ist, Lafontainen, der damals sich der höchsten Gunst des Publikums erfreute, so tief als möglich zu stellen, damit Tiek, der nach dieser Gunst erst strebte, daneben gestellt, desto höher erscheine. Bei Tieks Verdiensten war dies eigentlich sehr unnöthig; es sollte aber einmal reine Bahn werden. — Doch, wir wollen sehen.

Welchen Kreis Lafontaine, nach seiner Rückkehr aus dem Feldzug, für seine Romandichtung sich gewählt hatte, geben die allgemeinen Titel, unter denen er die verschiedenen Samlungen seiner Romane herausgab: Gemälde des menschlichen Herzens; Familiengeschichten; Gemäldesamlung zur Veredlung des Familienlebens; So geht es in der Welt; Schilderungen des Lebens, bestimmt an.

Zu diesen Gemälden und Schilderungen brachte er nun die Erfahrung seines Lebens mit, und deshalb kehren Majors und Wachtmeister, reiche Gutsbesitzer und arme Schullehrer, Amtsleute und Förster, feine Prinzen und gutmüthige Landprediger, edle Sonderlinge und humoristische Studenten und Maler allerdings häufig bei ihm wieder; und wer die Geschichte seines Lebens

bis hieher verfolgt hat, kann allenfalls die Originale nachweisen, die seiner Einbildungskraft deutlicher oder dunkler vorschwebten. Für die meisten dieser Personen hatte er eine Vorliebe und gefiel sich in ihrer Gesellschaft; warum hätte er nun nicht andre dahin einladen sollen, wo es ihm gefiel, wenn er nur machen konnte, daß diese sich auch in der Gesellschaft gefielen? Seine Minister und Präsidenten, es ist wahr, haben meist eine etwas zweideutige Rolle, jedoch bei weitem keine so schlimme, wie seit dem Präsidenten in Kabale und Liebe bei vielen andern. Bei Lafontaine sind es gute Minister, gute Präsidenten, welche Verdienste um den Fürsten und das Land haben, Gutes wollen und stiften; das Nichtgute an ihnen gehört dem Menschen an, der denn aber auch wirklicher Mensch ist, nicht ein aus Bosheiten zusammengesetzter Teufel. Wahrscheinlich würden sie bei Lafontaine gar nicht aufgefallen seyn, wenn er sie nicht in schneidenden Kontrast gegen seine Militairpersonen gestellt hätte. Dazu mag seine besondere Vorliebe für diese wol etwas beigetragen haben; allein die Weltkentniß spricht doch auch für ihn; er stellt Feldlager und Hoflager in Kontrast.

Nicht aber blos die Erfahrung seines Lebens, sondern auch sich selbst brachte er zu seinen Romanen mit, und in mehreren hat er sich, nur von verschiedenen Seiten, so treu dargestellt, daß es unmög-

lich ist ihn zu verkennen. Wenn er aber seinen Landprediger sagen läßt: „die Feder des Schriftstellers ist der Pinsel, womit er sich selbst schminkt, und ich kenne Dichter, die bei dem kleinsten Fehler ihrer Frau hart und grausam sind, und nur in ihren Versen vergeben, lieben, ertragen"; so paßt dieses auf ihn durchaus nicht. Er war in seinen Büchern und im Leben ganz derselbe.

Was er seinen Sonnenberg von sich sagen läßt, konnte er mit Wahrheit von sich selbst sagen: „Auf meinem Leben wie auf meinem Herzen liegt keine Schuld. Mein Geist glaubt an die Tugend, an die Unsterblichkeit, an Gott! Ich habe den festen Willen und mein Wille ist stark, mein Herz rein zu bewahren für die Liebe, für die Freundschaft, meinen Geist für die Wahrheit, meinen Willen für das Recht." (Die Pfarre an der See 2, 247.)

„Den Vorsatz, nie auf Dank zu rechnen, keine andre Belohnung zu hoffen, als das eigne Bewußtseyn seiner That, machte er sich recht hell und lebendig, um sich seiner als Maxime seines Handelns recht bewußt zu werden. Eine reine Heiterkeit bemächtigte sich dadurch seines Herzens, seines Wesens. Er hatte Frieden mit sich, mit der ganzen Welt." (Rudolf und Julie 1, 173.)

Nicht bloße Sentenzen waren es, wenn er sagte: „Muß man mit Menschen leben, so gehe man mit ihnen

um wie eine zärtliche Mutter mit ihren Kindern. Sie wird von den geliebten Kindern hundertmal beleidigt, und vergibt ihnen immer, ist nachsichtig gegen jeden Fehler, und freut sich über jede gute Eigenschaft. (Er dachte dabei an seine Mutter.) Man sey nicht blos gerecht gegen die Menschen: denn das können sie fodern; man sey auch nachgiebig, man erweise ihnen Wohlwollen." (Landprediger 2, 61.)

„Der Mensch soll Freude am Leben, und Muth zur Fröhlichkeit haben. Fröhlichkeit ist Dank gegen Gott. Ein zu weiches Herz schlägt nur für den Unglücklichen; den Glücklichen stößt es nicht selten mit Härte von sich. Mitfreude ist eine Tugend, zu welcher mehr Muth gehört, als zum Mitleiden. Wir sollen ja nicht weich, nicht mitleidig, wir sollen gut seyn." (Das. 59.)

Bei ihm entsprang aus seinem Wohlwollen seine Fröhlichkeit, und seine Mitfreude steigerte sich leicht, und keineswegs etwa durch den Geist des Weines, dessen er zur Begeisterung nicht bedurfte, bis zur lebhaftesten Lustigkeit; er konnte, wie sein Wildfang, dem er auch viele Züge von sich geliehen hat, „ein Tollkopf in der Freude" seyn; verlor aber dabei nichts an seiner Achtung, und gewann an Liebe. Scenen, die nur sein Mitleiden erregen konnten, wich er geflissentlich aus, thätiger Hilfe nie, und wo er sie leisten konnte, war er

unermüdet, und hatte dann wieder Mitfreude. Scenen, die nur sein Mitleiden erregen konnten, vermied er aber lediglich aus Furcht vor der Gefahr der Weichheit, gegen die er sich aus Grundsatz auf alle Weise zu wafnen suchte. Um einem Schmerze, der ihn zu übermannen drohte, zu begegnen, trieb er Spott mit sich selbst, jagte Grottesken und lächerlichen Ideen nach, hielt begeisterte Reden voll Ironie, und trieb sich so zu einer Fröhlichkeit, die man für die echte hätte halten müssen, wenn nicht zuweilen in einzelnen Worten die gebrochene Stimme verrathen hätte, daß hinter diesem fröhlichen Phantasiespiel Ernst, und hinter der lebendigen scherzenden Lustigkeit wol selbst Tugend verborgen war. Neben mehreren hat er besonders auch diesen Zug seinem Bürger (in der Pfarre an der See) geliehen, und wenn er von diesem sagt: „er mischte unter den Ernst so viel Spaß, und umgekehrt, war so muthig, sah dem Leben so fröhlich entgegen, und sein Herz war so warm für die Freundschaft und die Gerechtigkeit, daß man ihn von ganzem Herzen ehren und lieben mußte"; so ist dies auf ihn selbst vollkommen anwendbar.

Im Landprediger läßt er Friedleben sagen: „Die Menschen machen mir keinen Verdruß. Man hat mich betrogen, so gut wie Andre. Ich habe Wohlthaten an Undankbare verschwendet, und bin mit Eiteln, Rangsüchtigen, Hochmüthigen, Groben, Nachlässiigen zu-

sammen getroffen. Nun, da ließ ich den Eiteln sich erheben, und schwieg, räumte dem Rangsüchtigen die Oberstelle ein, gab dem Groben nach, verlangte von dem Undankbaren nichts, entzog mich dem Betrüger, und dachte: es ist nun nicht anders. So kam ich um den Verdruß weg, den solche Menschen machen, und lebte so still, auf so wenige Menschen beschränkt als möglich. Meine Plane waren immer kleiner als meine Mittel. Ich that in dem Kreise, in welchen mich der Zufall versetzt hatte, so viel Gutes als ich konnte, so still als ich konnte, und ließ die Welt gehen, wie sie wollte. Da haben Sie mein Glaubensbekentniß." Im Wesentlichen war dieses Lafontaine's eignes: allein er hielt sich an dasselbe keineswegs aus einer phlegmatischen Liebe zur Gemächlichkeit, sondern eben aus angeborner Milde. Zufolge dieser war niemand geneigter zu entschuldigen als er, der bei einer That immer alles in Anschlag brachte, was das Urtheil darüber mildern konnte, auch dann — was bei Vielen einen großen Unterschied macht, — wenn die That zu seinem Nachtheil gereichte. Manches von dieser Art nahm er sogar nur von der komischen Seite. So erinnere ich mich, daß ein junger Mensch, mit dessen Vater er befreundet gewesen, ihn um Wein ersuchen ließ, den der Arzt zu seiner Genesung verordnet habe. Lafontaine bewilligte dies sogleich, und verordnete, ihm, wenn er schicke, Wein zu verabfolgen. Eine Zeitlang

holte man täglich eine Flasche ab, dann an Einem Tage sechs. Lafontaine meinte, man wolle nicht so oft schikken; aber man kam am folgenden Tage wieder. „Hm! sagte Lafontaine, er wird einmal seine Freunde traktirt haben!" — Aber, sagte man ihm nun, der Herr verlangt heute Liebfrauenmilch. — „So? Mein Kompliment an ihn; das wäre ein gefährlicher Trank für junge Leute, womit ich nicht dienen würde, wenn ich auch könnte; von heute an wäre mein Keller geschlossen." Er lachte dann, und sagte: „der wird sich verwundern, daß seine Unverschämtheit nicht über Dummheit eines Philisters siegte." In diesem und ähnlichen Fällen ließ er es bei seinem: das ist nun nicht anders! In Fällen andrer Art aber siegte stets sein Eifer für Gerechtigkeit über die ihm natürliche Milde. Er blieb schon dann nichts weniger als gelassen, wenn verständige Leute ganz offenbar unverständige Urtheile, die zu gefährlichem Irrthum verleiten konnten, hartnäckig behaupteten. Es war vor dem Oktober 1806, als er einen Professor der Philosophie sich ganz gewaltig gegen Napoleon ereifern hörte. Der Mann gestand ihm von allem, was nur entfernt wie gut aussah, gar nichts zu. Lafontaine schwieg, bis jener endlich behauptete, Napoleon verstehe auch von der Kriegskunst nichts, und jeder Preußische Fähndrich sey ein besserer Feldherr, als er. Lafontaine machte jetzt darauf aufmerksam, daß eine solche Meinung

theuer könne zu stehen kommen, und daß er sie am allerwenigsten von einem Philosophen erwartet habe, dem es zieme in allen Fällen gerecht zu urtheilen. „Ich kann hier, sagte dieser, ich will nicht gerecht seyn.“ — „Ei, entgegnete Lafontaine, so lassen Sie Ihren Namen in der philosophischen Fakultät ausstreichen.“ — Völlig entrüsten konnte ihn jedoch nur Schlechtigkeit der Gesinnung. Ein Mann rühmte sich gegen ihn seines Verhältnisses zu einer verstorbenen Frau. Pfui! sagte Lafontaine. Jener, falsch deutend, fuhr fort: „Ich habe Briefe von Wichtigkeit in den Händen —“ „Die Sie verbrennen werden —“ fiel Lafontaine ein. „Behüte! — sagte jener mit schlauem Lächeln — diese Briefe sollen mir viel einbringen.“ — Da stellte sich Lafontaine in brennendem Zorne vor ihn hin und rief: „Niederträchtiger Schurke! Hier ist die Thür! Wage es nie wieder meine Schwelle zu betreten!“ — Gegen alle Unterdrückung, Verläumdung, kalte Bosheit brach er ohne Schonung los; jede Ungerechtigkeit fand an ihm einen Bekämpfer, jeder Verunglimpfte einen Vertheidiger. Folgendes Beispiel wird es beweisen.

Einer der unglücklichsten Menschen war in seinem letzten Lebensjahre der Kapellmeister Reichardt. Alles floh ihn, Lafontaine blieb ihm treu, und ertrug mit bewundernswürdiger Geduld alles Lästige des jetzigen Umganges mit ihm. In Gesellschaften war nun öfters von

ihm die Rede; Wenige bedauerten, die Meisten sprachen über ihn wie Göthe in seinem Briefwechsel, Einige eben so hart und wol noch härter. Da fiel Lafontaine ein: „Ja, meine Herren, es ist manches wahr von dem, was Sie sagen. Wenn ich aber recht tief im Unglück wäre, und gefragt würde, wen ich mir jetzt zum Freunde wünschte, so würde ich sagen: Reichardt! der hat sich als Freund in der Noth bewiesen, wie vielleicht keiner von uns gethan hätte." Und nun erzählte er von dem wackern Abt Blarer, der zu Joseph II, welcher ihn begünstigte, einst gesagt hatte: „ach, Ew. Majestät können mich nicht schützen, denn selbst in Ihrer Tabaksdose würde ich vor den Jesuiten nicht sicher seyn." Joseph gab ihn deshalb dem Gesandtschaftspersonal in Berlin bei, wo Reichardt ihn hatte kennen lernen. Es war seinen Gegnern endlich doch gelungen, ihn zu Constanz in strenge Haft zu bringen. Diese Nachricht erhält Reichardt in Neapel, reiset sogleich ab, befreit glücklich, wiewohl nicht ohne viele Mühe, den Gefangenen, bringt ihn zu Verwandten von sich in oder bei Berlin, und kehrt nun nach Neapel zurück. — Ein andermal hört er in Berlin Biestern mit großem Unwillen davon sprechen, daß man einen jungen in Halle befindlichen Mann aus dem Anhalt-Zerbstischen, Namens Schmohl, der sich seines Vaters gegen die Ungerechtigkeit des Fürsten angenommen hatte, ausliefern werde, und daß gar kein Zwei-

fel sey, der in Petersburg bei seiner kaiserlichen Schwester befindliche Fürst werde ihn nach Rußland transportiren lassen, wo ein trauriges Loos seiner warte. Dies hören, augenblicklich fortgehen, und mit Extrapost nach Halle eilen, war bei Reichardt Eins. Es gelang ihm, auch diesen jungen Mann, den er vorher gar nicht gekannt hatte, dem Schicksal, das ihm drohte, zu entziehen; er eilte mit ihm nach Hamburg, versah ihn mit allem Nöthigen zur Ueberfahrt nach Amerika, und verschaffte ihm Empfehlungen und Wechsel dahin. Noch nicht genug; Reichardt hat auch die letzte Bitte dieses jungen Mannes, für seine Familie, die an ihm ihre Stütze verlor, zu sorgen, so treu erfüllt, als ob er selbst Sohn und Bruder gewesen wäre. „Sehen Sie, meine Herren, — schloß nun Lafontaine — solche Züge muß man in die andre Wagschale legen, wenn man über Reichardt urtheilen will."

Uebrigens war das, was er in den Beiden Freunden (1, 145.) sagt, seine innigste Ueberzeugung: „Eine, Eine große Handlung beweist für den Charakter des Menschen nichts. Der Rausch, das Beispiel, eine kurze Begeisterung haben ihre Wunder. Das Edle im Menschen ist kein Erdbeben, sondern eine reiche Aernte, die von der Saat an langsam keimt, blüht, reift, wo jede kleine Aehre ihre Körner gibt. Eine einzige große Handlung verdient ihren Kranz; ein tugendhaftes Leben

14 *

hat nur sich selbst, und das ist genug." So wenig er aber Eine große, tugendhafte Handlung als entscheidend für den Charakter eines Menschen annahm, eben so wenig war er sogleich mit seinem Verdammungsurtheil bei Einer schlechten Handlung bereit, ja er setzte bei einer bösen sogar nicht gleich Neigung zum Bösen voraus, und konnte bei der Beurtheilung einer solchen mit so feiner Berechnung aller, möglicher Weise dabei mitwirkenden, Umstände verfahren, als ob er an einer Psychologie für Kriminalrichter arbeitete. Gegen Schwächen, Angewohnheiten, Uebereilungsfehler, so wie gegen eingewurzelte, aber unschädliche, Vorurtheile war er äußerst nachsichtig, und begegnete ihnen nie anders als mit guter Laune.

Ob aber Lafontaine wol wußte, was Tugend war? — Nach dem, was Schlegel über seine Gegenbemerkungen zu dem Kantischen Moralprinzip im Flaming geäußert hat, jetzt aber, besonders nach Fichte's und Schleiermachers Gegenbemerkungen, wol auch nicht mehr äußern würde, könnte man beinahe versucht werden, solch einen Zweifel zu hegen. Beharren in demselben wird jedoch keiner, der auch nur die Bemerkungen seines Rudolf (Rudolf und Julie 1, 155 fgg.) über die Schicksale des Abad gelesen hat, womit er dem Greise entgegnete, der an dem Werthe der Tugend, an der sittlichen Bestimmung des Menschen zweifelte,

weil auch nur Ein unglücklicher Tugendhafter alle vernünftige Wesen in die Abgründe der Trostlosigkeit stürzen müsse. „War denn, sagt Rudolf, dieser Abad unglücklich? oder bin ich ein Rasender, daß mir sein Gefängniß schöner scheint als Jusefs Königsschmuck? Bei Gott, mir scheints, als müsse jeder Mensch es so finden. Es ist, als ob gar keine andre Antwort möglich wäre. — Woher entspringt diese Wahl? — Was ist denn wünschenswerthes an Abads Geschick? Was für Sie denn, der Sie die Erde und die menschlichen Schicksale, wie es scheint, nach Regeln der Nothwendigkeit sich bewegen lassen? also nichts anders wünschenswerth finden müssen, als den Genuß, das Glück? — O, Sie haben das Schwanken meines Geistes geendigt. Jetzt erst habe ich es gefühlt, was die Tugend ist, die Lebenskraft meiner Sele, der Grund meines innern Wesens, ein ewiges, von mir unabhängiges Gesetz, nach dem ich meine und aller Menschen Handlungen beurtheile, beurtheilen muß, meine innere Welt, dieser innern, höhern, feinern Welt Sele, der Geist, der mich belebt, die allmächtige Kraft, die mich von den Fesseln, welche die äußere Welt in eiserner Nothwendigkeit um mich schlägt, losmacht, mir die erhabenste Freiheit gibt, mitten unter den ewigen, unveränderlichen Gesetzen der sichtbaren Welt." — „So spricht dein Herz, Thor! — erwiedert der Greis: meins sprach auch so; aber wirf deine von Wonne trunkenen

Blicke in die Geschichte, siehe die Abads, und alle die Unglücklichen, siehe die Jusefs, und alle die Verbrecher. Ist nicht die Tugend, die du die Sele der innern Welt nennst, der Spott der Natur?" — „O schrecklich fürchterlich! — ruft Rudolf aus. — Aber nein! Ich sehe die Natur im Stillen wirken, wie diese Kraft auch in uns wirket. Die Vorsehung läßt den Tugendhaften sinken, wenn es seyn muß, aber nicht die Tugend; denn sonst hätte sich das Menschengeschlecht mit seinen Verbrechen längst aufgerieben. Und gäbe die Tugend ein anderes Glück als Ruhe, als frohen Glauben; so würde der Bösewicht selbst tugendhaft handeln, ohne aufzuhören ein Bösewicht zu seyn. — — Nein, ich will nicht wuchern mit der Tugend. Sie soll mir nichts seyn, als eine neue Welt, wohin ich fliehe, wenn die alte mich ausstößt, nichts seyn, als der höhere Standpunkt, aus dem ich die Erde, das Leben, und alle meine Schmerzen betrachte."

Diese, zwar etwas dithyrambischen, aber in Rudolfs Lage doch sehr natürlichen, Aeußerungen können wenigstens keinen Zweifel darüber lassen, ob Lafontaine einem von allen sinnlichen Bedingungen völlig freien Moralprinzip huldigte. Bei Gelegenheit der Schweizerreise, die er seine beiden Freunde machen läßt, sagt er von deren Begleiter Dreiberg (2, 83.): „In jedem Kanton, den sie berührten, setzte er den beiden Jünglingen

die Verfassung aus einander, und zeigte ihnen, wie der Kanton von der alten Herrlichkeit, der Mäßigung, der Treue, der Gerechtigkeit herabgesunken war. Er drückte tief in Beider Herzen den Glauben, daß jedes Land und jeder Fürst, wie jeder einzelne Mensch, die Tugend bewahren müsse, daß für das Volk und für den einzelnen Menschen kein andres Gesetz des Glücks sey, als Gerechtigkeit. Hier in der Schweiz, wo er für jede Tugend, auch für die erhabenste, ein glänzendes Beispiel in der Geschichte hatte, hier füllte er ihre Brust mit der höchsten Begeisterung für die Tugenden der Häuslichkeit, der Freundschaft, der Treue, der Liebe und des Gemeinlebens. Hier weihete er sie ein als Bürger und als Freunde, machte sie stark zu jedem Opfer, was das Leben von ihnen fodern könnte." Mit einer Stelle dieser Art konnte er freilich alles wieder verderben, was er mit der vorigen vielleicht leidlich gut gemacht hätte. Das einzige Wort: Glück, reichte ja hin, seine ganzen moralischen Grundsätze verdächtig zu machen. Nur gemeine Naturen verlangt ja nach Glück; die jungen Philosophen jener Tage überlief daher ein Schauder bei dem bloßen Worte, und sie fühlten unwiderstehlichen Drang, der Glückseligkeit, bei ihren überfließenden Punschgläsern, wenigstens für diese Welt ein Pereat zu rufen, und sich dadurch zur Würdigkeit derselben in der andern Welt zu stärken. Konnten sie es doch auch nicht leiden, daß man

die Pflicht aus Neigung erfülle, denn Neigung wiese doch auf Sinnlichkeit hin, und von dieser wollte man so wenig wissen, als vom Glück. So völlig reine Geister gab es damals.

Lafontaine, bei welchem die Sinnlichkeit in keinem Punkte herrschend war, konnte sie aber weder so schnöde abweisen, wie diese Moralphilosophen, noch gar blos den Teufel mit allen seinen Werken darin sehen, wie manche theologische Asceten; er, bei der größten Mäßigkeit in seinen Anfoderungen an das Glück, und nie nach demselben ausgehend, blieb dabei, daß es der Mensch wünschen solle, wenn gleich Unglück in der Welt nothwendig sey, und zwar zur Tugend. Ihm war nichts so unmittelbar gewiß als die moralische Natur des Menschen, und daß dessen Leben ein Plan zum Grunde liege, der auf diese moralische Natur gebaut ist. Ein Plan aber ohne einen, der den Plan gemacht hat, war ihm etwas Undenkbares. Jenes und dieses vermochte er sich nicht zu denken ohne Gottheit, Tugend aber, die gereifte Frucht unsrer moralischen Natur, nicht ohne Unsterblichkeit. Daß der, welcher den Menschen ihren Glauben an Gottheit und Unsterblichkeit entrisse, die Grundpfeiler ihrer Tugend umstürzen würde, war seine feste Ueberzeugung; und in dieser bestritt er aufs lebhafteste den Wahn, den man geltend machen wollte, daß die verständigen Alten ein blindes Fatum auf den Thron über die Götter gesetzt hätten,

wie er denn an des Oedipus Beispiele mit siegenden Gründen zeigte, daß hier von keinem bloßen Verhängniß, sondern von wirklicher Schuld die Rede sey, die mit Recht gebüßt werde. (Ida von Kiburg 63.) Den Glauben an ein unabwendbares Schicksal nannte er einen heillosen Glauben, weil mit ihm die Tugend nicht bestehen könne; denn nur eine Schimäre von scheinbarer Erhabenheit sey es, daß bei diesem Glauben die Tugend, weil nun ganz frei und unbelohnt, erst in ihrer ganzen Erhabenheit erscheine; sie werde vielmehr dadurch in ihrer Wurzel erschüttert. Der moralische Weltplan offenbarte sich ihm gerade dadurch am deutlichsten, daß der Mensch zu dem Glauben an Unsterblichkeit und Gottheit zufolge seiner moralischen Natur habe kommen müssen, und zwar nicht sowohl auf dem Wege der Spekulazion, als der Phantasie und des Gefühls, durch seinen Wunsch nach Glück und seine Erfahrung des Unglücks. Beide sollten dazu dienen, ihm eine Aussicht über die engen Grenzen des Erdenlebens hinaus zu eröfnen. „Ach, das ist ja das Geschick des Menschen; jeder erfüllte Wunsch gebiert eine höhere Sehnsucht. Wir sehnen uns von der dunkeln Erde, deren Atmosphäre das reine Licht bricht und verschluckt, auf den Mond, der ohne Dunstkreis das reine Licht trinkt, von dem Monde auf die Sterne, und auf jeder Sonne werden wir nach einer reinern schmachten, und die fernste Sonne würde unsre Seufzer so gut hören,

wohl sie sich in demselben ziemlich wohl befinden und sich bestens darin einzurichten suchen. Lafontaine fand das Misverhältniß zwischen Tugend und Glück gar so groß nicht, als man es häufig angibt, theils weil die Menschen nicht eben Ursache hätten allzustolz auf ihre Tugend zu seyn *),

---

Euch die Träume gibt, und dieser Traum ist mehr als alles, was die Sele wachend kann. Wie? wenn nun die höhere Welt ein Traum der Zukunft wäre! Ach, so stände das arme Leben zwischen zwei reichen Träumen! Es wäre wol schön, und ist wahr, denk' ich. O warum wollt Ihr glauben, da alles in der Welt zusammen paßt zu Glück und Gedeihen, daß nur der Mensch, der König der Welt, das einzige mishellige Ding in dem Weltall, mit nichts zusammen passen sollte, als mit der Verzweiflung? Daß seine Träume, daß seine Irrthümer, daß sein Wahnwitz — denn das wäre dann der Gedanke der Tugend — besser wäre, als er selbst, erhabner und köstlicher als das ganze Weltall; daß Gott, und Unsterblichkeit, und die Tugend, die drei erhabenen, festen Stützen unsers Seyns und der höhern Welt, die Misgeburt der Tollheit wären?"

*) „Was ists, was wir Gutes an uns haben, als höchstens Vorsätze, Entschließungen, gut zu werden? weil da die Tugend keinen Scherz macht. Wäre ein Tugendhafter auf der Erde, dessen Tugend nicht blos aus einzelnen guten Handlungen zusammengeflickt wäre, wie ein fürstlicher Hermelinmantel aus lauter kleinen Stückchen, könnte es dann ein tugendhaftes Opfer für den geben? Wir sind nicht tugendhaft, aber Gottlob! wir können doch heute eine gute Handlung begehen, und

theils weil Entbehren des Glücks meist ihre eigne Schuld sey *).

Dabei meinte er aber auch noch, daß man jenes, vermeintlich so ungeheure, Misverhältniß noch um ein Großes werde vermindert sehen, wenn man nicht blos bedenke, daß der Schmerz die Würze der Freude sey, daß die Nichtkentniß des Bevorstehenden uns heiterer über die Gegenwart hinweg bringe, daß man leicht in einer frohen Minute viele Schmerzensstunden vergesse, und mit einer Brust voll Hofnung in die Zukunft hinein sehe wie in eine schöne Morgenröthe, sondern vorzüglich wenn man sich entwöhne, große glänzende Thaten und die Kränze des Ruhmes mit der Tugend zu verwechseln, und diese nur immer als erhaben wie in einem Paradezimmer,

---

morgen eine, und so Gott will von Monat zu Monat bis ans Grab hin. Sehen Sie, wir sind alle nicht viel werth." (Die Brüder 1, 144.)

*) „Das Glück wäre wol einzuholen, wenn nur der Mensch sich nicht selbst immer im Wege stände. Er will seine Suppe zu Mittag an einer Feuersbrunst kochen, seine Hände in einem Weltmeer waschen, ein Sturmwind soll ihm Kühlung zufächeln, sein Gebet soll ein Schauspiel seyn, das Millionen anstaunen. Man hat zu einer glücklichen Minute eines ganzen Weltsystems nöthig, und man nennt schon Unglück, wenn man nur glücklich ist ohne Neider zu haben. Es gehört zum Glück mehr Entbehrung als Besitz." (Isidore 1, 130.)

anstatt in ihrer Einfachheit zu sehen, wo sie so natürlich sey wie das Athmen. Werde man auf „den kleinen Dienst der Tugend“ mehr merken, so werde man dann auch „die reiche Ausstattung, die Gott jedem kleinen Erdenleben gegeben hat,“ wohl gewahr werden.

Er pflegte von sich selbst zu sagen, daß er Philisterei treibe, wenn er die kleinen Tugenden des bürgerlichen Lebens und die Freuden der Armuth überzählte, aber er trieb diese Philisterei mit großer Liebe. Ueber ein neues Band, womit er am Sonntag ein armes Mädchen in die Kirche gehen sah, konnte sich kaum das Mädchen selbst mehr freuen, als er, denn er genoß dabei zugleich auch die Freude der Mutter mit, die sie gehabt, als sie durch eignes Entsagen die Erfüllung eines Wunsches der Tochter möglich gemacht, und als sie dieselbe damit überrascht, und die sie nun hatte, da sie nebenher gehend Seitenblicke that, ob man das neue schöne Band auch bemerke. Von dem Bande weg flog seine Phantasie in die Paläste der Großen, und fand da, wenn alles sonst gut war, eben auch nur die Freude an seinem Bande wieder. Ja er trieb solche Vergleichungen ins ganz Große, über die ganze Erde, und konnte mit Begeisterung davon sprechen, daß, wie die Tageszeiten, bei aller Abweichung, am Ende unter allen Zonen gleich seyen, eben so auch das Glück bei allen Völkern, in allen Graden der Kultur, diesen gemäß, gleich vertheilt sey. Den Tod selbst

betrachtete er aus diesem Gesichtspunkte. „Der letzte Augenblick, nicht unsrer, sondern eines Menschen, den wir lieben, ist der größte im Leben, der traurigste und der süßeste zugleich. Der Sarg eines geliebten Menschen ist die Alpe, von der man mit heiligen Schauern in die zweite Welt hinüber sieht." (Das heimliche Gericht des Schicksals 3, 28.) Hiebei war ihm besonders wichtig, daß der Glaube an Unsterblichkeit bei allen Völkern Wurzel gefaßt hatte Jahrtausende zuvor, ehe ein Philosoph daran gedacht hatte sie beweisen zu wollen, was ihm zu einem besondern Beweise diente, daß nicht alles vom Kopfe, sondern das Wichtigste für den Menschen vom Herzen ausgehe.

Solche Ansichten befestigten immer mehr seinen Glauben an eine Vorsehung, die er nicht blos verehrte, sondern liebte, und dies befestigte wieder die Heiterkeit seiner Sele und den fröhlichen Muth für Leben und Tod. Das, was er seinen Troschke zu dem jungen Grafen Olof, der seine Lebensansicht durch Tacitus verdüsterte, sagen läßt, ist ganz aus seiner Sele gesprochen. „Sie zürnen mit dem Geschick, junger Herr, wie ich höre, und freilich enthält die Geschichte die Kriminalakten des menschlichen Geschlechts, und Tacitus und die Memoiren sind die klassischen Autoren dazu; aber hinter einem Buche des Tacitus her setze ich mich an ein Tauf- und Trauregister, an diese ewigen Säkular- Feier- Freuden- und Festtage,

und zähle gegen Einen Seufzer zehntausend Freudejauchzen, gegen ein kummervolles, nasses Auge hundert-tausend glänzende Augen voll Freudenthränen. Zu jeder Taufe, in den hunderttausend Freudenregistern des menschlichen häuslichen Lebens, die nie gedruckt werden, gehört eine selige Mutter, ein glücklicher Vater, zehntausend Segenswünsche, eben so viel frohe Hofnungen, eine unendliche Liebe, von denen nie ein Nero etwas merkt. Und nun stellen Sie neben die beiden kleinen Bändchen des Tacitus diese ungeachteten zehntausend Bände der menschlichen Freuden, die nichts als nur die Namen der Glücklichen enthalten. Und hilft das noch nicht, Herr, so nehme ich das Sterberegister, dessen erhabene Aufschrift heißen sollte: Jovi Liberatori! worin, Gottlob! der Name jedes Nero auch vorkommt, wie jedes Unglücklichen; und dort findet ja jeder Gute die Säkularspiele des Lebens." (Der Kampf mit den Verhältnissen 3, 21.)

Eben dieser Troschke hatte es darauf angelegt, den jungen Grafen wieder auf das bürgerliche Leben zurückzuführen, das er wie eine gemeine Beschäftigung betrachtete. „Was hast Du denn, sagt jener, gethan, es zu verachten, und Dich seiner zu überheben? Ein Paar Lieder gedichtet auf die Morgenröthe, an die Freiheit? Die Alten gelesen, und eine neue bessere Welt geträumt voll Deiner Ideale? Schöne Dinge, wahrhaftig, die dem

morgenländischen Satrapen, der nicht nur diese Erde verachtet, sondern auch zerstört, wie gerufen kämen, um seinen Nachmittagsschlaf zu verschönern." — Wie? sagt Olof, Sie, Sie spotten dieser schönern Welt in dem Busen des Jünglings? — „Ja, wenn sie ihm ein seidener Polster ist, unthätig darauf zu ruhen; wenn sie ihm nicht ein Sporn ist, für dieses Leben thätig zu seyn in aller Kraft, als wäre es das Einzige, was zu hoffen wäre. Hast Du schon daran gedacht, was diese Sehnsucht nach dem Bessern in Deiner Brust ist? — — Sie erinnert Dich an Deine Herkunft. — — Du bist hier der Göttersohn Apoll, der Admetens Heerden weidet, und mit seiner göttlichen Leier, die ihm das Schicksal als den Bürgen seiner Gottheit ließ, die rohen Menschen mit sanfter Gewalt zwingt, Gesetze zu geben und zu halten, und den Göttern auf der Erde Altäre zu errichten. Dazu war der Mensch mit seiner Sehnsucht, und kennst Du eine schönere Bestimmung?" — Also soll ich — „Für das bürgerliche Leben thätig seyn; denn es ist das Höchste, was wir jetzt können." — Und ich dürfte es nie verlassen? — „Thrasea trat aus dem Senat, aber nicht früher, als bis er den Muttermord des rasenden Nero heiligen sollte: da ging er, den Tod nicht fürchtend, den der Tyrann schon dachte." — Die Menschen sind schlecht. — „Bessre sie! da hast Du Dein Werk." — Und will ich denn nicht auch glücklich seyn? — „Der

Rausch des Glücks liegt in der hohen That, die hervorglänzt. Aber der Rausch verfliegt. Die allermenschlichste Freude liegt in dem häuslichen stillen Leben, wo das Geschäft einfach ist, wie der Lohn."

„Es gibt ein Glück, sagt er in der Isidore, aber ein einfaches, das eigne Haus, die geliebte, treue, unschuldige Frau, der Haufen blühender Kinder, und — ist's zu erreichen — der Freund! Freundschaft und Liebe! der kleine Hausaltar! die stille Hütte, in die der Tumult der Welt nicht dringt; das kleine Paradies, dessen Thüre das Weib, die Freundin, die Mutter, die Treue, die Unschuld, die Liebe wie ein Cherub bewacht. — — Die Welt ist des Mannes Ziel, das Haus sein Glück. Glück! denn wer hat je aufgehört seine Kinder zu lieben? seine Enkel? Das ist allein das Unvergängliche im Leben."

11.

So war, so dachte, so fühlte, und dem gemäß lebte Lafontaine. Man sieht, daß die Wahl des Stoffes zu seinen späteren Romanen bestimmt wurde durch seine innigste Ueberzeugung, alles wahre Glück dieses Lebens habe seinen einzig sicheren Grund in dem reinen Sinne für das häusliche Leben, der Werth des Lebens aber sey bedingt durch unsre sittliche Natur, die uns der

Tugend fähig macht, und da, wo diese Opfer fodert, Kraft und Muth schöpft aus dem Glauben an eine Vorsehung und der Aussicht auf Unsterblichkeit. Den Werth des Lebens von dieser Seite zu zeigen, und jenes Glück immer mehr zu verbreiten, war der Zweck, den er durch seine Romane zu erreichen beabsichtigte. Er betrachtete den Roman „als den Spiegel des wirklichen Lebens, einen lebendigen Unterricht über dasselbe, über die Leidenschaften, die es treiben, über die Schwierigkeiten, die jedes Geschlecht, jedes Alter, jeder Stand in den tausendfachen Verwicklungen vorfindet, als eine Schule der Selbstkentniß, eine Moral in Beispielen, und — wie die Sachen dermalen liegen — beinahe die einzige Schule wenigstens für das weibliche Geschlecht." Er nannte den Roman wol auch „eine Fabel, worin Menschen reden und handeln, mit der hinzugefügten Moral", betrachtete ihn aber nicht aus dem Gesichtspunkte der Prosa, sondern als Erzeugniß der Dichtkunst, „dieser schöneren Schwester der Wahrheit und ihrer Dolmetscherin." — „Die Dichtkunst, sagte er, überzeugt das Herz. Was wäre Wahrheit ohne sie? eine fremde rauhe Sprache, die ich nur halb erlernt habe, in der ich nicht beten kann, nicht lieben. Die Dichtkunst ist unsre Muttersprache, die allein uns rührt, die allein Melodie hat."

Lafontaine's Romane sind demnach aus einem zwiefachen Gesichtspunkte zu beurtheilen.

Um zunächst über Erfindung und Plan bei ihm zu urtheilen, mögen hier von den Hunderten seiner Entwürfe, die er theils ausgeführt hat, theils nicht, einige eine Stelle finden.

Die Papiere eines armen Schulmanns. Ein Beweis, wie das Studiren der edelsten Werke der Alten den Geist über alles Niedre weghebt. Er ist immer arm, aber immer edel, immer gedrückt, aber immer aufrecht, etwas blöde gegen Stand und Reichthum, aber immer furchtlos. Seine Familie voll Schwächen, aber auch mit denselben sehr liebenswerth.

Familiengeschichte. Ein Prediger — Sohn, — Amtmann — eine niedrige Sele von Tochter. Der Prediger treflich von Charakter, fromm. Der Pächter will die Tochter an den Edelmann verkaufen.

In ** lebt ein Domainenrath, hat eine Tochter; die liebt der Sohn des reichen Präsidenten. Der Rath wird arm, die Liebe gehindert; der Geliebte auf Reisen geschickt. Das Mädchen geht zu einer Anverwandten, welche schlecht ist, in die Hauptstadt. Da soll sie an einen jungen Menschen verkauft werden. Sie wehrt sich. Der junge Mensch aus Achtung für ihre Tugend, rettet sie

aus den Klauen der Alten. Er liebt sie; sie ist aber die Geliebte seines Freundes.

Lessings Werke Th. 17. S. 317 fgg. Eine orientalische Geschichte; voller Lebensweisheit; sehr schön; muß in Begebenheiten ausgearbeitet werden.

Menzikoff nach Sibirien durch seinen Feind Ostermann oder Dolgoruki. Der Sohn eines von beiden liebt die jüngste Menzikoff. Er geht freiwillig nach Sibirien. Liebe in der todten Wüste. Agrements, Sitten der Sibirier. Menzikoff wird gerettet; geht mit den Seinigen zurück. Dolgoruki oder Ostermann werden nach Sibirien verwiesen, und die jüngste Menzikoff folgt dem Geliebten. Versöhnung. Duclos Memoiren 2ter Bd. am Ende.

Zu einem Roman. Ein Charakter, excentrisch, jovialisch, witzig, mit unendlich tiefer Empfindung, dem Aeußern nach ein boshafter Spötter. Eine Geliebte, die ihn fürchtet, aber heimlich liebt; eine in der Welt gebildete schöne Sele.

Eine Geschichte wie Tom Jones. Der Hauptcharakter ein edler aber leichtsinniger Mensch, von großen Anlagen, selbst von großer Feinheit, der aber die Konvenienzen über den Haufen stößt, den Menschen herzlich liebt und eben deswegen oft mit sogenannten gemeinen Menschen umgeht, an ihren Festen und Freuden Antheil nimmt; unschuldig, aufrichtig, der aber seine Geliebte, seine Verwandten erbittert, sich alles zum Feinde macht, überall verkannt, spät erst glücklich wird.

Größere Entwürfe, ja zum Theil ganz ausgearbeitete Plane finden sich zwar zu Schauspielen, aber nicht zu Romanen vor. Ein solches Skelett aber beschäftigte seinen Geist aufs lebhafteste. Nicht ohne einen besondern vorangegangenen Beweggrund zeichnete er sich ein solches vor; dann aber arbeitete seine höchst lebendige Einbildungskraft rastlos, ihm die Personen und Begebenheiten zu vergegenwärtigen, und für jene Situazionen zu erfinden, welche das Interesse für diese erhöhen konnten. Bei einem eben so großen Reichthum an Belesenheit als an Erfahrung fehlte es ihm nie an einer Fülle von Situazionen, über deren Brauchbarkeit oder Nichtbrauchbarkeit für das Ganze er immer schnell entschieden war. Nur die Wahl der ersten erregte ihm, wenn nicht die Begebenheit sie an die Hand gab, sondern die Charaktere sie bedingten, öf-

ters langes Bedenken. Hatte er nun aber hier sich entschieden; so lebte er von nun an ganz in der Gesellschaft seiner Personen und für dieselbe. Aufs genaueste bekümmerte er sich zunächst um die Oertlichkeit, in welche er seine Personen versetzte, und machte sich darin so einheimisch, daß er sie mit solcher Genauigkeit schildern konnte, die den Bewohnern keinen Zweifel ließ, er müsse da gelebt haben. Seine ausgebreitete Lektüre von Reisebeschreibungen leistete ihm hiebei große Vortheile. Kam er nun aber an die Handlungen seiner Personen, aus denen sich ihr Geschick entspann; so lebte er ganz mit ihnen, versetzte sich so ganz in sie, daß er alle ihre Freuden und Leiden nicht etwa blos theilte, wie ein Freund, sondern als die eigenen fühlte. Kaltblütig zu bleiben war ihm unmöglich; er mußte herzlich lachen bei seinen komischen Scenen, und nicht ohne Thränen im Auge schrieb er die rührenden. Die Beziehungen dessen, was er schrieb, auf ihn selbst und die Erfahrungen seines Lebens, wirkten hiebei nicht wenig mit; wie denn auch in diesem Umstande der Grund liegt, der ihn bewog, in seinen Romanen häufig etwas zu thun, was er im wirklichen Leben für seine größte Plage hielt. Er, der das Briefschreiben, wenn nicht die Pflicht ihn dazu auffoderte, so gewaltig scheute, daß er lieber eine Reise machte um eine Antwort mündlich zu geben, wählte zu seiner Darstellung in Romanen häufig die Briefform, theils allerdings we-

gen ihrer Annäherung an das Dramatische, hauptsächlich jedoch weil sie ihm den Vortheil gewährte, daß er sich dabei dem Feuer, in welches er sich immer mehr hineinschrieb, mehr überlassen und seiner eignen Natur folgen konnte, zum Theil selbst da, wo er sich in einen fremden Charakter versetzte. In diesem Falle kam ihm sein großes mimisches Talent sehr zu statten; er befolgte eine Maxime seines Flaming mit besserem Glück als dieser. So wie er sich in den fremden Charakter und die fremde Lage hinein dachte, verwandelte sich unwillkürlich sein Gesicht in das des Andern, und in Kurzem war er dieser Andere, der ihm ohnehin nie ein ganz Fremder war, weshalb denn auch hier seinem Feuer kein Einhalt geschah. Das Feuer, mit welchem er schrieb, und seine innigste Theilnahme an dem, was er schrieb, rissen ihn denn wol zuweilen weiter fort, als er zu gehen eigentlich selbst willens gewesen war, ja sie brachten ihn zu Situazionen, die er nicht berechnet hatte, denen er aber nicht widerstehen konnte und wollte. Er stutzte zwar, wenn er es bemerkte, an Abändern aber war nicht zu denken; vielmehr lag hierin ein besonderer Reiz für ihn, und er sagte da wol lächelnd: „ich bin doch begierig, wie ich mich und meine Personen hier herauswickeln werde." Nie war er sinnreicher zum Erfinden, als in solchen Fällen, und gewöhnlich glücklicher als in denen, wo er sich zum Abändern bewegen ließ. Dazu konnte nur ein einziges

Wesen in der Welt ihn bringen, seine Frau, wie denn diese auch die einzige war, welcher er vor Beendigung eines Werkes etwas davon mittheilte. Da traf es sich denn nun zuweilen, daß ihr bei Lesung der Aushängebogen des noch nicht beendigten Werkes schien, eine Person, die ihr besonders lieb geworden war, könne unglücklich werden. „Aber, Lafontaine, — sagte sie — Du machst doch diese nicht unglücklich?" Nur wenn er schlechterdings nicht anders konnte, sagte er: „ja, sie dauert mich selbst, aber retten kann ich sie wahrhaftig nicht. Ich mache ja jeden Menschen lieber glücklich als unglücklich; was aber der liebe Gott selbst nicht kann, das kann ich noch weniger, und es ist auch in einem Romane nicht alles möglich." Sah er aber auch nur einen fernen Schimmer von Hofnung einer Möglichkeit, so sagte er gewiß: „Nun, Fiekchen, wir wollen sehen!" und setzte dann alle Hebel zur Rettung in Bewegung.

Mir scheint, daß sich schon aus diesem Angegebenen die meisten von Lafontaine's poetischen Fehlern und Tugenden erklären lassen. Daß er, wie Schlegel sagte, für Einheit und organische Bildung keinen Sinn gehabt habe, muß ich leugnen, zugeben aber dagegen, daß er in einigen seiner Romane — denn von allen kann hiebei gar die Rede nicht seyn — sie verletzt habe. Nur da, wo dies der Fall ist, wird sich auch ein Mangel an Charakterzeichnung hervorthun, weil dann beide

Fehler aus derselben Quelle entspringen, oder vielmehr der eine die Ursache des andern ist. Im Allgemeinen wird man ihm schwerlich vorwerfen können, daß er um psychologische Wahrheit unbekümmert gewesen und Halten der Charaktere nicht für eine Hauptsache gehalten habe; in den meisten seiner Romane geht er sogar absichtlich darauf aus, die psychologische Wahrheit aufs deutlichste vor Augen zu legen, und führt gerade darum seine Leser so oft in die Kinderstube und entwickelt den künftigen Charakter aus dem Keime. Wenn er aber hiebei mit großer Feinheit in ein nicht selten kleines Detail eingeht, so ist dagegen seine Zeichnung anderwärts nicht mit Fleiß ausgeführt, sondern keck hingeworfene Skizze. Von eigentlicher Verzeichnung dürften sich wol nur wenige Beispiele nachweisen lassen.

Schlegel und Lafontaine stehen sich entgegen wie Kunst und Natur, und es könnte wol seyn, daß jeder von ihnen dem, was er in vorzüglicherem Grade besaß, allzuviel vertraut hätte, wie ich denn unbedenklich zugebe, daß dies bei Lafontaine auch in Hinsicht auf manche Punkte der Darstellung der Fall war. Er hat zuweilen Stellen, denen es an Korrektheit mangelt, seine Sprache ist nicht ganz frei von Provinzialismen, deren jedoch nicht mehr als drei ihm zuweilen entwischt sind, und bei seinem Kolorit sah er öfters allerdings weniger auf jene feine Mischung der Farben, wie sie ein Migna-

turgemälde erfodert, als auf die Wirkung, die ein Freskogemälde hervorbringt. An Anschaulichkeit fehlt es dabei doch nicht, weit weniger aber noch an Gefühlsausdruck, und — um in dem Bilde von der Malerei zu bleiben — man wird nicht sagen können, daß er sich blos auf starkmarkirte Pathognomik, und nicht auch auf die feinere psychische Ethik verstanden habe, wenn gleich jene öfter bei ihm vorkommen mag.

Bei dem Gefühlsausdruck ist nun aber wol der ihm so oft vorgeworfenen Sentimentalität zu gedenken. Hört man gewisse Kritiker, so sollte man fast glauben, es gebe kein größeres ästhetisches Verbrechen, als sentimental zu seyn. Schade nur, daß keiner sich darüber erklärt, was er denn nun eigentlich unter Sentimental verstehe, denn Schillern, der etwas nicht Schlechtes darunter versteht und sich selbst einen sentimentalen Dichter nennt, stimmen sie so wenig bei, daß sie ihn ja selbst kaum für einen Dichter wollten gelten lassen. Das Wort ging aus der Humoristik hervor, und die Sache hat man als Bestandtheil des Humoristischen und des Romantischen anerkannt, wiewohl das Verhältniß zu diesen beiden nicht ausgemittelt. Man hat es aus dem Christenthum abgeleitet und es den Alten abgesprochen, aber dabei nicht an die Elegie gedacht. Kurz, man weiß nicht recht wohin damit. Was es in Verruf gebracht habe, möchte sich eben so schwer angeben lassen. Es scheint, daß man es

gleichbedeutend mit Rührend nehme, denn Rührung und das Rührende sind in gleicher Verdamniß, und Müllner gedachte ihnen durch sein Rührei vollends den Garaus zu machen. Nun freilich mag ein ästhetisches Rührei fad genug schmecken, und es ist keinem, der an solidere Kost gewöhnt ist, zu verargen, wenn er es verschmäht. Gehört denn aber alles Rührende unter die Kategorie eines solchen Rühreis? Ist nicht Rührung eben so menschlich natürlich als die Freude? Und beruht denn nicht selbst das Tragische auf Rührung? Sind aber Tragisch und Elegisch einerlei? Und ist das eine darum zu verwerfen, weil es nicht das andre ist? Ein weibliches weicheres Gefühl, weil es nicht ein männliches starkes ist? Man scheint aber eine Art von weibischer Verweichlichung des Gefühls darunter zu verstehen, und es ungefähr der echten Empfindsamkeit — dieses Wort erfand Lessing für Sentimentalität bei Gelegenheit von Yoriks Sentimental Journey — als unechte Empfindelei, als Gefühlspinselei, gegenüber zu stellen, aber doch so, daß es den Schein gewinnt, als ob die Empfindsamkeit selbst nichts als Empfindelei sey. Daß dies der Fall seyn müsse, geht aus Schlegels Vorwurf einer herabziehenden Tendenz, und aus dem noch stärkeren Vorwurf, den ihm Menzel machte, hervor. „Man sagt — so heißt es im Litt. Blatt des Morgenblattes 1831 N. 55 — Napoleon habe die Romane unsers teut-

schen Lafontaine in seine Bibliothek aufgenommen *), ohne Zweifel als Repräsentanten teutscher Weichherzigkeit, Thränenseligkeit, Geistesschwäche und Herzensniedertracht." Das Letzte verzeihe Herrn Menzel der Himmel; nicht zu seiner Ehre kann er diese frevelnde Unverschämtheit sich selbst verzeihen.

Wo aber steckt denn nun bei Lafontaine diese so verrufene Sentimentalität? Wenn seiner ganzen Natur nach irgend ein Mensch weit davon entfernt war, so war er es. Diejenigen, die nicht über ihn urtheilen ohne ihn wirklich gelesen zu haben, erinnern sich wol aus dem Leben eines armen Landpredigers des runden Romanschreibers mit dem von Gesundheit glühenden Gesichte, der so vieles auf ungewöhnliche Weise thut, wobei aber der Buchhändler versichert, daß es bei dem weiter keine Folgen habe als etwa ein hübsches Kapitel in einem Buche. In diesem Romanschreiber hat Lafontaine sich selbst geschildert. Er war körperlich seiner Mutter nachgeartet, die, nach seiner und Andrer Versicherung, die wohlbeleibteste Frau in Braunschweig war; er war ohne Zweifel der wohlbeleibteste Mann in Halle; jedoch keineswegs

*) Allerdings, und ich erhielt selbst die Uebersetzung der Henriette Bellmann, die ein preußischer Officier Lafontainen aus der Bibliothek von St. Cloud mitgebracht hatte, von diesem zum Geschenk.

in Folge des Phlegma, denn die Raschheit aller seiner Bewegungen, die Lebendigkeit seines Gesprächs, das Feuer seiner Augen, die Jovialität seines ganzen Benehmens zeugten für sein sanguinisches Temperament. Zufolge dessen war er allerdings leicht erregbar für Eindrücke der Freude und der Rührung, und es gab wol auch Augenblicke, in denen ihm diese angenehmer war als jene. Wem sie das nie gewesen wäre, der müßte auch in der That von der Natur oder durch sich selbst verwahrlost seyn. Da Lafontaine dies wußte, so ging er auch wol auf eine rührende Situazion aus, wie er denn seinen Doppelgänger im Landprediger gleich anfangs auf eine solche ausgehen läßt: allein er war weit entfernt, auf nichts, als solche, auszugehen oder gar damit zu koketiren, und er verschmähte einen Beifall, der ihm nur dadurch zu Theil wurde; wie er denn den gefühlvollen, schöngeisterischen Selen vom schönen Geschlechte überall geflissentlich auswich, und diesen, wenn er ihnen ja nicht ausweichen konnte, in einer ganz andern Gestalt erschien, als sie vermuthet hatten. Hätte er besondern Werth auf seine angebliche Sentimentalität gelegt; so würde ich gewiß Folgendes von ihm nicht zu erzählen haben. Einer seiner Freunde in Berlin hatte ihm von zwei jungen Damen gesprochen, die sich nach seiner Bekanntschaft sehnten; er verweigerte dies aber, eben weil er Grund zur Vermuthung hatte, daß sie zu der Klasse gehören möch-

ten, die er floh, „zu jenen empfindsamen Schönen, die, wie die Aegypter, einen todten Käfer mit ihren Thränen einbalsamiren und kalt sind für den Schmerz einer Menschenbrust.“ (Der Kampf mit den Verhältnissen 2, 162.) Bei einem Spazirgange in den Thiergarten merkte er die Absicht des Freundes, und sagte diesem, er möchte sich ja nicht einfallen lassen, ihn gewissen Damen vorstellen zu wollen, denn er versichere, daß es schief ablaufen würde. Kaum hatte er ausgesprochen, als der Freund zwei begegnenden jungen Damen sagte, hier habe er die Ehre, Ihnen Lafontaine vorzustellen. Lafontaine begrüßte sie sehr höflich, sagte aber lächelnd: „Meine Damen, Sie merken doch, daß dieser Herr den armen Lafontaine nur persifliren will? Ein Blick auf meine Korpulenz reicht hin, Sie zu überzeugen, daß ich unmöglich Lafontaine seyn kann. Der muß sehr hager und bleich seyn, sein Blick schmachtend, seine Stimme nur gehaucht, weich wie Mondschein, die ganze Gestalt wie Duft im Abendroth; und nun dagegen ich —“. Der Freund mochte versichern so viel er wollte, nicht er, sondern Lafontaine sey der Schalk, die jungen Damen waren fest überzeugt, daß Lafontaine nicht Lafontaine sey, und dieser sagte nachher: ich hab' es Ihnen voraus gesagt.

Um ein empfindelnder Geck zu seyn, hätte Lafontaine — seinen Verstand will ich gar nicht einmal in

Anschlag bringen, außer insofern er zu dem Folgenden wesentlich erfoderlich ist, — er hätte nicht einen so sicheren Takt für alles Lächerliche haben müssen, nicht so große Auffassungsgabe alles Komischen, nicht so viel Witz und satirische Laune. Hat man es denn ganz übersehen wollen, wie viele komische Charaktere er aufgestellt, wie so treffend er ihre Lächerlichkeiten von allen Seiten beleuchtet, und welche Situazionen er auch zu diesem Behuf erfunden hat? Hat er nicht auch selbst die Liebe von dieser Seite aufgefaßt? „Alle Welt sagt — so heißt es in seinem Reinhold (3, 33.) — daß Amor der pfiffigste, der gesprächigste, der muthigste unter allen Göttern wäre; aber der teutsche Amor nicht. Denn der gebraucht ein halbes Jahrhundert zu dem ersten Lächeln, und sein Theater, worauf er reden soll, muß ein Kirchhof oder eine Schädelstätte seyn; und statt der blitzschnellen Pfeile und dem schwirrenden Bogen, die er bei allen Völkern in der Hand trägt, trägt er bei uns die sieben Passionswerkzeuge, wie die Engel in Rom auf dem Vatikan, und legt den Finger auf den Mund wie Harpokrates. Der holländische und englische Amor rechnet nach Dukaten und Guineen, der französische nach Stunden und Minuten, der teutsche in unbenannten Zahlen."

Seiner Natur nach neigte Lafontaine am meisten zum Humoristischen hin; von den Elementen, aus denen dieses besteht, dem kecken Phantastischen, dem zarten

Idyllischen, der Ironie, die sich bald launig, bald komisch, bald satirisch darstellt, und von dem Sentimentalen, hatte er aber des ersten nicht genug — denn er hatte zwar eine lebendige, blühende Einbildungskraft, aber nicht eigentlich Phantasie —, und das letzte war hervorstechend. Aber warum? dies ist es, was über ihn entscheidet. „War er denn — so muß ich mit seiner Emilie fragen — ein mädchenhafter, weißwangiger, weichlicher Knabe, der auf dem Schooße einer zu gütigen Mutter erzogen, an ein Märchen, ein Paradies, an ein Arkadien glaubt, weil seine Sele, wie seine Arme, erschlafft ist? War er denn nicht ein Mann, der muthig sich in den Strom des Lebens stürzt?" Woher denn nun aber seine hervorstechende Sentimentalität? Ich muß seine Emilie fortfahren lassen. „Ist denn die Welt, die ich die meine nenne, ist sie nicht vielleicht das irre Traumbild eines verweichlichten Herzens? das Gespenst einer überspannten Phantasie? das Gebild schwacher, kranker Nerven? Ich zitterte, wenn ich eine Satire auf die Empfindsamkeit las. Bin ich nicht, fragte ich mich, eine empfindsame Thörin? Aber verglich ich mich, meine kindliche Heiterkeit, die reine Freude an allem, nur nicht an dem Bösen, verglich ich meinen Muth, womit ich den Schmerz ertragen habe, die stille Geduld, die ich dem Uebel so mächtig entgegensetze, meine kalte Entschlossenheit mit dem Bilde einer empfindsamen Thörin, so habe

ich den Muth zu sagen: ich bins nicht! — Was thue ich denn, was? Ich will ja nur heiter, nur freundlich, nur gütig, nur wohlthätig seyn. Ich will alles lieben, was da ist; auf jedes wunde Herz den Trost eines mitfühlenden Seufzers legen, auf jedes frohe den Glückwunsch eines Lächelns, keine Blume muthwillig zertreten, weil sie athmet, duftet, erwacht und schlummert wie wir. Ich will nur dieses Leben für den zarten, schwachen, hervorsprossenden Keim eines größeren Lebens halten, ich will meine eignen Schmerzen vergessen, und jedes Glück mit einem andern Herzen theilen, ich will gut seyn, treu und liebend, weil es die Natur um mich ist, und will an einen Himmel glauben, an einen Gott, weil ich glücklich seyn will. O wer ist denn so roh, daß er das für Thorheit hält? Was ist denn Vernunft, wenn das Thorheit ist? Was Stärke, wenn man dies Empfindsamkeit nennt?" (Die Brüder 1, 235.)

„Laß Dich nicht irre machen über das, was die kalte Welt Romanenempfindung nennt. In jedem jungen Herzen, selbst in dem verwahrlosesten, erhebt sich einmal mächtig der schöne Glaube an alles Ewige: an den hohen Ewigen, an Gott, an das ewige Leben, an die ewige Liebe, an die ewige Freundschaft, an die ewige Tugend, an die ewige Wahrheit. Dieser erhabene Glaube bricht wie der Nil aus der unbekannten Quelle unsers Innern hervor. Die Welt belächelt ihn; aber wider-

legen kann sie ihn nicht. In ihrer Ermattung von dem Freudenrausche sehnt sie sich ja selbst nach dieser frohen, frommen Zeit zurück; aber, auf ewig verbannt aus diesem Paradiese, spottet sie der erhabenen Empfindungen, der Freundschaft, der Liebe. Sie lächelt über die Unsterblichkeit, über Gott selbst. Sie spottet der Wunder Gottes, weil sie eine Sonnenfinsterniß, weil sie die Bahnen der Weltkörper berechnet, und vergißt des Wunders, das die Weltkörper hervorrief und der Welt die Bewegung gab. Was ist denn das ewige Leben anders, als eine ewige Liebe? und welche Liebe verdient mehr ewig zu seyn, als die unendliche Elternliebe und die Wunderliebe der Gatten? Instinkt! rufen sie stolz. Nun, ist der Instinkt nicht von Gott? O betrachte das Leben. Es ist ja nichts heiliger und großmüthiger als die erste Liebe, das erste Streben nach Wahrheit. — — — Du findest vielleicht die Liebe im Leben nicht, armes Herz; aber laß dir den Glauben an die Liebe nicht nehmen. Dein Mutterherz wird dir einst sagen, daß sie kein Märchen, kein Traum, keine Narrheit der Jugend ist. Sie ist! Und ich werde sie mit allem Ewigen einst finden. Und wäre Liebe auch nur der schönste Traum des Lebens, was bieten sie dir dafür? Zerstreuung und Eitelkeit in der Jugend, Verläumdung, Eitelkeit und Verachtung im Alter, wenn auch nicht Verbrechen. Laß dich nicht irre machen. — — — Ist das Herz rein, so entscheide

du muthig in dem Augenblick der Begeisterung über alles Himmlische, über Wahrheit, Recht und Pflicht. Ueber deine Verhältnisse mit der Welt, über Anstand, Rang entscheide mit Ruhe und in Ruhe, so über das Glück. — — Es ist eine Vorsehung, die unsre Schicksale leitet. Bedenke das oft, daß ohne Vorsehung Gott zu einem Märchen wird. — Das las Sidonie. Dann sah sie in die ewigen Sterne hinaus, um den Glauben an Gott lebendiger zu fassen. Dann hob sich ihr Geist auf den leisen Tönen ihrer Harfe über das Leben, über die Erde weg zu den Sternen der Zukunft empor. Es ist eine Vorsehung! sang sie triumphirend." (Ida von Kiburg 259 fgg.)

Aus diesen Stellen kann man, wenn man anders will, wol erkennen, daß die Quelle seiner Sentimentalität keine andre ist, als die, aus welcher man das Sentimentale in der modernen Poesie überhaupt abgeleitet hat, christliche Religiosität: und da auf diese seine Moralität gebaut war; so hängt offenbar seine Sentimentalität mit seiner Moralität zusammen. Sollte nun vielleicht hier der Grund verborgen liegen, daß man ihn doch einer herabziehenden Tendenz beschuldigen müßte? Und sollte Schlegel dennoch Recht haben, wenn er sagt: „daß Lafontaine mit so viel gutem Willen und Glauben sittlich zu seyn, den schon so mächtigen Hang zur Erschlaffung und Passivität befördert habe?" Dies

war das Einzige, wodurch Lafontaine sich verwundet fühlte, denn nichts könnte ungegründeter seyn, als die Vermuthung, daß es „dem fröhlichen Manne, so oft er auch die Ewigkeit als das große point de vue hinstelle, hauptsächlich an der Zeitlichkeit gelegen zu seyn geschienen habe." In einem ganz andern Sinne, als es von Schlegel gemeint ist, ist dies freilich wahr; es war ihm nämlich im vollen Ernste darum zu thun, die Zeitlichkeit stets so zu stellen, daß jenes große point de vue sich nie aus den Augen verlieren möchte, was bei Immoralität allezeit erfolgt. So wenig er nun religiöse Gesinnung heuchelte, — denn er kannte nichts verabscheuungswertheres als den Heuchler —, so gewiß war es ihm höchst angelegen, Moralität zu befördern. Nun las er zwar wol auch, „daß in einem Roman als einem Kunstwerke von keiner andern als der höheren Moralität, die auch die einzig wahre sey, die Rede seyn dürfe, daß die andre, als blos konvenzionell nothwendig gewordene Lebensregel, in einem Kunstwerke gar nicht statt finden dürfe, und daß die Poesie an sich Moral sey, denn alle Gesetze der ewigen Güte seyen Inspirazion, Poesie": allein zu seinem Unglück konnte er sich in diese inspirirte Theorie mit seiner Logik nicht finden, und auch die belobte höhere Moralität in damals gepriesenen, bereits aber vergessenen, Musterwerken nicht entdecken. Sie reizten ihn blos zu folgenden Bemerkungen: „Sieh! den Jüngfer-

chen, denen der seidne Faden, womit sich der Seidenwurm einspinnt, noch zu grob scheint, um ihre Gedanken hinein zu wickeln, ist leicht ein Wort zu viel. Die Tugend und die Poesie scheinen ihnen zu zarte Dingerchen zu seyn, als daß man sie mit der Küchenschürze, oder in einem Alltagsrocke, anfassen könnte. Sie wollen, die Tugend soll immer in Versen reden. Es ist nicht viel dahinter; das weiß ich. — — Die wahre Tugend gehört so gut in die Küche, als in das Paradezimmer. — — Feine Sitten sind keine Tugend; aber sie stehen der Tugend wohl an, wie die Krone dem König, wie ein offenes großes Auge einem offenen furchtlosen Menschen." (Die beiden Bräute 3, 164.) Anderwärts sagt er: „Sieh, das beneide ich den Weibern aus der feinen Welt! das dem tugendhaften Weibe, das entschlossen ist, der Tugend das schwerste Opfer zu bringen, daß sie sich nicht vergißt, im heißesten Schmerze nicht; daß ihr noch eine Verbeugung, noch ein Lächeln nach einem Schmerz möglich ist, wo wir Blitze mit den Augen werfen, mit der Stimme donnern, und Seufzer hervorstoßen wie die Sturmwinde." (Das. 183.) So fand er Anstand bei der Tugend als etwas sehr Löbliches, unterschied aber zwischen beiden sehr genau, und wich hinsichtlich der Moral durchaus nicht von dem prosaischen Standpunkte, wie viel man auch von einer höhern Moralität der Poesie schwatzen mochte. Der prosaische

Standpunkt ist hier der Standpunkt der Vernunft, von welcher er sich nicht überreden konnte, daß sie — freilich auch nur im höheren Sinne, der ihm abgegangen zu seyn scheint — mit der Phantasie eines und dasselbe sey. Er hielt dafür, daß die Poesie hiebei weiter nichts zu thun habe, als die ewigen Gesetze der Vernunft mittelst der Einbildungskraft dem Herzen näher zu bringen. Gegen alles, was die Phantasie sonst in der Poesie hervorbringen kann, war er nichts weniger als eingenommen, wenn es nur wirklich poetisch und nicht blos ein Kunstwerk war, und er erkannte auch den Werth des romantischen Romans, glaubte jedoch, daß der sogenannte bürgerliche Roman andere Obliegenheiten zu erfüllen, namentlich daß er nicht bloße Begebenheiten oder Abenteuer, sondern einen Lebensgang darzustellen habe, daß eben deshalb psychologische Entwickelungen ihm anheim fallen, und daß die Moralität in ihm vorzüglich zu berücksichtigen sey. Wiewohl er nun den Roman eine Moral in Beispielen und eine Fabel, worin Menschen reden und handeln, mit der hinzugefügten Moral, genannt hatte; so war er doch weit entfernt, den Moral- oder gar den Bußprediger zu machen, und sich den Vorwurf zuzuziehen, den wir von den Franzosen oft, und nicht mit Unrecht, haben hören müssen, daß unsre Romandichter gewöhnlich im zweiten Bande dociren oder predigen, immer aber langweilen. Mehr als der Grundsatz, den er

von Voltaire angenommen, daß jede poetische Gattung gut sey außer der langweiligen, bewahrte ihn dafür sein eigner Grundsatz: „Rein philosophische Moralprinzipien sind eine schöne Sache, nur nicht die Hauptsache, sonst müßten alle Moralphilosophen die edelsten Menschen seyn. — — Die Tugend eines Mannes von den reinsten Grundsätzen besteht oft in nichts mehr als in tugendhaften Entschlüssen für sich selbst und in einer strengen Kritik fremder Vergehungen. Ist das Herz besser als der Kopf; so thun wir das Gute ohne es zu achten; und ist der Kopf besser als das Herz; so lassen wir das Böse, ohne es zu hassen; und kommt dies nicht auf Eins? Ein System allein thut es nicht, ein tugendhaftes Gefühl ohne Grundsätze auch nicht, und wie selten sind die Menschen, bei denen Herz und Kopf eins sind?" (Rudolf und Julie 1, 12.) Diese Einigkeit bewirken zu helfen, schien ihm der bürgerliche Roman vorzüglich geeignet, und er mußte daher häufig auf jene Inkonseqvenz in den Menschen zurückkommen, und zwar um so mehr, da er bei sich völlig überzeugt war, daß wir dieser Inkonseqvenz einen großen Theil des Guten, das auf der Erde ist, zu danken haben, troz dem, was die Moralisten gegen dieses Gute auf der Erde sagen können. „Ueber die rauhesten Stellen unsers Lebens, sagt er, hilft uns oft nichts sicherer weg als die Sitte, die Mode, die eingeführte Lebensart, als ein tugendhafter Instinkt,

von dem wir uns selbst keine Rechenschaft geben können. Der Mensch würde oft nicht zittern ein Herz zu verwunden, aber er scheut sich unhöflich, unartig zu heißen; das ist seine Tugend. Er würde tausend Verbrechen begehen, wenn er hoffen könnte, daß sie nicht bekannt werden würden." Ungeachtet er aber dem Guten, welches hieraus entspringt, seinen Werth nicht benahm; so war er doch weit entfernt, die Tugend zu einer Gesellschaftssitte zu erniedrigen. „Sie ist — so läßt er eine Mutter zu dem Geliebten ihrer Tochter sagen, der im Begriff ist eine Unbesonnenheit zu begehen, — sie ist der Trost dieses und die Hofnung eines künftigen Lebens. Aber weil sie das ist, die kostbare, unschätzbare Blüthe unsers Lebensbaums, willst du denn diese zarte Blüthe muthwillig den Stürmen des Lebens, dem Frost eines verschuldeten Unglücks Preis geben? Sieh, Juliens Tugend, die jetzt keimend aufblüht, die vielleicht noch nicht mehr ist als die jungfräuliche Unschuld ihrer stillen Brust, die erst wachsen, gedeihen und stark werden muß unter der Liebe ihrer Eltern, in der schuldlosen Stille des väterlichen Hauses, in der unbefleckten Reinheit ihres Rufs, diese keimende Blume willst du aus dem Schutze, den die Vorsehung ihr angewiesen hat, hervorreißen, sie soll jetzt schon kämpfen, widerstehn, siegen, da sie erst gedeihen soll? O der Tugend gehört eine Stütze in der Jugend, wie der Rebe eine Ulme, an der sie sich hinauf-

schlingt, bis sie fest und stark sich wie ein Baum empor-hebt und dem Sturm widersteht." Auf die Entgegnung: „die Tugend gedeihet nicht unter dem Schirmdache der häuslichen Ruhe und des gewöhnlichen Lebens; man muß seinen eignen Weg gehen;" erwiedert sie: „Man muß ein Sonderling seyn. — — Ich möchte den Jüngling nicht lieben, in dessen Brust nicht das Bild einer bessern, schönern Welt liegt, als die, welche er vor sich sieht, in der er wirken soll; ich würde ihn nicht achten, wenn ihm nicht Diogenes Tonne, Regulus Marterfaß wünschenswerther vorkämen, als die Thronen der Alexander und der Cäsaren. Die Ahnung des Bessern, die Hofnung auf die Zukunft, die den Busen jedes bessern Menschen hebt, was ist sie denn anders, als die Stimme des Himmels, die uns sagt: Du mußt ein Sonderling seyn! — Aber sey ein Sonderling in der Güte, in der Gerechtigkeit, in der Milde gegen Andre, in der strengen Selbstbeherrschung gegen Dich selbst. Das ist es, wozu Dich die innere Stimme in Deinem Busen auffodert, wie jeden Jüngling. — — Mit Einem Riesenschritte wollt ihr den ungeheuren Raum überspringen; aber die Leidenschaften des Ehrgeizes, der Wollust, der Rachsucht, die wie zentnerschwere Gewichte an euern Füßen hängen, wollt ihr nicht ablegen. Alles was ihr thut, ist, daß ihr euern Leidenschaften den Namen der Tugenden gebt, euern Ehrgeiz Muth zu edlen

Thaten, eure Wollust Liebe, und eure Rachsucht Gerechtigkeit nennt. Ihr möget gern den tugendhaften Sonderling machen, und da euch das zu schwer, zu unscheinend ist, so thut ihr das Leichte, was der Tugendhafte that, Thorheiten. Ihr geht in Kato's nackten Füßen ohne Kato's Herz, kriecht in Diogenes genügsame Tonne, und späht durch die Ritzen nach den bewundernden Blicken der Welt, laßt eure Kinder mit geschornem Kopfe und bloßer Brust gehen, ohne für ihre Bildung zu sorgen, gebt zwei Schüsseln oder eine nur, und schwelgt in Kupferstichen und Prachtgeräthen, verachtet die Karten, und verläumdet in der Zeit, ein schlechteres Spiel! sprecht von Humanität, Weltbürgersinn, Negersklaven, und tyrannisirt eure Domestiken, redet von Freiheit und seid die Sklaven eurer Eitelkeit, seid grob gegen die Großen, mit denen ihr nicht in Verbindung steht, und kriecht nach dem Lobe und den Schmeicheleien eines Bekannten." — Nach mehreren Zwischenreden schließt die Mutter damit: „Du sollst nie mit der Tugend handeln, aber entzieh sorgfältig jedem Blicke, was Du der Mode, den Sitten, den Vorurtheilen entziehst. Dein Herz sey Dir der Tempel des Sonderlings, nicht Dein Haus, Dein Zimmer, Dein Rock, Dein Tisch und Deine Lippen. O mein Sohn, um ein Sonderling zu seyn, bedarf man der alleruneigennützigsten Tugend, der mildesten unerschütterlichsten

Liebe gegen die Menschen, und der sanftesten mitleidigsten Billigkeit gegen ihre Thorheiten. Der Sonderling gibt die Achtung der Menschen auf, und es ist schwer die zu lieben, die uns nicht achten. Der Sonderling bezeichnet sich als einen Menschen, der stärker, größer, erhabner ist als die Menschen, also muß eine Schwäche, die man dem gewöhnlichen Menschen mit gütigem Mitleiden zu Gute hält, jenen lächerlich und verächtlich machen. Jeder Sonderling, der nicht ganz tugendhaft ist, wird verächtlich, und er verwickelt, wenn er nicht sehr menschlich denkt, alle Menschen, die mit ihm leben, in seine Verachtung und in sein Unglück." (Rudolf und Julie 1, 95 fgg.)

Wenn diese Stelle auf der einen Seite zeigt, daß Lafontaine konvenzionell nothwendig gewordenen Lebensregeln zwar einen gewissen Werth zur Beförderung des Guten im Leben zugestand, aber die wahre Moralität keineswegs in eine bloße Befolgung solcher Lebensregeln setzte, so wird das, was er gleich darauf folgen läßt, dienen, die Absicht seiner Darstellungen und die Wahl dessen, was er darstellte, in das gehörige Licht zu setzen. Sein Rudolf überlegte das Gesagte in der Einsamkeit, und fand, daß das Gemälde von den Jünglingen auch ihm ähnelte, daß die Eitelkeit bei seinen Lebensplanen eine größere Rolle gespielt hatte, als er gedacht, daß er

bei allem, was er sich vorgenommen hatte zu thun, nur Aufsehen hatte machen wollen.

Solch ein stilles Ueberlegen muß jeder Dichter bei seinen Lesern voraussetzen, und es ist nicht seine Schuld, wenn es nicht statt findet. In dieser Voraussetzung ging dann auch Lafontaine keineswegs darauf aus, moralische Ideale, Tugendhelden und Heldinnen aufzustellen, keine Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen wie sie seyn sollen, und wie sie eine Zeitlang uns langweilten. Zwar kommen einzelne Charaktere vor, die sich einer idealen Natur mehr annähern, aber es sind Menschen und nicht moralische Drahtpuppen. Ihm war es um Sittengemälde zu thun, deren er denn auch viele und sehr treffende geliefert hat. Daß dabei nicht lauter Sittlichkeiten vorkommen können, sondern auch Unsittlichkeiten vorkommen müssen, versteht sich von selbst. Wenn irgend ein Mensch von verdorbener Phantasie durch Schilderung derselben zu einem liederlichen Streiche verführt werden sollte; so ist dies nur seine und nicht des Dichters Schuld, wofern nicht etwa dieser aus eignem Vergnügen an der Unsittlichkeit sie zum Verführen eingerichtet hat. Dessen wird Lafontainen wol Niemand beschuldigen, da die Moralität bei ihm stets unverkennbar im Hintergrunde ist, und er nie anreizen, sondern warnen will. Dies thut er indeß nicht, wie man nach seiner eignen Aeußerung vermuthen könnte, durch hinzu-

gefügte Moral, die in der Regel wenig fruchtet, sondern er führt diese durch Situazionen herbei, die zwar öfters zu moralischen Erörterungen führen, jedoch nicht — wenigstens höchst selten — den Dichter selbst, wol aber seine Personen, die auf die natürlichste Weise in eine Lage versetzt sind, in welcher diese Erörterungen gar nicht ausbleiben können. Da trifft es sich nun auch wol, daß Lafontaine die Maxime seines Landpredigers befolgt, welcher sagt: „den Kopf kann ich allenfalls übersehen, ob es gleich besser ist, wenn er nichts Unrechtes angibt. Das Herz ist das Vornehmste am Menschen: den Kopf brauchen wir nur zum Leben, das Herz zum Sterben." Man übersehe aber nicht, daß der Landprediger dies zu seiner Frau sagt, und man wird daraus abnehmen können, daß Lafontaine recht gut einsah, wo jene Maxime am zweckmäßigsten anzuwenden sey. Uebrigens läßt er es bei den Wirkungen auf das Herz, auf die er sich allerdings sehr gut versteht, nie bewenden, sondern sucht da, wo es nöthig ist, auch Ueberzeugung zu bewirken. Die Moralität einzärteln zu wollen, kam ihm nicht in den Sinn, wol aber, ihr im Herzen ein Heiligthum zu bereiten, wozu es freilich eines Herzens bedurfte. Hatte er es blos mit Schiefheiten des Kopfes zu thun, da ging er in das Komische und Satirische über, und bei Gegenständen, die er in das Gebiet des sittlich Gleichgiltigen rechnete, ließ er seine nah an

Humoristische streifende Laune walten. Er war mithin weit entfernt, für alles nur Einen Ton zu haben; und so gewiß man für eine Stelle, wo sein Ton in Weichheit übergeht, eine Menge solcher nachweisen kann, in denen sich eine heitere Lebensansicht mit fröhlichem, frischem Lebensmuthe gepaart ausspricht, eben so gewiß kann man gegen jede Stelle, worin die Tugend unter einem sentimentalen Charakter erscheint, mehrere aufstellen, in denen sie nicht nur in aller männlichen Würde, sondern selbst in einem heroischen Charakter auftritt. Lafontaine unterschied zwischen Mann und Weib und dem, was der Natur eines jeden zukomme. Nach der Bestimmung eines jeden mußten jener und diese verschiedene Tugenden haben, und hier, glaubte er, müsse man auch bei der Erziehung den Wink der Natur befolgen. Wie das Mädchen zu häuslichen Tugenden, so müsse der Knabe zu Tugenden für die Welt erzogen werden. Eins von den vielen Beispielen, die hier angeführt werden könnten, liefert sein Graf Gustav mit der Erziehung seines Sohnes. Davon sagt er: „der Knabe lebte unter dem treuherzigen Landvolk im Thal nach seinem Sinn; denn der Vater meinte, daß jede Tugend, besonders des Mannes Stärke und Muth, die Liebe für das freie Vaterland und die Verachtung des Todes nur mit der Freiheit gedeihe, aufwachsen könne, im Leben unter dem Volke in einem warmen Herzen, als Empfindung, nicht als

Lehrsatz im Kopf, den der Lehrer einprägt, und wäre es auch mit den schönsten Beispielen Griechenlands und Roms." (Der Kampf mit den Verhältnissen 2, 218.) Die Ehre freilich, welche nach Schlegel die romantisirte Sittlichkeit ist, glaubte er bekämpfen zu müssen, insofern sie die Stelle des Moralprinzips vertreten soll, und dazu hatte er, wie wir gesehen, seinen guten Grund. Dieser Ehre zog er die treuherzige Ehrlichkeit vor, und stellte sie öfters gegen einander in Kontrast, wobei es allerdings nicht fehlen kann, daß nicht auch aus der rohen Gutherzigkeit eine Rührung entspränge. Warum sollte sie nicht? Und warum sollte er sich dieser nicht auch als eines moralischen Hebels bedienen, da er in vielen Fällen so wirksam seyn kann? Daß er nur dieser Rührung und daneben der Wohlthätigkeit sich als moralischen Hebels bedient habe, ist ein eben so ungegründeter Vorwurf, als daß die Wohlthätigkeit bei ihm nur in dem materiellen Triebe des Gebens bestehe. Es ist wahr, daß es ihm unter gewissen Umständen mit der Wohlthätigkeit hätte ergehen können, wie seinem Vater, den er bei dem gutherzigen Wohlthun wol auch zum Vorbild hatte: allein in seinem Leben bewies er seine Wohlthätigkeit auf eine eben so besonnene als edle Weise, Wohlthaten so wenig verschwendend als damit prunkend. Und in seinen Schriften sollte er sich selbst so verleugnet haben, daß man ihn nicht wieder erkennte?

Mir scheint, daß hierüber die Entscheidung davon abhänge, ob die Wohlthätigkeit, wo sie bei ihm in einem blos materiellen Triebe des Gebens besteht, zu dem Charakter der Person passe; an andern Beispielen hat er hinlänglich gezeigt, wie die wahre Wohlthätigkeit verfahre, und daß es dabei nicht auf das Was, sondern auf das Wie ankomme. Er hat aber auch gezeigt, daß er sehr wohl wisse, was die Hauptsache sey, Kraft und Richtung des Willens, und hat dies nicht blos in Sentenzen ausgesprochen, sondern seine Personen durch die Handlungen darlegen lassen, freilich wol positiv und negativ: war dies aber zu vermeiden, und ist dies Schuld des Sittenmalers? Ein Mann, der schon als Jüngling durch Plutarch sich erhoben und begeistert gefühlt hatte, dessen liebste Lektüre die griechischen und römischen Geschichtschreiber nebst Gibbon und Müller stets blieben, der für das Edle und Große enthusiastisch war, konnte nicht bis zu verzärtelter, weibischer Empfindung, die so oft der Gegenstand seines launigen Spottes war, sich verirren. Er liebte das Muthige des Jünglings, der „das Banner der Freude und der größten Hofnung hoch empor haltend, in das dunkle Leben hineinschreitet, als wäre es nichts als die Bahn des Sieges und des Glücks;" er war selbst ein solcher Jüngling gewesen. Er achtete des Mannes Ausdauer und Festigkeit für edle Zwecke, denn er fühlte dazu die Kraft auch in sich; er achtete diese

Eigenschaften aber auch an den Frauen, die sie nur in einer andern Sphäre beweisen, und oft genug schwerer als der Mann. Weibliche Tugend vereinigt mit weiblichem Zartgefühl empfingen seine reinste Huldigung; die empfindelnde Thörin war ihm zuwider. Wie er von dieser überall das Lächerliche hervorhebt, so sucht er überall jener die Huldigung zu verschaffen, die er selbst dafür empfand.

Womit nun soll er denn den schon so mächtigen Hang zur Erschlaffung und Passivität befördert haben?

Doch, — er soll ihn ja nur befördert haben. Der Hang lag also in dem Zeitalter selbst, und schon als mächtiger. Vielleicht würde man lange umfragen müssen, worin denn das Zeitalter erschlafft und passiv gewesen sey, wenn nicht in Friedrich Schlegels Europa Wilhelm Schlegel den Grund seiner Zerfallenheit mit dem Zeitalter in gewissen Vorlesungen, die eigentlich ein Kommentar zu Tieks humoristischem Prinzen Zerbino sind, verrathen hätte. Das unglückliche Zeitalter war von der Aufklärung angesteckt, „die, weil sie gar keine Ehrerbietung vor dem Dunkel hat, die entschiedenste Gegnerin der Poesie ist, und ihr allen möglichen Abbruch thut," und verlangte in seiner prosaischen Versunkenheit noch Toleranz, Denkfreiheit, Publizität, und sogar — Humanität, und verschmähte dagegen den Aberglauben, die Alchemie,

Astrologie, Magie, diese Elemente der Poesie, zu denen auch die Physik zurückkehren müsse, worauf eine herrliche, ganz poetische Zeit entstehen werde, verklärt von der Glorie — aus dem Vatikan. Einiges, zu jener Zeit Geschriebene, hat Schlegel, nach seiner Versicherung in der Berichtigung einiger Misdeutungen — die katholischer Seits ein gewisser Dr. Smets wieder berichtigt und beleuchtet hat — nicht ohne einen gewissen jugendlichen Leichtsinn aufgestellt; schwerlich jedoch jene Vorlesungen, die weit eher von hypochondrischen Grillen zeugen würden, wenn aus der Verkündigung des Anfangs einer neuen Zeit nicht zu deutlich die Absicht hervorleuchtete, hervorleuchten zu wollen und zu diesem Behuf das Alte zu erneuen und das Neue zu veralten, ungefähr auf dieselbe Weise, wie, auch um jene Zeit, manche theologische Neologen zur alten Orthodoxie zurückkehrten, weil mit der Neologie kein Aussehen mehr zu machen war. Dabei konnte nun unmöglich der arme Lafontaine gut wegkommen, dem alle Lichtausputzer verdächtig waren, und der es sich nicht nehmen ließ, daß Toleranz besser sey als Sektenhaß und Inqvisizionsgerichte, Denkfreiheit besser als Glaubenszwang und dumme Nachbeterei, Publizität — die er Englands Palladium nannte — besser als lettres de cachet, Humanität besser als Bestialität und Brutalität, denn mit der Divinität sey es bei den Verlästerern der Huma-

nität nicht weit her. Den Aberglauben mögte er im Märchen recht wohl leiden, so wie die Astrologie im Wallenstein, gegen die Alchemie aber blieb er mit den Vor- oder Nachurtheilen seiner Mutter behaftet, und bei der Magie in der Physik konnte er, wiewohl ein Schüler von Beireis, und übrigens sehr gut wissend, daß hinter der Erscheinung ein verborgen Wirkendes sey, nicht unterlassen an Taschenspielerkünste zu denken. So tief also war er in der Prosa versunken, und mußte also ausgestoßen werden aus dem neuen ganz poetischen Weltreich, dessen Anfang die Schlegelsche Europa verkündigte, welches aber die wirkliche Europa zu keinem tausendjährigen hat gedeihen lassen, weil sie die drei verhaßten Dinge, die Reformazion, Amerika, und am allerwenigsten das Schießpulver aufzugeben keine Lust hatte, dagegen aber desto größere, die Köpfe durch Politik noch viel ärger zu verwirren, als durch die Poesie, wenn nicht anders die romantische Poesie in die Politik gefahren ist, wie man aus vielen Anzeigen schließen könnte.

Ein Punkt muß aber noch berührt werden: Lafontaine's Kinderliebschaften und die Unschuld seiner Frauen und Mädchen, weil Schlegel jene unnatürlich und unsittlich genannt, an diese aber keinen Glauben hat. Schlegel hat Unrecht mit seiner Behauptung, Lafontaine habe ohne weiteres angenommen, daß das erste, was sich im Menschen rege, das Interesse des einen Ge-

schlechts für das andere sey, und nicht ohne Beschränkung ist die Erfahrung, auf die er sich beruft, daß, wenn ein so frühes Verhältniß statt finde, es sich zuerst als Abweichung offenbare. Da er indeß das Gegentheil nicht ganz ableugnet; so ist hiebei nur auf folgende Einwendung Rücksicht zu nehmen. „Wäre es, sagt Schlegel, erst dahin gekommen, daß Kinder bei einer körperlichen Berührung so heftig empfänden wie Lissow und Käthe im Flaming, da er ihr die Hand zum Schreibenlernen führt, so würde ihre Jugend dem Verwelken näher wie dem Reifen seyn (?), und Eltern und Aufseher billig die Schuld davon tragen." Sollte man doch fast glauben, daß sich Schlegel in dem Falle des alten Predigers befunden hätte, von welchem Lafontaine sagte: „daß sich die Liebe schon im sechszehnten Jahre in ein Herz nisten könnte, wußte er nicht." (Natur und Kunst 26.) Was nun aber den Punkt betrifft, daß für solche Scenen, wie die angeführte, Eltern und Aufseher die Schuld tragen, da hat Schlegel vollkommen Recht. Ist denn nicht aber auch eben dies Lafontaine's Meinung? Und ist sie es nicht selbst bei den weit bedenklicheren Scenen, wo Flaming Versuche mit Ovids Liebesmitteln anstellt? Hat Lafontaine nicht deutlich genug zu verstehen gegeben, daß die Schuld an denen liege, die junge Leute im bedenklichsten Alter mit Ovid bekannt machen?

Nicht so einig wird man Beide in Hinsicht der Unschuld finden, in welcher Lafontaine gänzlich das Wesen schöner Menschheit verkannt haben soll. „Heilige, unwillkürliche Scheu sich hinzugeben, ist Unschuld, nicht Lafontaine's unendliche Arglosigkeit im Hingeben." So sagt Schlegel. Dieser Fall gehört aber in die Kasuistik, und da dürfte vornehmlich gefragt werden: was man denn unter dem Sich hingeben zu verstehen habe? wie weit es sich erstrecke? und was am Ende für Unschuld sicherer Bürge, ob Scheu oder Arglosigkeit? Freilich wird eine unwillkürliche Scheu erfodert, — denn das Heilig dürfte hier doch wol nur Redensart seyn; — aber ist nicht alle Scheu unwillkürlich? Und setzt nicht jede Scheu etwas Scheußliches voraus? Woher denn die Kentniß, oder nur die Ahnung davon, wenn nicht durch Plumpheit oder Roheit das Scheußliche zu Tage liegt, z. B. bei einem Händedruck, einer Umarmung, oder gar einem Kusse, dergleichen es doch wol unschuldige gibt? Wird bei dieser Kentniß, bei dieser Ahnung nicht mehr in der Phantasie sich regen, als bei der Arglosigkeit? Oder gehört es nicht zur Unschuld, daß sie von Sünde nichts weiß? — Unschuld ist ja noch nicht Tugend. — Genug aber; die Kasuisten mögen entscheiden! Ich kann doch mit einem Bekentniß nicht länger zurückhalten, welches ich auf die Gefahr hin thun muß, daß Lafontaine einer vollkommenen

Organisazion ermangelt habe; denn Schlegel sagt: „Je vollkommener die Organisazion ist, um so sichrer müssen auch die Sinne eine edle Entzündbarkeit an sich haben. Fürwahr, so ungestraft auf sie losarbeiten zu dürfen, verriethe nicht Reinheit, sondern eine große Stupidität derselben, und einen Mangel an Phantasie, der nichts weniger als reizend seyn möchte." Ich weiß nicht, von welcher Organisazion Schlegel das Muster mit der edlen Entzündbarkeit der Sinne und der reizenden Phantasie hergenommen hat; was ich aber ganz gewiß weiß, das ist: Lafontaine hat sein Muster ohne alle Entzündbarkeit der Sinne und ohne reizende Phantasie von sich selbst hergenommen. Als angehender Jüngling hatte er wol Scheu, nicht dem geliebten Mädchen sich hinzugeben, sondern nur die Hand desselben zu berühren, keineswegs weil er dies für Sünde gehalten hätte, sondern aus Blödigkeit, als Mann aber konnte er ganz arglos einem schönen Mädchen einen Kuß geben, ohne daß seine Sinne, die doch nichts weniger als stupid waren, edel oder unedel wären entzündet worden; blos aus reiner Herzensfreude. Zwischen zwei Liebenden mag dies wol etwas anders seyn, und man mögte da nicht immer für Sinne und Phantasie einstehen können: gibt es aber auch hier zwischen argloser Vertraulichkeit und Lüsternheit keinen Unterschied? Vertraulichkeit, sage ich, weil Schlegel

sich dieses Wortes bediente, ohne zu bedenken, daß ja eben sie Vertrauen voraussetzt. Und nun gar ein argloses; also ein Vertrauen zwischen zwei Leuten, die an nichts Arges denken. Und dies wäre gegen die Natur? und gegen die guten Sitten? Sonderbar! Wie kommen denn diese hieher, die auf blos konvenzionell nothwendiger Lebensregel beruhen? Und wo bleibt denn die höhere Moralität, die allein in der Poesie gelten soll? Wie es scheint, gebrauchte man jedes Ding da, wo man Nutzen davon ziehen konnte, die höhere Moralität für eine Lucinde, die guten Sitten gegen Lafontaine.

Als Resultat nun von allem diesem kann ich nichts anderes finden, als daß Schlegel nicht parteilos verfahren ist. Niemand wird behaupten können, daß sein Tadel durchaus ungegründet sey; aber er ist nicht nur da, wo er gegründet ist, übertrieben strenge, sondern es ist auch auf manches ein Gewicht gelegt, welches um so weniger hätte darauf gelegt werden sollen, da es aus einem einseitigen oder gar falschen Gesichtspunkte war angesehen worden. Das Schlimmste dabei aber ist der Anschein, daß ein solcher Gesichtspunkt nicht aus Irrthum genommen, sondern geflissentlich gesucht worden ist, und nicht blos aus reiner Liebe zur Poesie.

Von den übrigen, die auf der von Schlegel betretenen Bahn weiter wandelten, ist noch eines Einzigen be-

sonders zu gedenken, und dieser ist Franz Horn, der von dem Verfasser der „schönen Literatur Teutschlands" sagt, daß er Lafontaine mit zu großer Herbigkeit und Säure beurtheilt habe, weil der Eindruck von dessen Romanen aus den Jahren 1808 bis 1811 wol nicht anders als ungünstig habe wirken können. Da nun Franz Horn selbst der Verfasser jener schönen Literatur Teutschlands ist, so ist an der Richtigkeit seines Urtheils darüber nicht zu zweifeln. Von desto größerem Gewicht dürfte daher sein Urtheil über Lafontaine in seinem Werke „die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen" (3, 432 fg.) seyn. Da heißt es: „Ungleich höher (als die vorher Genannten) steht A. Lafontaine an Gelehrsamkeit und Menschenkentniß, geselliger Bildung und Stil; nicht aber an Phantasie; und — nur auf andere Weise — des wahrhaft poetischen Gehaltes (mit seltnen Ausnahmen) gleichfalls ermangelnd. Einzelne Charaktere waren in Flaming, der Familie Halden, und ähnlichen Werken früherer Zeit, leicht und angenehm gezeichnet und erregten Interesse, wenigstens so lange sie noch neu waren; doch wurde der Genuß durch das nicht seltene Hinaufschrauben an sich guter und leiblicher Empfindungen bis zur Krampfhaftigkeit, nicht selten gestört. Zuweilen machte es sich Lafontaine auch schon damals mit der Charakteristik viel zu leicht, und schien uns wol gar zuzumuthen, wir sollten uns durch

Redensarten wie „sehnende Augen, theure Heilige, weinendes Lächeln der Liebe, Engel hinter dem durchsichtigen Schleier eines sterblichen Mädchenkörpers u. s. w." bestechen lassen zu glauben, es stehe nun eine solche Gestalt wirklich vor uns, während der Dichter doch nicht gestaltet hatte. Dennoch blieb einzelnes Löbliche: Offene redliche Gesinnung, einige wohl erfundene Situazionen, beachtenswerthe Bemerkungen, leichter Stil u. s. w. Späterhin, da L. immer mehr und mehr zu schreiben anfing, fand der Tadel stets weitern Spielraum. Es wiederholte sich manches auf eine nur obenhin veränderte Weise, mehrere Charakterrollen wurden stehend, und überhaupt vieles stereotypisch. Man konnte mit ziemlicher Sicherheit vorhersagen, was es für eine Bewandniß habe mit seinen Landedelleuten, bejahrten Husarenobersten, Schiffskapitänen, Rittmeistern und Wachtmeistern, man kannte seine Minister als höchst bedenkliche Charaktere, und versprach sich von seinen Kammerjunkern nie viel Gutes. Es war ihnen allen ihre Wandelbahn ein für allemal angewiesen, sie brachten wenig oder gar nichts Neues mit, und der Stil ward immer farbloser und zerschnittener. Es bedarf hier keiner weitern Ausführlichkeit, da die Kritik längst, nur zuweilen zu bitter, ihr Amt verwaltet hat. Nie aber möge die Summe von Talent vergessen werden, mit welcher Lafontaine einst auftrat, und das einzelne Gute und Angenehme, was er wirklich geleistet

hat. Vieles vereinte sich, um seine Anlagen nicht zur Reife kommen zu lassen, und vor allem scheint der Heißhunger des früherhin fast trunken zujauchzenden Publikums dem gern schenkenden Schriftsteller manches abgelockt zu haben, mit dem er nachher gewiß selbst unzufrieden war. Es scheint diese Vielbeschäftigkeit auch besonders dem Scherz und der Laune geschadet zu haben, die sich bei L. angenehmer zeigte, als bisher anerkannt worden seyn möchte. Leider wurde sie aber auch nur zu bald von der Sentimentalität überflügelt, in der sich L. nie recht frei bewegt, weshalb man seine frühere oft recht harmlose Scherzhaftigkeit darüber fast ganz vergaß."

Um von dem früher Gesagten nichts wiederholen zu müssen, braucht dieses billigere Urtheil nur mit einigen Bemerkungen begleitet zu werden. Voran stehe die, daß Lafontaine's Biograph durch dieses Urtheil bestimmt worden ist, die meisten Stellen gerade aus denen Romanen auszuheben, welche Horns früheres Urtheil bestimmten, und daraus dürfte denn doch erhellen, daß Lafontaine nie etwas so Werthloses geliefert hat, was eine Beachtung der Besseren nicht verdient hätte. Allerdings sind nicht alle seine Romane sich gleich, es gibt bessere und minder gute, gewiß aber keinen, der dem Geiste gar nichts sagte, das Herz in keine Bewegung setzte, und durch den sich nicht eine Ader von Laune hinzöge. Da

er aus dem einmal gewählten Kreise nie wieder heraustrat; so war es freilich unvermeidlich, in den späteren Romanen auf bereits bekannte Physiognomien nicht zu stoßen, und Mancher konnte dabei eine gewisse Einförmigkeit wol ermüdend finden. Man verlangt etwas Neues. Hätte nun aber Lafontaine dessen gar nichts gehabt; so würde er schwerlich in der Gunst der Lesewelt sich so lange erhalten haben. Man wird ihm aber eigentliche Wiederholungen nur wenige nachweisen können, die doch bei ihm so leicht möglich gewesen wären, da er immer nur in dem Romane ganz lebte, den er eben schrieb, was die Frische seines Kolorits erhielt, der früheren aber nicht gedachte, und manchen sogar selbst nicht mehr kannte, ja in der späteren Zeit zu jedem Romane immer zwei Titel gab, weil er nicht wußte, ob er nicht einen schon gebraucht hätte. Nichts desto weniger fehlt es keinem seiner Romane gänzlich an einem Reize der Neuheit, sey es, daß er denselben Charakter aus verschiednen Gesichtspunkten zeigte, oder durch die Mannichfaltigkeit der Situazionen, durch die Abwechselung der Auftritte, durch einzelne hervorstechende Züge, durch treffende Bemerkungen, durch heitre und lebendige Gemälde; und dabei bleibt er sich gleich in etwas, was nie veralten kann, in dem Interessanten seiner Verwicklungen und seiner allgemeinen Tendenz.

Angenommen nun aber, daß seine Erfindung nicht überall neu, seine Anlage nicht überall fehlerfrei, seine Charakteristik nicht überall streng, seine Zeichnung nicht überall ganz korrekt, seine Verwicklung und Entwicklung nicht überall ganz befriedigend sey; was folgt daraus? Nichts weiter, als daß man Schlegeln wird zugeben müssen, Lafontaine habe nicht überall alles geleistet, was man von dem Künstler fodern kann. Angenommen auch ferner, er habe sich bei seinen Menschenschöpfungen nicht zur Idealität erhoben; so wird man zugeben müssen, daß er als Dichter nicht das Höchste erreicht habe, und daß zur höchsten Poesie seine Werke sich nur verhalten wie niederländische Gemälde (die aber hiedurch nicht herabgesetzt werden sollen) zu Raphaelischen.

Nun, so will ich denn nicht blos annehmen, sondern zugeben alle Mängel, die man an dem Künstler und Dichter, oft splitterrichterlich, wirklich aufgefunden und auch nur zu finden vermeint hat: auch nach Abzug von allem diesem bleibt ihm noch Verdienst genug übrig durch die Einwirkung, die er auf sein Zeitalter durch die Anwendung seines Talents als guter Erzähler mit allen den schätzbaren Eigenschaften, die keiner seiner Gegner ihm absprechen konnte, gehabt hat; denn daß ein Schriftsteller, der — ohne Uebertreibung gesagt — Hunderttausende von Lesern hatte, auf sein Zeitalter nicht ohne Einfluß geblieben seyn könne, wird doch wol Niemand leug-

nen wollen. Ob dieser Einfluß freilich allen recht gewesen sey, das ist eine andre Frage; denn dieser Einfluß erstreckt sich auf Vorurtheile der alten und der neuen Zeit, und Vorurtheile pflegt man wie Schooskinder und Schoossünden, und am meisten thun es die, welche durch Vorurtheile gewinnen, zu gewinnen hoffen, weshalb sie die ärgsten Schreier sind, denn sie wollen gehört und erhört seyn.

Lafontaine, ungeachtet er weit entfernt war, von dem Roman moralische oder anderweitige besondere Belehrung zu fodern, bediente sich desselben vom Anfange bis zum Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn als Mittels, sein Zeitalter auf das aufmerksam zu machen, was, nach seiner Ueberzeugung, zum Heile desselben gereichte. Je weniger er es nun darauf anlegte, den Roman in ein moralisches Lehr= oder frommes Erbauungsbuch zu verwandeln, oder nur irgend eine Nutzanwendung hervorzuheben, desto sicherer erreichte er seinen Zweck, und behauptete darum in Scherz und Ernst, der Roman sey nützlicher als selbst die Geschichte. Wie er früherhin bemüht war, seine Zeitgenossen auf den richtigen Gesichtspunkt zur Beurtheilung der Zeitereignisse zu stellen und hinzuwirken auf Aufhebung des Misverhältnisses der Stände zu einander, und vorzubeugen dem allgemein drohenden Unheil, ist aus den Mittheilungen über sein frühestes Schriftstellerleben offenbar. Den Blick auf die

neue Generazion wendend erkannte er die Nothwendigkeit einer Reform der Erziehung, sowohl der alten als der neu begonnenen, von welcher er im Ganzen nicht viel günstiger urtheilte als Schlegel in der Europa, mit welchem er auch den Grundsatz gemein hatte, daß das Leben am besten erziehe. Ohne pädagogische Romane in der Art mancher damals erscheinender schreiben zu wollen, kann man doch vielen eine pädagogische Tendenz zuschreiben, und es ist ein Schatz von echter Erziehungsweisheit darin niedergelegt, der unmöglich unbenutzt bleiben konnte. Sie sind ein goldener Spiegel für Eltern und Erzieher. Die Ueberzeugung, daß ein sittliches und glückliches Leben allein von dem häuslichen Leben ausgehen könne, hielt ihn im Kreise desselben fest; und welcher Dichter hat wol mehr auf das Familienleben eingewirkt? Mehr und vortheilhafter? Von der Zerstreuungssucht heilend sammelte er die Familien um den Hausaltar, an welchem die Tugend Wurzel fassen und das Glück Grund finden sollte. Wie am sichersten dieses erreicht werde, und wie in diesem Kreise aus dem Unglück selbst ein Glück erblühe, hat er eben so einleuchtend und überzeugend dargethan, als von der andern Seite gezeigt, was dieses Glück hindert und zerstört, die eignen Leidenschaften, Mangel an rein sittlichen Grundsätzen, Leichtsinn, Verführung unter den vielfachsten Gestalten, durch sich selbst und durch andere. Alle diese führt er dem Le-

ser vor, und indem er ihn in das Innere seiner Personen einführt, führt er ihn zugleich in das eigne Innere ein. „Eine untergegangene Tugend, sagt er, ist mehr als ein untergegangenes Leben." Darum verliert er die Richtung nach ihr nie aus den Augen, und man wird ihn nicht beschuldigen können, daß er die heiligen Gefühle der Gatten= Eltern= Kindesliebe misbraucht habe, um eine der Tugend nachtheilige Rührung zu bewirken und den Schein der Tugend zu erkünsteln. Ueberall strebte er, das Nachdenken über die menschliche Bestimmung zu wecken, der höheren Welt in uns Anerkennung zu verschaffen und auf das Höchste im Leben die Aufmerksamkeit zu schärfen. Keiner seiner schriftstellerischen Zeitgenossen im Fache des Romans hat mehr für sittliche Bildung, und vorzüglich des weiblichen Geschlechts, gewirkt, als er, der eben darum, weil ihm diese nicht gleichgiltig war, jene antike Ruhe nicht beibehielt, die ihn von dem Verdachte einer falschen Sentimentalität, und gar einer bis zur Krampfhaftigkeit gestiegenen, befreit haben würde. Jean Paul allein, obgleich dessen höhere weibliche Naturen verblasene Nebelgestalten sind, — von seiner Sentimentalität nicht zu reden, — dürfte in dieser Beziehung höher stehen; allein seine Manier war dem Umfange seiner Wirkung hinderlich, und es ist hier doch ein Fall, wo man nicht geradezu behaupten kann, daß Einer mehr werth sey als Hunderte, zumal da noch die Frage

entstehen könnte, ob der Welt mehr gedient seyn würde mit Jean Pauls höheren, oder mit Lafontaine's minder hohen sittlichen Naturen, da jene meist krankhaft und diese gesund sind. Wie dem aber sey; Lafontaine's vortheilhafte Einwirkung auf sittliche Bildung und auf Familienwohl ist unbestreitbar.

„Ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, daß Menschen Handlungen, die sie lesen, mit vollem Herzen bewundern können, und sie doch, wenn sie selbst einmal ähnliche thun sollten, geradehin für Narrheit, für Raserei erklären würden; daß sie einen Menschen in einem Buche mit Abscheu anblicken, und ihn doch im Leben ohne Bedenken zu ihrem Freunde machen könnten. Ach, wäre die Tugend im Leben so liebenswerth, so reizend, wie in einem Romane, es würde kein Mensch lasterhaft seyn. Darum vergießt der Mensch bei einem Schauspiele heiße Thränen der Menschlichkeit, und kann hinterher, noch vor dem Schauspielhause, einem Unglücklichen einen Livre abschlagen, der ihn vom Hungertode gerettet haben würde. Das soll kein Tadel der Schauspiele, der Romane seyn; sie erregen wenigstens Bewunderung und Liebe für die Tugend, wenn auch nicht Tugend selbst." In diesen Worten, die Lafontaine seinem St. Julien in den Mund legte, deutete er auf das hin, was er von seiner eignen Wirksamkeit erwartete; es war das Wenigste, was er zu erwarten berechtigt war. Vollkommen läßt sich

auf seine Romane anwenden, was er in dem Bekentniß am Grabe den angeblichen Selbstbiographen sagen läßt: „Lieber Tod, muß deine Hand mich ergreifen, heute oder übers Jahr, so folge ich. Aber zu reden habe ich nichts mit dir; nur dem Leben will ich Rechenschaft ablegen, dem Menschen! Vielleicht daß er einmal über mich lächelt und in seinen eignen Busen greift, seinen eigenen Schmerz über meinem vergißt, oder seinen Gram mit meinem tröstet. Vielleicht lernt er, daß die Begebenheiten des ganzen menschlichen Geschlechts nichts anders sind als die Begebenheiten einer Familie; ein kleines Drama in einem Zimmerchen, gemischt aus Leid und Freude, aber aus eben dem Stoff gewebt als das große Trauerspiel, worin Könige und Fürsten, Schlachten und Blutvergießen, Dolch und Giftbecher und ganze Armeen auftreten. Der Tod heißt Jeden seinen Königsmantel und seinen Schlafrock abziehen, und trocknet so gut die Thräne und stillt so gut den Seufzer Eines Menschen, als die Thränen und die Seufzer einer Welt. Und Gott bleibt immer; und könnten nicht Thränen und Blut der Thau einer schönern Aernte seyn? und müssen sie es nicht?"

12.

Es war im Jahre 1811, als Lafontaine dieses schrieb, in der Zwischenzeit von zwei großen Trauerspielen, die in seiner Nähe aufgeführt wurden, und von denen besonders das erste durch ganz Teutschland nicht wenig dazu beitrug, die Familien traulicher um den Hausaltar zu versammeln, an welchem er, troß aller Angriffe auf ihn, immer gern gesehen wurde. Die Zeit trug selbst dazu bei, seinem Rath, seiner Warnung größeren Eingang zu verschaffen; man schäßte beim Unglück des öffentlichen Lebens das Glück des häuslichen um so höher, und bei größerer Beschränkung des Luxus trieb jene heroische Gesinnung, die sich nachmals durch die That bewährte, immer tiefere Wurzel. Er selbst fühlte sich in jener Zeit besonders dadurch glücklich, daß seine Lage ihn nicht nöthigte, nach etwas im State zu streben. Nach Auszeichnung hatte er ohnehin nie gestrebt; jeßt aber würde er es nicht gethan haben, wenn er auch früher es gewünscht hätte. Eine einzige, die ihm in jener Zeit zu Theil wurde, war ihm lieb um deren willen, von welchen sie kam; er wurde aber dadurch so überrascht, daß er anfänglich nicht recht daran glauben wollte. Als nach Wiederherstellung der auf Napoleons Befehl aufgehobenen Universität die Fakultäten derselben ihre Rechte wieder auszuüben begannen, beschloß die philosophische

Fakultät, Lafontainen ein Ehrendiplom zu überreichen, welches ihn zum Doktor ernannte. Auf den Vorschlag einiger Mitglieder wurde sein Geburtstag zur Ueberreichung desselben gewählt; Ersch und Voigtel, ihm besonders befreundet, wurden damit beauftragt. Diese fuhren bei ihm vor. Lafontaine sah sie ganz verwundert an, als sie feierlich eintraten und sich als Deputirte der Fakultät erklärten, und unterbrach Voigtels lateinische Anrede mit den Worten: „Lieben Freunde, Ihr wollt Komödie spielen, aber dazu seid Ihr zu alt; Ihr wollt sie mit mir spielen, aber dazu bin ich zu alt. Genug des Scherzes also zu meinem Geburtstage." Erst das Diplom überzeugte ihn, daß man keinen Scherz treibe. Es war ihm sehr angenehm als Beweis der Gesinnung, die man gegen ihn hegte; späterhin sagte er scherzend zu jenen Freunden, sie möchten dabei wol geheime Absichten für das Wohl des Stats, aber gegen das seinige, gehabt haben. „Seht, ich war nichts; denn der Feldprediger war ich gewesen; Kanonikus, wie man mich abusive nennt, wäre ich erst geworden. Da ich nun weder das eine noch das andre gegenwärtig war; so galt ich meines Grundstücks wegen für einen simpeln Bauer. Als solcher stand ich in der fünften Steuerklasse; seitdem ihr mich aber zu einem vornehmen Manne gemacht habt, hat man mir auch die Ehre erzeigt, mich in

die zweite Steuerklasse zu versetzen. Das hat man vom Vornehmseyn."

Seit seiner Rückkehr aus den Feldzügen hatte er nur kleine Ausflüge nach Lauchstädt, Leipzig und Halberstadt gemacht. An diesem Orte ließ er das eine Mal seine Frau bei Klamer Schmidt zurück, dessen Gattin eine Cousine von ihr war, und stillte seine Sehnsucht, noch einmal die Freuden seiner Kindheit und Jugend in seiner Vaterstadt zurück zu rufen. Buchstäblich genau hat er in dem Kampf mit den Verhältnissen seinen Kleemann seine damaligen Empfindungen schildern lassen. „An jedem Brunnen — schreibt dieser — blieb ich stehen, um auf das frohe Geplauder der Mädchen zu horchen, die Wasser holten. Ich ging mit beflügelten Sohlen in den Schwarm der Kinder hinein, die aus der Schule zurückkamen. Beim Ausrufer blieb ich stehen, um sogleich an etwas Oeffentlichem meiner Vaterstadt Theil zu nehmen; ach, wol nur, um nicht zu schnell an mein väterliches Haus zu kommen, dessen Anblick mich zu sehr bewegen würde! Endlich, da stand es, mit seiner großen Freitreppe, das Schaugerüst meiner Kindheit und der Spielplatz aller Kinder umher. Ich stand mitten auf der Gasse, und betrachtete mit steigender Empfindung meine alte Welt, unsers Nachbars Haus, des Beckers, mit den Ein- und Ausgehenden, den Schmidt gegenüber mit seinem Feuer und Hämmern, daneben ein gro-

ßes Haus, noch immer baufällig, von lauter kleinen Leuten bewohnt, die nichts hatten, als Kinder, und das mein Vater die Arche Noah nannte. Welche frohe Empfindungen für mein Herz, und für die Kinder, denen ich das ganze Waarenlager einer alten bekannten Frau kaufte, die noch an derselben Ecke mit Obst und mit den Aposteln und Propheten aus Goldpapier handelte. Lange wankte ich; endlich stieg ich die Stufen vor dem väterlichen Hause hinauf, schellte — o der Ton dieser Glocke brachte mein Herz in Aufruhr — ein Mädchen von sechszehn Jahren öfnete mir die Thür." — Von nun an weicht aber die Erzählung ab, denn Lafontaine ließ sich von dem, freilich ängstlich gewordenen, Mädchen nicht eilig abfertigen, sondern eilte sogleich von einem Plätzchen zum andern, so daß das Mädchen darum ängstlich wurde, weil sie meinte, dieser fremde Mann sey nicht recht bei Sinnen, und deshalb die Nachbarn herbeirief. Eilig kamen diese auch zu Hilfe, und vielleicht würde Lafontaine einen schlimmen Ausgang aus dem Vaterhause gehabt haben, wenn nicht auch der Becker Unverzagt herbei geeilt wäre. So wie dieser den fremden seltsamen Mann, der sich hier eingedrängt hatte, näher betrachtete, rief er aus: „August, August! bist Du's?" Freudig fiel er ihm um den Hals, rief dann den Umstehenden zu: „Das ist ja Fontaine!" und die Freude war nun groß, selbst für das sechszehnjährige Mädchen; für

keinen aber größer, als für Lafontaine selbst, der sehr gern auf diese Scene zurückkam. Noch einmal aber eine Reise nach Braunschweig zu machen, die ich ihm einige Male vorschlug und so gern mit ihm gemacht hätte, war er nicht zu bewegen. „Nein, sagte er, jene Empfindung kann ich doch nicht wieder haben, und es hat sich zu viel verändert." Eben so erging es ihm mit Scheningen.

Bei jeder kleinen Reise, die er machte, bestimmte er seiner Frau die Zeit der Rückkehr allezeit später, als er zurückzukehren willens war. Er wollte ihr Angst ersparen, wenn ja ein Zufall die Rückkehr verspäten sollte. Da er nun aber fast jedesmal vor der bestimmten Zeit zurück gekommen war; so half das Mittel am Ende nichts, und darüber wurde er ängstlich, wenn die Rückreise sich verzögerte. Aus Gefälligkeit fuhr er mehrmals mit mir nach Leipzig, wo er eben so wenig jemand besuchte, als einen Spazirgang machte, sondern sich die kleine Tauchnitzische Ausgabe irgend eines Klassikers kaufte, den er ganz ruhig bis zur Zeit der Abreise las. War diese aber gekommen und ich noch nicht da, so konnte ich gewiß seyn, ihn unruhig zu finden, den Wagen aber zur Abfuhr bereit.

Von größeren Reisen hatte dies ihn immer abgehalten. Als aber Niemeyer ihm 1811 eine Reise vorschlug, deren Zielpunkt Venedig seyn, und die über Wien zurück gehen sollte, erklärte er sich bereit dazu,

wenn sein Freund die einzige Bedingung eingehen wolle, ihm nie zuzumuthen, daß er ihn auch bei seinen Besuchen begleite, und daß er die Besuchten ihm nicht zuführe. Lafontaine wußte, daß der Kanzler Niemeyer nicht nur eine weit ausgebreitete Bekantschaft hatte, die er, wohin er kam, gern erneuerte, sondern daß er es auch liebte, mit berühmten oder namhaften Männern neue Bekantschaften anzuknüpfen, worüber Lafontaine den Zweck, den er hatte, ganz unbeachtet sich den Eindrücken hinzugeben, zu verlieren fürchtete. Beide sagten sich gegenseitig unbedingte Freiheit zu, und so wurde denn die Reise, noch in Begleitung zweier jungen Aerzte, des jetzigen Professors Niemeyer zu Halle und des Dr. Keuffel, am 11ten Julius angetreten. Bis nach Venedig hin machte man nur größere Pausen zu Jena, Nürnberg, Augsburg, München, Inspruk, Trient, Verona, Vicenza und Padua; am 30sten schon fuhren die Reisenden in einer Barke auf der Brenta Venedig zu, von wo sie nach einem viertägigen Aufenthalt auf einem Kanale nach Mestre hinüberfuhren, über Treviso, Conegliano, Campo Formio, Udine, durch Krain und Steiermark ihren Weg nach Wien nahmen, wo sie am 12ten August anlangten, und bis zum 26sten verweilten, über Stockerau, Budweis, Deutschbrod, Collin, Böhmischbrod nach Prag eilten, und von da nach einem dreitägigen Aufenthalt über Teplitz den Weg nach Dresden

nahmen. Hier verweilten sie wieder mehrere Tage, und am 7ten September kamen sie nach Halle zurück.

Obschon diese Reise nur ein Ausflug war, so blieb doch nichts Merkwürdiges unbemerkt, von den Kirchen und Grabstätten in Nürnberg, dem Rathhaus in Augsburg, dem Museum in München, und dem Grabmahl Maximilians in Inspruk an bis zu dem Amphitheater in Verona und der Signoria und dem botanischen Garten in Padua, den Herrlichkeiten von Venedig und Wien, dem Zimmer in dem Wirthshause zur Sonne zwei Stunden von Collin, worin Friedrich der Große seinen Aufenthalt genommen, der Brücke und der Schloßkirche zu Prag mit dem Grabmahl des h. Nepomuk, und der Gemäldegallerie und dem Antikenkabinet zu Dresden. Hievon, so wie von Betrachtungen, zu welchen Treviso als Geburtsort des Gothenkönigs Totila, Campo Formio durch seinen Friedensschluß, die Schlachtfelder von Donauwerth und Collin, die Spuren der Kriegszerstörung in Tirol und die Theater, welche man überall besuchte, veranlaßten, würde man gewiß viel Trefliches lesen können, wenn Niemeyer auch diesen Theil seiner Reisen herausgegeben hätte; hier kommt es uns aber auf dieses alles nicht an, sondern lediglich auf das, was Lafontaine dabei vorzüglich interessirt hat, und demnach zu Vollendung seiner Charakteristik dienen kann.

Was er von Italien gesehen, hatte keineswegs den Eindruck auf ihn gemacht, den er erwartet hatte. Die großartige Natur der Tirolerberge und die reizenden Landschaften in Steiermark zog er den italienischen Gegenden weit vor, und behauptete, daß man durch die Augen enthusiastischer Reisebeschreiber sehen müsse, wenn man über verdorrte Wiesen und jene so gerühmten Weinguirlanden, die sich von Baum zu Baum hinzögen, in Entzückung gerathen sollte; wer seine eignen Augen gebrauche, vorausgesetzt, daß diese gut sähen, könne dies nichts weniger als bezaubernd finden. Ob es nicht an dem besonders heißen Jahre könne gelegen haben, daß er nichts schöner habe finden können, als es bei uns ist, ließ er dahin gestellt; daß er aber von dem romantischen Gesindel der Räuber und Banditen, der Gauner von Vetturinen und Wirthen nichts fand, ließ er nicht dahin gestellt, sondern belobte darüber die trefliche französische Polizei. Die Städte mit ihrem großartigen Ansehn, ihren Palästen und Prachtgebäuden gefielen ihm allerdings, aber nur so lange, als er nicht an deren Unwohnlichkeit dachte, die den Besitzer in seinen großen Sälen frieren läßt und ihn nöthigt auf dem Kaffeehause zu arbeiten. Die Ueberreste des Alterthums machten auf ihn weit größeren Eindruck, den vorzüglichsten das Amphitheater von Verona. Alle seine Erwartung aber übertraf Venedig. In dieser ehemaligen Beherrscherin des Meeres, auf 72 Inseln

gegründet, war er wie in ein Feenland verzaubert. Schon von fern ergriff ihn der Anblick dieser Stadt, die mit ihren vielen Thürmen aus dem Meere selbst emporzusteigen schien, so wie bei der Einfahrt in den großen Kanal die Brücke Rialto und die herrlichen Paläste, die sich zu beiden Seiten hinab erstrecken. Man eilte auf den St. Markusplatz, säumte nicht die vorzüglichsten Gebäude und das von Meistern der Venezianischen Schule Vorhandene zu betrachten. Unter allem Sehenswürdigem nahm besonders das Arsenal Lafontaine's Aufmerksamkeit in Anspruch, wo über 2000 Menschen beschäftigt, für alle zum Schiffsbau erfoderlichen Arbeiten eigne Werkstätten errichtet, in einem großen Saale Risse und Modelle von Schiffen aller Art zu sehen waren, den merkwürdigen Waffensaal, mit seinen alten und neuen Waffen und türkischer Beute, ungerechnet. Das Glück begünstigte ihn auch dadurch, daß er den Rivoli, ein neu erbautes Kriegsschiff von 64 Kanonen, welches man so eben vom Stapel gelassen hatte, nicht blos von außen bewundern, sondern nach seiner ganzen innern Einrichtung betrachten konnte. Ungemein interessant war es ihm, in dem Gewimmel von Gondeln in den unzähligen Kanälen, welche die Stadt durchschneiden und zum Theil die Straßen bilden; oder auf der Laguna umher zu treiben und mit den Barcarolis, die ihn an die Halloren erinnerten, so genau bekannt zu machen, als es seine Unkunde mit

ihrem Dialekt nur irgend verstatten wollte. Eines Morgens fuhr die ganze Gesellschaft nach einem entlegenen Fort, um die Aussicht auf das adriatische Meer zu genießen. Lafontaine stand zwar bewundernd vor dieser unabsehbaren Wasserwelt und ihrer majestätischen Bewegung; allein von allem, was er gesehen, war ihm nichts erhebender gewesen, und darum unvergeßlicher, als eine Fahrt bei Nacht auf der Laguna. Die schwarze venezianische Gondel, auf der er fuhr, erinnerte ihn an den Sarg, und seine Fahrt bei der tiefen Stille umher, nur unterbrochen von dem fernen Geräusch des Meeres, um so mehr an Uebergang in die Ewigkeit, da er bei dem reinsten Sternenhimmel über sich und dessen Abspiegelung unter sich, schon aus der Zeit entrückt schien, und nur aus der Ferne noch die irdischen Töne verhallen hörte.

Wie sehr ihn aber auch Venedigs erster Anblick entzückt, und wie großen Genuß ihm so viel nie Gesehenes, ja kaum Geahnetes, gewährt hatte, so sehnte er sich doch bald daraus hinweg. Nicht weil er die Republik vermißt hätte, denn zu dem Verlust einer Republik, wie hier gewesen war, wünschte er Venedig Glück, sondern weil er theils von so vielen unaufhörlich sich drängenden Eindrükken wie betäubt wurde, theils weil er das viele Unangenehme in dieser Feenwelt auch kennen gelernt hatte, und den Einfluß davon zu empfinden anfing. Er sehnte sich

wieder nach grünem Boden, belaubten Bäumen und reiner Luft.

Die Italiener im Allgemeinen hatte er als einen treuherzigen Menschenschlag gefunden, mit dem sich gut umgehen ließe. Von ihrer Reizbarkeit machte er jedoch auch eine Erfahrung, die von schlimmen Folgen hätte seyn können. Er saß eines Tages — wo ich nicht irre in Padua — vor seinem Wirthshause, und fand sich bald von Bettlern, von denen es wimmelte, umlagert. Mit einer Hand voll Lires glaubte er die Bereicherung seiner physiognomischen Kentnisse nicht zu theuer zu erkaufen. Einem, der sich zu allen möglichen Diensten erbot, gab er ein Stück Geld, um ihm, zu Orangen, die er für die Reise erkauft hatte, Zucker zu holen. Dieser kam, brachte aber nur eine ganz kleine Tüte voll, jedoch das übrige Geld zurück. Lafontaine, darüber verwundert, sagt ihm, daß er mehr Zucker haben wolle, erhält aber zum zweiten Male auch nur eine so kleine Tüte. In der Meinung, daß man ihn necken wolle, läßt er sich unmuthig über diese kleinen Tüten aus. Eine daneben stehende Frau bedeutet ihn, daß der Zucker hier nicht anders verkauft werde; er will der Frau danken und dabei ein schmeichelhaftes Wort gebrauchen, und redet sie mit Ragazza an. Kaum ist das unglückliche Wort über seine Lippen, als die Frau und mit ihr der ganze Haufe wie wüthend auf ihn losstürmt, ohne daß er begreifen

kann, welcher Dämon auf einmal in sie gefahren ist. Zum Glück kam eben seine Reisegesellschaft hinzu, und eröfnete beiden Theilen das Misverständniß, wodurch das rauschende Finale zu dieser Opera buffa unterbrochen wurde.

Lafontaine sehnte sich fast so sehr, als ehemals der jüngere Plinius, den Comer See und dessen reizende Umgebungen zu sehen: da aber Niemeyer von der Zeit bedrängt war, und der Aufenthalt in Wien hätte verkürzt werden müssen, so eilte man dieser Kaiserstadt zu, in welcher sich denn auch Lafontaine äußerst behaglich befand.

Einige Male hatte er bis hieher von seiner festgesetzten Bedingung keinen Gebrauch gemacht; er hatte in Jena Griesbach, in Erlangen Ammon kennen gelernt, und in München, weil er mit Schlichtegroll schon früher befreundet war, auch an dem glänzenden Gastmahl Theil genommen, womit man die Reisenden beehrte, und wobei er auch Jacobi kennen lernte. Von da an hatte er zu Hinweisung auf seine Bedingung keine Veranlassung gefunden; in Wien machte er sie geltend, denn er wollte eben Wien und die Wiener kennen lernen. Deshalb trennten sich hier die Wege Beider, mit Ausnahme des Genusses an den verschiedenen Theatern, völlig, und in einem derselben sah es Niemeyer wol, daß es nicht anginge ihn zu verrathen, wozu er doch bisweilen Lust hatte. Das Gedräng in diesem Theater war unge-

mein groß, und ein junges niedliches Mädchen neben Lafontaine seufzte: „ach, der dicke Herr hier!" Niemeyer, dies hörend, sagt: „Liebes Kind, wenn Sie wüßten, wer der dicke Herr ist, Sie würden ihn gewiß freundlich ansehen." Im Nu war Lafontaine weg. Er selbst verrieth sich eben so wenig. Eines Morgens war er eben mit seinem Anzug beschäftigt, als ein ihm Unbekannter hereintrat, der sich als den Leibarzt v. Frank ankündigte, welcher dem Herrn Kanzler seinen Gegenbesuch machen wolle. Niemeyer war schon ausgegangen, Lafontaine sagt, daß er es ihm melden würde. Unvermerkt kommen beide mit einander ins Gespräch, bei dessen Ende Frank fragt, mit wem er denn die Ehre habe — —. „Des Herrn Kanzlers Kammerdiener!" Am andern Tage sagt Frank zu Niemeyer im Laufe des Gesprächs: „Woher haben Sie denn Ihren Kammerdiener? Das ist ein Mann von Geist." Verwundert entgegnet Niemeyer: „Kammerdiener? Ich habe keinen. — Und ein Mann von Geist? — Und doch — wie sah er denn aus?" — Nun, ziemlich groß und sehr stark. — „Ich errathe, lächelte Niemeyer; und jetzt muß ich verrathen; das ist der Schelm Lafontaine gewesen, der sich verleugnet, weil er keine Besuche machen will." Er machte dagegen Bekanntschaften genug, nur wußte er die Personen, mit denen er bekannt geworden, nicht zu nennen; denn da er nicht nach seinem Namen gefragt zu werden

wünschte, so fragte er auch andere nicht nach den ihrigen, an dem Stande derselben aber lag ihm gar nichts. Vom Morgen bis zum Abend trieb er sich in dem Gewühl der Menge umher, und verfehlte keinen Platz, wo er das Leben der Wiener konnte kennen lernen. Geld brauchte er nicht zu schonen, da er nie ein solcher Krösus gewesen war, als hier, indem der Umtausch seines Silbergeldes gegen Papiergeld ihn unglaublich bereicherte. Ein sehr feines Kleid, welches er sich machen ließ, kostete ihm nach unserm Gelde nur drei Thaler, das Theater bezahlte er mit kaum sechs Pfennigen, und so war es verhältnißmäßig mit allem; er hatte daher gar nicht Ursache seine Papiergulden zu schonen. Mit großem Vergnügen weilte er im Prater, zumal da er dort regelmäßig eine Gesellschaft traf, die ihm so lieb geworden war, als er ihr. An einem Nachmittage kam Niemeyer heran, und zauderte anfangs ein wenig näher zu treten, da er der Gesellschaft, die es sich, Lafontaine mit, durch Ausziehen der Röcke sehr beqvem gemacht hatte, nicht recht traute, weil er hierin die Wiener Sitte nicht kannte. Als er aber doch hinzugetreten war, sprach er von dem Caroussel, welches der Kaiser am andern Tage zu Lachsenburg geben werde, bedauernd, hiezu keine Zulaßkarte haben erhalten zu können. Einer von der Gesellschaft erbot sich, eine zu verschaffen, und rief sogleich einem andern zu, daß er eine zweite müsse schaffen können. Nie-

meyer, jetzt noch mehr verwundert als vorher, fing nun an zu fragen, und es ergab sich, daß die Gesellschaft aus lauter Personen bestand, die zu den edelsten Geschlechtern des Kaiserstates gehörten. Beide erhielten Zulaßkarten und wohnten dem Karoussel bei. Mehr als an diesem erfreute Lafontaine sich an der gegen 20000 starken Menschenmasse außerhalb der Schranken, vorzüglich aber an der Kaiserlichen Familie, nicht wegen ihres Prunkes, sondern wegen des ganz Prunklosen, Einfachen und Natürlichen.

Von Wien, welches sie sehr befriedigt verließen, reiseten Niemeyer und Lafontaine allein der Heimath zu, denn die beiden jungen Aerzte blieben zurück. Prag war nächst Venedig die einzige Stadt, von welcher Lafontaine sagte, daß sie ihm imponirt habe. Er sah dort zum letzten Male seinen Bruder, der als Maler daselbst sich niedergelassen hatte, und lernte dessen Familie kennen. In Dresden sagte er zu Niemeyer: „hier mache ich auch einen Besuch; versagen Sie sich nicht, ich lade Sie gleich zu Tische ein wie mich selbst. Ich gehe jetzt zum Kanzler v. Hünerbein." — „Lieber Lafontaine, sagte Niemeyer, Sie fallen ja zuletzt ganz aus ihrem Charakter. Sie, der keinen Besuch machen wollte —" — „Ich mache hier einen, und freue mich darauf, denn, lieber Niemeyer, hier ist die Rede von einem Jugendfreunde.

Wo ich Sie aber einführe, da bedarf es keines Ceremoniels."

In der heitersten Stimmung kehrten beide zurück. Niemeyer rief die Erinnerung an so viele neue Bekantschaften zurück, Lafontaine neckte ihn damit, daß er sie alle für die eine, die er in München gemacht, hingeben würde. „Hm! doch wol das schöne Mädchen?" — Allerdings. — In München hatten nämlich die jungen Aerzte ein Mädchen im Wirthshaus entdeckt, von deren ungemeinen Schönheit sie so viel rühmten, daß die älteren Herren begierig wurden sich selbst zu überzeugen, ob die jüngeren auch recht gesehen hätten. Da man vermuthete, daß es die Tochter vom Hause sey, so wurde der Mutter ein Besuch gemacht, über den sie sehr erfreut war. Die Tochter war da, und man überzeugte sich vollkommen, daß die Aussage von ihrer Schönheit nicht übertrieben gewesen. Die Mutter wendete sich aber an Lafontaine, stellte ihn der Tochter vor, und sagte, daß sie sehnlich gewünscht ihn zu sehen, und daß sie deshalb heute aus dem Kloster, in welchem sie erzogen werde, geholt worden sey. Diesem schönen und frommen Gesicht gegenüber fiel es Lafontainen nicht ein sich zu verleugnen, und er ärntete am Ende für die vielen schönen Stunden, die das schöne Mädchen ihm dankte, süßen Lohn in einem Kusse ein, den er für heilsamen Balsam auf seine Wunden erklärte.

Nach der Rückkehr von dieser Reise entfernte sich Lafontaine nur noch einmal auf längere Zeit von Halle, aber nicht ohne seine Gattin, sondern um dieser willen, und in Begleitung von seinem Freunde Ersch. Als im Jahre 1813 der neue Feldzug begann, war vorauszusehen, daß Halle wenigstens sehr beunruhigt werden würde, und Lafontaine's Frau, eingedenk des früher erlittenen Ungemachs, äußerte den Wunsch, unter den jetzt drohenden Umständen Halle lieber zu verlassen. Man wählte Zerbst zum Zufluchtsort, und die Folge bewies, daß man wohlgethan hatte, die eigne Wohnung zu verlassen, denn man fand bei der Rückkunft, daß diese bei dem Bombardement von Halle, welches der Lützner Schlacht vorherging, nicht wenig gelitten hatte. Die Erinnerung an Zerbst blieb übrigens Lafontainen stets sehr angenehm, besonders aber auch darum, weil er dort an Wachsmuth einen neuen Freund gewonnen und dies die erste Veranlassung gegeben hatte, daß nachmals sein Freund in die von ihm gewünschte und für ihn geeignete akademische Laufbahn kam.

Ein unruhigeres Jahr, als das damalige, hat er aber nie erlebt. Er erhielt die Ueberzeugung, daß die letzte Hofnung auf ein ruhiges Alter für ihn verloren sey, denn das Landgut, wozu sein Verleger Sander gesammelt hatte, ging nebst allem dazu Gesammelten, einem gar nicht unbeträchtlichen Kapital, bei dem Unglück,

welches diesen traf, verloren. Ungeachtet er nun, bei herannahendem Alter, wol auf dieses Kapital gerechnet hatte, so sagte er hierüber doch nichts weiter, als: „Sander hat es doch immer gut mit mir gemeint; er war mein Freund; es thut mir sehr leid um ihn." Weit mehr beunruhigte ihn der Ausgang des Krieges, vorzüglich nach dem Waffenstillstand, während dessen er mit seinen Freunden litt, da auf Kaiserlichen Befehl die Universität war aufgehoben worden. Seine Unruhe erreichte den höchsten Grad, als der Kriegsschauplatz immer näher rückte, wobei er noch einmal seine Wohnung zu verlassen sich genöthigt sah. Der Wechsel von Truppen und von Nachrichten, und damit das rastlose Schwanken zwischen Furcht und Hofnung, machten ihn unfähig zu jeder seiner gewohnten Thätigkeiten, und unstät trieb er sich umher bis zur Nacht des 18ten Oktobers, einer Nacht voll bangen Entsetzens für alle Einwohner von Halle. Napoleon hatte gedroht, Halle anzünden zu lassen; die Schlacht von Leipzig war geschlagen; aber keine Kunde da von ihrem Ausgang. Die Furcht war am Abend durch schnelles Wegschaffen französischer Gefangener vermehrt; ängstlich harrte jeder dessen, was der Morgen bringen werde. Nach Mitternacht gibt ihm ein Offizier Nachricht vom Siege der Verbündeten. Dies hören, aufspringen, und nach dem Rathhaus eilen, ist Eins. „Ist hier Nachricht eingegangen vom Siege?" — So

eben. „Wie? und noch verkündigt es Trommel und Ausruf nicht der ängstlich harrenden Stadt? Schnell, schnell! hier ist keine Minute zu zögern!" — und fort stürmt er von einem Freunde zum andern, und ruft unter den Fenstern die frohe Botschaft aus, und kommt athemlos zurück: „Gott Lob! nun können alle ruhig schlafen!"

Alle seine Unruhe war nun vorüber; jetzt aber ließ ihn die Freude zu keiner Ruhe kommen, und in dieser Freude war er der beste Kamerad der Kosaken und Baschkiren, die gar bald ein Gegenstand seiner angelegentlichsten Beobachtung wurden. Höchst glückliche Tage folgten für ihn, der Tag der Preußischen Besitznahme und der Wiederherstellung der Universität. „Da, sagte er, wurden wir wieder ehrlich gemacht."

An sich selbst hatte er dabei auch nicht entfernt gedacht; ihn beglückte das Glück seines Königs und seiner Freunde; schöne Hofnungen für die Zukunft hegte er nicht für sich, sondern für Europa. Für ihn selbst aber war eine schönere Zukunft bereitet, die mit dem Tage begann, an welchem seine Luise, die schöne, blühende, heitere Jungfrau, im Jahre 1816 mit dem Geliebten, seines Freundes Niemeyer zweitem Sohne (jetzt Professor und Direktor des Konsistoriums in Greifswalde) verbunden wurde. In dem Glück dieser Ehe fand er von nun an, fast ausschließlich, das seinige, zumal seit

der Geburt der ersten Enkelin; in welcher er noch eine Sophie aufblühen sah. Mit jedem Geburtstag eines neuen Enkels — denn den Großvater ließ er sich nicht nehmen — feierte er nun ein Säkular-Freudenfest, und an jedem Tage freute er sich auf die Stunde, wo man die Kleinen zu ihm brachte, und die er oft selbst abholte, weil er die Stunde nicht erwarten konnte. Er entzog sich keineswegs den Gesellschaften, in deren jeder man ihn stets freudig begrüßte, weil er jede erheiterte und belebte; jeder andern Gesellschaft aber zog er die seines Familienkreises und des um ihn neu aufblühenden Geschlechtes vor.

Hätte er noch niemals das Glück des häuslichen Lebens als das vorzüglichste, einzig wahre gepriesen, so würde er es in dieser Zeit gethan haben, in welcher er dasselbe so ganz und so rein genoß. Er that denn dies auch jetzt, und selbst in den Erzählungen, die ihm eigentlich der Patriotismus eingab, und in denen sein durch die Scenen des Kriegs aufgeregtes Gemüth sich zu erkennen gibt. Ein Zufall aber brachte ihn dahin, seine bisherige schriftstellerische Laufbahn jetzt bald zu schließen. Mangel an Theilnahme des Publikums oder verminderter Gewinn konnte ihn auch jetzt, nach einem Zeitraum von dreißig Jahren, nicht dazu bestimmen. Seine jetzigen Verleger, Professor Maaß und Dr. Eberhard, jener Besitzer der damaligen Ruffschen, dieser der Ren=

gerschen Buchhandlung, beide selbst rühmlich bekannte Schriftsteller, waren seine Freunde; mit dem letzteren gab er gemeinschaftlich die Zeitschrift Salina heraus, an welcher jedoch seine Theilnahme nur sehr gering war. In Folge des Kriegs hatte sich allerdings der Absatz seiner Schriften vermindert, allein meist nur nach dem Ausland hin, nicht in Teutschland selbst, und er hatte nie Ursache über den Ertrag von seinen Schriften zu klagen. Daß sein Andenken aber auch im Ausland fortlebte, bewiesen ihm selbst während des Krieges die häufigen Besuche, die er von russischen, polnischen und schwedischen Offizieren bis zum höchsten Range erhielt. Auch Damen, und unter diesen die Fürstin Gallizin, fehlten nicht. Eine Engländerin hatte 1820 nur seinetwegen ihre Reise über Halle genommen. Bei ihrem Besuche äußerte sie gegen mich, während Lafontaine einen Augenblick abwesend seyn mußte, den Wunsch, eine Feder von ihm zu erhalten. Ich versicherte ihr, daß er sie gewiß nicht geben würde, daß aber hier Stehlen wol keine Sünde sey. Diese beging sie denn auch. Lafontaine konnte also durch keine äußere Ursache bestimmt werden, die bisherige Laufbahn jetzt, und für immer, zu verlassen.

13.

Er las in einer Recension, Aeschylus übertreffe an Erhabenheit den Shakespeare. Dieses Urtheil war ihm höchst auffallend, da er Shakespeare über alle stellte. Aeschylus war ihm fremder geworden; jetzt griff er wieder nach ihm, blos in der Absicht, um die Giltigkeit jenes Urtheils selbst beurtheilen zu können. Sein Interesse an dem hochsinnigen Dichter wuchs von Tage zu Tage. Er las ihn aber in der Ausgabe von Schütz, und in dieser führten bald die Exkurse und Anmerkungen ihn weiter und immer weiter, so daß er, je länger desto mehr, seinen ursprünglichen Zweck aus den Augen verlor. Die grammatischen und metrischen Schwierigkeiten, auf die er stieß, führten ihn zunächst zu Buttmann und Hermann, dann zu Hoogeveen, Viger, Lambert Bos, und alle diese studirte er mit großem, anhaltendem Eifer. Er verglich dann Matthiä mit Buttmann, Apel mit Hermann. Je mehr er studirte, desto mehr stieß er auf Schwierigkeiten. Die Bemerkungen, die er bei dieser Lektüre gemacht hatte, reizten ihn zu eignen Untersuchungen, und er glaubte, gewiß mit Recht, nicht sicherer seinen Zweck erreichen zu können, als durch fortgesetzte Lektüre der griechischen Klassiker selbst. So ging er denn zu den übrigen Tragikern und Aristophanes fort, ging zu Homer zurück,

zu den Lyrikern und Bukolikern vorwärts, und las dann ziemlich in chronologischer Ordnung die Prosaiker, immer mit einem Rückblick auf die Werke der vorhin genannten Theoretiker. Da er nicht von ihnen ausgegangen, nicht vor der Lekture der Klassiker ihre Lehrsätze als allgemein giltig sich eingeprägt hatte, so erhielt er sich einen durchaus unbefangenen Sinn. Die Bemerkungen, die er über sie machte, wuchsen bedeutend an, mit ihnen seine Zweifel an der Richtigkeit mancher ihrer Behauptungen. Mistrauischer jedoch gegen sich, als gegen die Philologen vom Fache, begann er eine neue Prüfung. Mit der unermüdetsten Geduld las er um einer Partikel, einer Ellipse, und nun vollends um einer grammatischen oder metrischen Regel willen, alle jene Klassiker wieder durch, und bemerkte alle die Stellen, in denen sich das, was er eben suchte, wieder fand. Jahre lang hatte er sich so beschäftigt mit lauter Ausgaben, die den bloßen Text enthielten, keine Angaben der verschiedenen Lesarten, keine sonstigen Anmerkungen. Hierauf wurde er erst von seinen Freunden aufmerksam gemacht, die er alle in das Interesse für das, was ihm das Interessanteste geworden war, zu ziehen suchte. Statt daß er sonst mit jedem auf das eingegangen war, wovon er glaubte, daß es für diesen das meiste Interesse habe, mußten jetzt alle seine Freunde darauf gefaßt seyn, daß er gewiß auf griechische Sprache und Litteratur kommen würde, wo-

bei es nicht selten heftige Debatten gab, denen kaum seine Frau mit ihren sanften Warnungen Einhalt thun konnte, was ihr sonst selten fehlschlug.

Hatten nun aber seine Freunde mit ihren Hinweisungen auf die verschiedenen Lesarten und Anmerkungen geglaubt, entweder ihn zu beruhigen oder ihm gar sein Studium zu verleiden, so mußten sie doch bald ihren Irrthum erkennen. Keins von beiden fand statt; sie hatten ihn nur zu Untersuchungen ganz neuer Art hingetrieben, die er mit einem fast leidenschaftlichen Eifer verfolgte. Woher kommen denn diese verschiedenen Lesarten? Dies war die Frage, die ihn aufs angelegentlichste beschäftigte. Eine Geschichte der Handschriften, nach welcher ihm verlangte, konnte man ihm nicht nachweisen, die allgemeine Antwort war: von den Abschreibern komme jene Verschiedenheit her. Je mehr er darüber nachdachte, welche Fehler durch Abschreiben möglicher Weise entstehen könnten, desto gewisser schien es ihm, daß wenigstens nicht alle hiedurch entstanden wären, und dies veranlaßte ihn zu einer neuen Theorie der Textverbesserung, zunächst der Tragiker, worin er — ohne das Abschreiben der Handschriften gänzlich in Abrede zu stellen — zu erweisen suchte, daß die vielen Fehler in den Tragikern durch Diktiren entstanden seyen. Wohl einsehend aber, daß diese Untersuchung die unfruchtbarste von der Welt seyn würde, wenn nichts dabei

heraus käme, als daß die Fehler im Texte meistens Gehör- und nicht Gesichtsfehler sind, führte er sie weiter fort bis zur Beantwortung der Frage: wie sprach der Grieche zu der Zeit, da die alten Handschriften verdorben wurden, seine Sprache, seine Buchstaben, seine Silben, seine Worte? Er hoffte, daß man durch Fortsetzung dieser von ihm angeregten Untersuchung, wegen deren er auch mit großem Eifer die Inschriften studirte und verglich, zur Ermittelung der Gesetze, welchen der Klang gehorcht, gelangen, und daß dies selbst für die Grammatik, für die Lehre von den Dialekten, für den Geist der Sprache einen bisher nicht geahneten Gewinn geben könne und werde. Wenigstens werde die Verbesserung des Textes der Autoren eine Sicherheit gewinnen, die sie bis jetzt noch nicht habe. Ganz folgerichtig war seine Behauptung, daß der von den Philologen befolgte Grundsatz, eine Lesart sey richtig, sobald alle Handschriften übereinstimmten, nicht richtig sey, weil ja allen Handschriften eine einzige könne zum Grunde gelegen haben, und mithin ein Fehler in dieser in alle übrigen habe kommen müssen. Nach seiner Voraussetzung, der Dichter habe vollkommen verständlich geschrieben und der Sinn des Dichters liege in den verdorbenen Worten des Textes, machte er an die Kritik die Anfoderungen, sie solle 1) den Sinn des Dichters herstellen, klar, hell, deutlich, vollständig, ohne einer Note, eines Zusatzes,

einer Erklärung, einer Paraphrase zu bedürfen, 2) seine eigentlichen Worte, die den Sinn enthalten, aus den Worten, die der verdorbene Text enthält, und 3) dieselbe Folge der Worte, also das Metrum ebenfalls aus den Worten des verdorbenen Textes in derselben Folge.

Es ist wol wahr, sagte er, die Erklärer geben sehr oft in den Anmerkungen den Sinn einer Stelle an, aber im Texte steht er nicht, und da muß er doch stehen. Im Aeschylus hatte er nun zuerst alle dunklen Stellen sich blos angemerkt, dann aus einer Ahnung seiner Theorie Versuche von Abänderungen gemacht; je mehr aber seine Theorie sich bei ihm entwickelte, je fester er an die Richtigkeit derselben zu glauben anfing, desto geflissentlicher ging er auf seine Versuche aus, und konnte Tage, ja Wochenlang mit einem einzigen aufs angelegentlichste sich beschäftigen; er lebte nur in dieser Beschäftigung.

Bisher war nicht die Rede davon gewesen, daß er von allem diesem etwas wolle drucken lassen, und seine Freunde erfreuten sich an der großen Freude, die ihm diese Beschäftigung gab. Kaum aber hatte er vom Herausgeben etwas verlauten lassen, als er fast alle seine Freunde in Gegner verwandelt sah. Vielen würde dies sehr unangenehm gewesen seyn, ihm aber war es recht, denn nun hatte er Gelegenheit darüber zu disputiren, und er disputirte mit einem Eifer und einem Feuer, als ob sein ganzes Wohl davon abhinge. Nie jedoch gerieth

er in größeren Eifer, als wenn man seine Abänderungen der Kühnheit beschuldigte. „Was ist kühner, sagte er, wenn ich einzelne Buchstaben nach dem Laut abändere, das Wort aber und der Vers mir heilig bleibt, oder wenn die Philologen ganze Verse ausstreichen, ganze Stellen versetzen, und die Verse umändern wie ihnen gut dünkt? Dies nenne ich kühn. Was ich thue, das thun sie auch, aber nur wenn sie recht bescheiden sind." So diente alles, was man that, um ihn von seinem Vorhaben abzuschrecken, nur zur Beförderung desselben; mit unablässigem Eifer arbeitete er an einer Ausgabe des Aeschylus in seinem Sinne.

Zwei Bände, von denen der erste den Agamemnon, der zweite die Choephoren enthält, sind (1822) erschienen, und im Jahre 1826 ließ er des Euripides Hekuba nachfolgen. Die Ausgabe des schwersten griechischen Tragikers von einem Manne, den man nur als Romanschriftsteller auftreten zu sehen gewohnt war, befremdete, und die Philologen vom Fache mögen sie wol nur mit Lächeln oder gar mit Kopfschütteln in die Hand genommen haben. Ob bei näherer Ansicht nicht manches sie doch auf andre Weise befremdet haben möge, hat man bei dem Stillschweigen, welches sie beobachteten, nicht erfahren. Einigen Stimmen, die sich für ihn erhoben hatten, soll man sogar Stillschweigen geboten haben. Daß man nicht das Gegründete mancher seiner sprach-

lichen Bemerkungen, wie z. B. der über die Ellipse εἰ δὲ und εἰ δὲ μή, das Streben nach Ergründung über manche Punkte der Grammatik und Metrik, so wie das Feine in mehreren seiner ästhetischen Bemerkungen, anerkannt haben sollte, war fast unmöglich; auf die Hauptsache jedoch ging man eigentlich nicht ein. Leider! war er nicht davon abzubringen gewesen, nur den gewöhnlichen Text zu geben und seine Abänderungen desselben als Muthmaßungen unter den Text zu setzen; denn, sagte er, thun denn die andern nicht alle das, was ich thue; und was ihnen recht wäre, sollte mir nicht billig seyn? Gewiß hatte er hierin nicht ganz Unrecht, allein er erwog dabei nicht, daß er ein vielleicht schon anstößiges Prinzip für die Textberichtigung aufgestellt hatte, und daß er deshalb mit um so größerer Behutsamkeit hätte zu Werke gehen müssen. Da er dies nun aber nicht gethan, so war die Folge davon, daß man von einem Verfahren, wie er hier eingeleitet hatte, wol gar Besorgniß für die klassische Litteratur hegte, welche selbst seine billigsten Beurtheiler scheu machte.

Vor Herausgabe der Hekuba bat ich ihn selbst, nur doch den alten Text zu schonen. Er legte mir mehrere Ausgaben vor, und sagte, daß ich einmal vergleichen und ihm dann den alten Text angeben möchte. Dann fügte er hinzu: „Je weiter ich fortschreite, desto gewisser wird es mir, daß meine Theorie von der Verderbung der

griechischen Schriftsteller und ihrer Verbesserung vollkommen richtig ist. Der hochpoetische Aeschylus ist gerade auf die Weise verdorben wie der klare und leichtere Xenophon. Erzählt Aeschylus, so fallen selten Verderbnisse vor. Wird aber der Dialog leidenschaftlich, springend; so faßten die ungebildeten Nachschreiber den Sinn nicht mehr, und dies ging in lyrischen Stellen, wo sogar die Sprache dem Nachschreiber fremd wurde, noch weiter. In den erzählenden Theilen bei Xenophon kommen selten Verderbnisse vor, denn der Nachschreiber konnte der fortschreitenden Erzählung, die sich selbst dadurch berichtigt, folgen. Machte aber Xenophon neue Reflexionen, oder legt er sie redenden Personen in den Mund, so kommen auch sogleich Verderbnisse; der Nachschreiber konnte nicht mehr folgen, er schrieb was er zu hören glaubte, und also falsch. Die Abschreiber hätten diese Art Fehler nicht machen können; sie hatten ja die richtige Abschrift vor Augen. Waren die Verderbnisse Fehler des Versehens, so mußten sie durch das ganze Buch gleich vertheilt seyn. Geben sich aber die Interpreten Rechenschaft hievon? Und ich sollte, weil sie es nicht thun, nicht meinen Weg gehen?" Dabei legte er mir seine bei der Lektüre Xenophons in dieser Beziehung gemachten Bemerkungen vor, die sich über die ganze Kyropädie und Anabasis erstreckten.

Möge er nun Recht gehabt haben oder nicht, so wird wol schwerlich, auch nach dem was er öffentlich mitge-

theilt hat, irgend ein Billiger ihm ableugnen, daß er nicht leichtsinnig zu Werke gegangen ist: und daß, wenn er auch manches für neu hielt, was es nicht war, sich doch auch des Neuen und Aufregenden bei ihm gar Manches findet, welches wenigstens dazu beitragen kann, manche Untersuchung für noch nicht gänzlich abgeschlossen zu halten. Seine Liebe zur griechischen Litteratur war so außerordentlich, daß er nichts mehr beklagte, als ihr nicht dreißig Jahre früher alle seine Kraft zugewendet zu haben. Mit dem größten Ernst und Eifer betrieb er seine Ausgabe, und meinte es durchaus redlich mit der Sache: sonst würde er nicht, wo ihm ein Zweifel aufstieß, dem langwierigsten und mühsamsten Studium sich unterzogen haben, um denselben zu lösen. Sein ernstes Studium, sein treuer Fleiß hätten es allein verdient, daß man das Treffende bei ihm mehr anerkannt, seinen Irrthum aber wirklich widerlegt hätte, was man nicht gethan hat. Uebrigens brachte er diesem Studium das größte Opfer, denn für seine Ausgabe der beiden Tragödien des Aeschylus erhielt er kein Honorar, und versäumte darüber das zu schreiben, was ihm Gewinn gebracht hätte. Für die Ausgabe der Hekuba erhielt er Honorar, jedoch ein, im Verhältniß zu dem, welches er für einen Roman erhielt, nur geringes; er versicherte mich aber, über das größte Honorar, das er jemals erhalten, nicht eine solche Freude gehabt zu haben.

14.

Während der ganzen Zeit, in welcher er sich so angelegentlich mit der griechischen Sprache und Litteratur beschäftigte, würde er an gar keinen Roman wieder gedacht und seine ökonomischen Verhältnisse gewiß sehr verschlimmert haben, wenn nicht die Rücksicht auf die geliebte Gattin, deren Sorge ihn mehr drückte als seine eigne, ihm noch einmal die Feder dazu in die Hand gegeben hätte.

Die Stiefgeschwister war der letzte Roman, den er schrieb, aber mit widerstrebendem Geiste, und in einer Zeit voll Sorgen und Kummers. Das Glück, welches ihm einige Jahre so freundlich gelächelt hatte, schien sich auf einmal gänzlich von ihm wenden zu wollen. Seit dem Jahre 1820 raubte der Tod ihm mehrere theure Glieder seines Familienkreises. Zwei Schwestern seiner Gattin starben binnen kurzer Frist, sie selbst sah er mit tiefem Schmerz dem Grabe näher und immer näher zuwanken; sie entschlief am 7ten April 1822; ihr folgte im nächsten Jahre einer seiner Enkel; eine hitzige Krankheit raffte seine Tochter Luise in der Fülle der Jugend, Gesundheit und Kraft, mitten unter den schönsten Hofnungen, schnell hinweg; und zu Ostern 1823 ging Niemeyer an den Ort seiner neuen Bestimmung ab, und ihm, dem geliebten Sohne, dem treuen Freunde, dem Genossen

aller seiner Freuden und Leiden, folgten seine Kinder. So sah sich Lafontaine verlassen von allem, was seinem Herzen das Theuerste gewesen, sein Haus war verödet, und verödet fühlte er sich selbst.

So viele Fassung er in Gefahren, so viel Muth er im Unglück bewies, so konnte er doch kleinmüthig und furchtsam werden, wenigstens äußerst ängstlich, wenn die Gefahr, das Unglück ihm erst bevorstand. Er hatte bisher immer geglaubt, daß er diesen Zug seiner Persönlichkeit seinem St. Julien ganz genau gegeben habe, den er sagen läßt: „Diese Kleinmüthigkeit habe ich gehabt, so lange ich mich kenne. Nichts ist mir lächerlicher, als daß ich bei aller dieser kindischen Furchtsamkeit von meinen Freunden dennoch für einen großen Philosophen gehalten wurde. Und doch hatten sie nicht ganz Unrecht; denn gegen das wirkliche Unglück, sobald ich dessen Grenzen kannte, bewies ich eine Standhaftigkeit, die einem Epiktet Ehre gemacht haben würde. — — Nichts ist für mich Bedürfniß, und ich weiß, daß ich mich gewöhnen könnte, Alles zu entbehren; nur muß ich dies nicht fürchten dürfen. Das scheint unmöglich; aber ich versichre dem Leser, daß es so ist." Bisher war es auch immer so gewesen, nicht mehr so war es aber, nachdem das höchste Unglück ihn getroffen, der Tod seiner Gattin. Durch diesen war seine Kraft gebrochen, seine bis daher so feste Gesundheit fing an zu wanken und wurde nie völ-

lig wieder die vorige. Zum ersten Mal bettlägerig fand ich ihn, als ich nach der Nachricht vom Tode seiner Luise zu ihm kam: nun aber, da er gewiß war, er habe alles verloren, trat er ganz wieder in seinen Charakter zurück, gewann jedoch viel später erst seine Heiterkeit wieder, und zwar durch den Zwang, den er sich anthat, seine Freunde durch keine Misstimmung zu belästigen. Der Verlust seiner Freunde war ja das Einzige, was er in seinem — wie er wünschte und hoffte — nur noch kurzem Leben zu fürchten hatte.

Jahre vergingen indeß, ehe er wie sein Hans Norden von sich selbst sagen konnte: „Guter Gott, o wie viel von meinem Schmerze hat die Zeit genommen! Aber von ihrem Andenken nichts! O ich danke dem Vater der Natur, daß er den Menschen so gemacht hat, daß er von einem Himmel durch den Schmerz in den andern springt; o ich danke ihm, daß er, wie dem geliebten, gestorbenen Menschen ein Grab zur Hülle, auch dem Schmerze ein verhüllendes Grab gab: die Zeit." (Die beiden Bräute III. 62.)

Wenn er allein war, lebte er jetzt blos unter und mit den Griechen, um seine Existenz ganz unbekümmert. Seine Freunde waren besorgter um ihn, als er selbst. Sie munterten ihn auf, einen Roman zu schreiben; er ischlug das geradezu ab. Auch meinen Vorschlag, seine in Almanachen und Taschenbüchern noch zerstreuten Er=

zählungen in einigen Bändchen zu sammeln, lehnte er ab. Da er indeß den geheimen Beweggrund zu solchen Anmahnungen recht gut entdeckte; so sagte er einst: „Ihr meint wol gar, ich werde in Noth gerathen! Seid unbesorgt! Ich verkaufe mein Grundstück, und von dem Ertrage dieses Kapitals werde ich ganz gut leben. Ihr glaubt nicht, wie wenig zum Leben gehört, und wie gering meine Bedürfnisse sind, und wie leicht es mir ist, auch diese wenigen zu beschränken."

Zur großen Freude seiner Freunde sollte es dazu nicht kommen. Die Gerechtigkeit unsers Königs duldete nicht, daß für die Verluste, welche viele seiner Unterthanen durch die Abtretung eines Ländergebiets an das Königreich Westphalen hatten erleiden müssen, keine Entschädigung gegeben würde. Diese erhielt nun auch Lafontaine ohne alles sein Zuthun für seine verlorene Präbende, und sah nun die letzten Jahre seines Lebens — Dank sey es dem edlen Könige! — gesichert. Es wurde ihm dadurch auch eine andre Last vom Herzen genommen, die Nothwendigkeit des Verkaufs seines Grundstücks, an den er, wie leicht er auch davon sprach, doch darum nicht gern dachte, weil damit die andre Nothwendigkeit verbunden war, seinen Gärtner und seine Haushälterin zu entlassen. Erst als diese ihm ankündigten, daß sie einander heirathen und einen kleinen Handel anlegen wollten, entschloß er sich zum Verkaufe und zur Beziehung einer Woh-

nung in der Stadt. Auch hier widerriethen seine Freunde, aus Besorgniß, daß er die gewohnte Annehmlichkeit schmerzlich entbehren würde. „Was seid ihr doch wunderlich, sagte er. Mir, auf dem Punkte, worauf das Schicksal mich jetzt gestellt hat, wird nur eins schwer zu entbehren, und das sind meine Freunde. Wollt ihr mich denn zum Klausner machen? Oder glaubt ihr nicht, daß ich bei gar zu schlechtem Wetter im Winter euch schmerzlich entbehrt habe, und daß, wenn ihr ja kamt, mir das Opfer, welches ihr mir brachtet, nicht wehe that? Wol hätte ich euch besuchen können, euch aber fürchte ich zu stören, denn ihr alle habt Berufsarbeiten, die ich nicht habe. Ihr müßt also zu mir kommen, der keine andre Gesellschaft hat, als seine Bücher. Ihr wißt aber, das beste Buch ist mir nicht so lieb als ein Freund. Es bleibt also dabei, ich ziehe in die Stadt!"

Er wußte in seinem Garten, wann jeder Strauch, jede Blume blühte, konnte fast den Tag bestimmen, wann der Finke, die Amsel, die Nachtigall bei ihm ankamen, die sich so gern bei ihm aufhielten, weil sie nirgends ungestörter waren; er hatte seine eignen Plätzchen, an denen er mit dem größten Interesse seine Naturbeobachtungen anstellte, unten an der Saale über die Fische, über Ameisen- und Wespenrepubliken, oben in dem größten seiner Zimmer, dessen Fenster im Sommer und Winter nur zur Hälfte von einem Laden geschlossen wurden, weil

hinter deren Schutze Sperlinge und Spinnen sich angesiedelt hatten, mit denen er ganz vertraut war, und denen er alle Nachbarpflichten der Liebe erwies. Frühling und Herbst besonders eröfneten ihm stets ein weites Feld zu Beobachtungen, die ihn immer zu ernsten Betrachtungen über die Oekonomie der Natur im Großen und Kleinen, über Instinkt und Vernunft, über Leben, Tod und Unsterblichkeit, aufregten. Diese stillen Beschäftigungen hatten einen so großen Reiz für ihn, die Bewegung, die er sich hier machte, war ihm so nothwendig, die Plätzchen zur Ruhe durch viele Erinnerungen so erfreulich für ihn, daß man gar wohl einen nachtheiligen Einfluß von dem Entbehren alles dessen für ihn besorgen konnte. Wir hatten geirrt. Nachdem sein Entschluß gefaßt war, handelte er nach seiner Weise rasch; sein Grundstück wurde eben so schnell verkauft, als er es ehemals gekauft hatte. Es kam nun darauf an, eine passende Wohnung für ihn zu finden. Zu irgend einem seiner Freunde zu ziehen, lehnte er entschieden ab; in der Nähe von ihnen aber wollte er seyn. Seiner an den Dr. Hänert verheiratheten Nichte gelang es, ihm eine Wohnung zu verschaffen ganz nach seinem Wunsche, bei einer Familie, die ihn wie einen Vater verehrte, und darum die treueste Pflege und Sorge für ihn trug bis zu seinem letzten Augenblicke. Wir freuten uns mit ihm der so glücklich getroffenen Wahl. Niemals hat er sein Haus und seinen

Garten wieder betreten; er freute sich aber, als er nachmals hörte, daß sie in Mühlenbruchs Besitz gekommen waren.

Das Getümmel und Treiben der Menschen auf den Straßen hatte für ihn den Reiz der Neuheit; an Bewegung ließ er es nicht fehlen, denn er machte täglich Wanderungen von zwei und mehr Stunden in die Umgegend; schloß sich einer Gesellschaft von Freunden an, die auf dem benachbarten Gasthause zur Traube täglich in den ersten Nachmittagsstunden zusammen kam, und die bei ihrem Wechsel von ernster und scherzender Unterhaltung ganz nach seinem Sinne war; Abends sah er wenigstens einen seiner näheren Freunde bei sich, und es kamen auch neue und jüngere hinzu, die er litterarisch in sein Interesse, und die ihn in das ihrige zogen. So wurde er allmälig wieder, wie er gewesen, voll Theilnahme an wichtigen neuen Erscheinungen in der Litteratur und voll Lust und Liebe zum Disputiren, die er aber sonderbarer Weise nicht eingestehen wollte. Mir, der nur über Platon und Xenophon mit ihm im Streite lag, rief er öfters zu, daß ich ihm doch widersprechen solle, und ich mußte ihm versichern, daß ich es nicht könne, weil ich seiner Meinung sey, was er mir bisweilen wol gar bestritt; andern seiner Freunde dagegen warf er Disputirsucht vor, und hatte bei dem einen sich sogar den Grund von Entstehung derselben erdacht. „Er ist einmal Rektor ge-

wesen, sagte er, da haben ihm seine Schüler nicht widersprechen dürfen, und deshalb kann er keinen Widerspruch leiden." Er nahm sich auch vor, gar nicht mit ihm zu disputiren, konnte es aber nicht lassen, was denn zu manchen komischen Scenen Anlaß gab. Wir alle freuten uns seiner Disputirlust, denn sein Eifer verjüngte ihn, sein Witz und seine Laune ergötzten, und es fehlte nicht an Blitzen des Genies, die eine weitere Beachtung verdienten. Der Gegenstand seines Streites gehörte meist dem Gebiete der Philologie und Philosophie an, über die er auch das Meiste las. Zu den Schriften, die in dieser Zeit sein Interesse vorzüglich in Anspruch nahmen, gehört Kanngießers Alterthumswissenschaft, Ritters Vorhalle europäischer Völkergeschichte, O. Müllers Geschichten hellenischer Stämme, Schleiermachers Dogmatik, Lindners Philosophie der religiösen Ideen, Philipps über die nächsten Ursachen der materiellen Erscheinungen des Universums, und Alix Théorie de l'univers. Alle diese Schriften sind in gewissem Sinne — versteht sich, nicht in politischem, — revoluzionär, aber eben die neuen und originellen Ansichten, das Auffodern zu neuer Prüfung in ihnen hatte für ihn, der ja selbst zu den Revoluzionären gehörte, den größten Reiz, und gaben ihm Anlaß zum Disputiren, wobei es ihm aber besonders mit Alix erging, wie Göthen mit der Farbenlehre, daß alle Mathematiker gegen ihn waren. Sehr

gern hätte er sich auch noch eine Kentniß des Hegelschen Systems verschafft, allein in dessen Sprache dessen Geist aufzufinden, wollte ihm nicht gelingen, und die mündlichen Mittheilungen darüber genügten ihm nicht. „Ich merke wol, sagte er, ich muß zu meinen Griechen zurückkehren." Das that er denn auch. Am meisten las er jetzt Xenophon und Luzian, aber nicht nur an diesen, sondern auch an andern Prosaisten und Dichtern setzte er seine kritische Arbeit fort, legte sich für jeden ein eignes Bändchen an, in welches er seine Bemerkungen eintrug, und freute sich über jeden Zuwachs, den er erhielt. Bisweilen lächelte er wol selbst darüber, und sagte: „es ist wahr, ich komme dem Griechischen täglich mehr auf die Spur; aber im Grunde ist's doch eitel Thorheit, was ich treibe, denn der Welt nützt es nicht um einen Deut." Er konnte sich aber nicht davon losreißen.

So verlebte er in wieder gewonnener Heiterkeit mehrere Jahre, bis der Tod vier seiner vertrauten Freunde, den Oberbergrath Meschker, Jakob, Ersch und Niemeyer, alle schnell und unbefürchtet, ihm entriß. Von dem Schmerze, den er empfand, äußerte er wenig, — nur bei dem Tode seiner Frau hatte er ihn übermannt, — allein wer ihn genauer kannte, dem konnte die veränderte Stimmung seines Gemüths nicht entgehen. Bisher hatte er immer behauptet: „mit unserm Kopfe allein, die Philosophen und Moralisten mögen

sagen was sie wollen, sind wir Menschen göttlichen Geschlechts, alles andre, Fähigkeiten, Gemüth, Moralität, unsre Tugenden, unsre Wünsche, unser Leben gehört der armen Erde an, auf der alles veränderlich, vergänglich ist, wie Aeschylus treffend von der Mutter Erde sagte. Nur die erhabenen Gedanken: das Daseyn Gottes, Freiheit des Willens, Verpflichtung zur Moralität, Ewigkeit, Unsterblichkeit, sind die Flügel, womit unser Geist über die vergängliche Erde, über die schweren unzerreißbaren Fesseln der Naturnothwendigkeit, die unsern Willen, unsre That, unser Leben gefesselt hält, über die ringend fallende Menschheit, über die Zeit und über das Grab sich zu Gott erhebt. Nur unser Geist denket Freiheit des Willens, und nur das heißt: er denkt Gott; und dadurch, daß wir ihn denken, sind wir göttlichen Geschlechts." Er kam dadurch mit seiner früheren Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Herzens insofern in Widerspruch, als er dieselbe hiedurch auf das Erdenleben beschränkte; jetzt kehrte er mehr und mehr zu seiner früheren Ueberzeugung zurück; wenigstens beschäftigte er sich sehr oft mit dem Gedanken an persönliche Fortdauer und an Wiedersehen. Disputirten wir hierüber, so sagte er wol: „Nun meinetwegen! Ich weiß freilich nicht, was ich, und was mit mir werden kann; worauf ich mich aber freuen kann, das weiß ich." Und nun konnte er die Scene, wenn wir uns wiedertreffen würden, und wie

er uns erwarten und einführen würde, mit einer solchen Liebe ausmalen, daß es unmöglich war, ungerührt zu bleiben, und die Disputazion endigte in einer herzlichen Umarmung.

Nicht aber blos den Tod eines Freundes, sondern auch dessen Verlust im Leben fürchtete er immer mehr. Von einem hatte er sich ganz fest eingebildet, er könne den Luzian nicht leiden, weil er ihn für einen Religionsspötter halte: und da nun dieser einst, Unpäßlichkeit halber, eine Woche lang ihn nicht besucht hatte; so quälte er sich mit dem Gedanken ihn durch irgend etwas verscheucht zu haben. Den Freund gekränkt und ihn verloren zu haben, schmerzte ihn beides gleich sehr, er konnte aber keine Ursache dazu auffinden. „Habe ich denn, sagte er, etwa vom Luzian mit ihm gesprochen? Den hält er für einen Religionsspötter, worin er aber Unrecht hat, wenn er dabei an das Christenthum denkt, denn Luzian kann davon fast gar nichts gewußt haben. Mit den griechischen Göttern freilich treibt er Spott; die sind aber auch danach. Ich kenne keinen größeren Beweis davon, wie tief die Religiosität in der menschlichen Natur gegründet seyn muß, als daß die Griechen Respekt vor ihren Göttern hatten, diesem Gesindel, das samt und sonders, wenn es unter uns lebte, in den Zuchthäusern raspeln und spinnen müßte. Hat denn Luzian gegen die nicht Recht? Und hat er nicht durch deren Verspottung dem Christen-

thum den größten Vortheil gebracht? Aber ich wollte, daß er, so ein herrlicher Kopf er auch und so lieb er mir ist, samt seinen Göttern beim Kukuk wäre, wenn ich den Freund darüber verlieren soll. Weiß es Gott, ich habe ihn herzlich lieb! Und wenn ich ihm nur nicht wehe gethan habe!" — „So eben, rief ich ihm zu, widerlegt er alle Ihre Vermuthungen durch die That, denn er kommt auf das Haus zu." — „Wirklich? rief er voller Freude; nun, Gott sey Dank!"

Eines Abends fragte er mich, wie lange Ersch nun todt sey. „Ach, sagte er dann, es ist traurig, aber freilich auch gut, daß Sterben und Vergessenwerden so nah an einander grenzt. — Nun, es muß so seyn! Bin ich doch noch nicht gestorben, und bin vergessen." Dies war das einzige Mal, daß er eine solche Aeußerung that. Daß indeß auch diese Vermuthung ungegründet sey, widerlegte sich durch die That. Von Leipzig aus ward er um Erlaubniß ersucht, eine Auswahl seiner Schriften drucken zu dürfen; von Strasburg in Westpreußen und von Stuttgart aus erhielt er Anträge zur Veranstaltung einer Ausgabe seiner sämtlichen Werke in Duodezformat, und der letztere Antrag war mit einem ansehnlichen Honorargebot begleitet. So angenehm ihm diese Anträge waren, so bedurfte es doch langer Ueberredung, um ihn zu einer Antwort zu bewegen. Den ersten Antrag lehnte er ab, weil er der einzelnen Verleger wegen eine solche

Erlaubniß nicht geben zu dürfen überzeugt war; von der Annahme der andern schreckte ihn zunächst der Gedanke ab, daß er sich doch einer Umarbeitung manches Romans, der er sich nicht mehr gewachsen glaubte, unterziehen müßte. Deshalb hielt er die Sache so lange hin, bis sein Zaudern, durch hinzugetretene Umstände, sie unmöglich gemacht hatte. Die einzige Folge von diesen Anträgen war, daß er selbst nun mehrere seiner Romane und Erzählungen wieder las, was er bisher nie gethan; er las sie aber auch jetzt nur theils in französischen, theils in holländischen Uebersetzungen, die man ihm zugeschickt hatte. Mit gleicher Unparteilichkeit äußerte er Beifall und Misfallen, woraus man deutlich sah, daß er bei einer neuen Ausgabe mit geziemender Strenge würde verfahren seyn.

Das größte Vergnügen, welches er noch erlebte, war mehrere Jahre hinter einander der Besuch des Freundes seiner Kindheit und seiner Jugend, des Predigers Elten, den er innigst liebte. Der Besuch des Vaters seiner Luise weckte ihm doppelt schmerzliche Erinnerungen; als aber Niemeyer von Greifswalde mit seinen Kindern nach Halle kam, da war er noch einmal in seine vorigen glücklichsten Tage zurück versetzt. Seitdem sanken seine Kräfte fortwährend; der körperliche Umfang war längst geschwunden. Im Frühjahr 1829 gebrauchten wir gemeinschaftlich eine Brunnenkur; nach einigen Wo-

chen erklärte er mir, daß wir die gemeinschaftlichen Spazirgänge aufgeben müßten, weil Gehen und Sprechen, was doch nicht unterbliebe, ihn erschöpfe; wir kamen deshalb blos in einem Garten zusammen. Kurz darauf entzog er sich aller Gesellschaft, selbst der ihm so lieb gewordenen auf der Traube, und beschränkte sich auf kleine einsame Spazirgänge. Von seinen geistigen Kräften war eine Abnahme nur an seinem Gedächtniß bemerkbar, besonders in Ansehung der Namen und Zahlen, weshalb er bei einer historischen Streitfrage wol in einem komischen Zorne zu sagen pflegte, die Geschichte sey eine recht gute Wissenschaft, sie müsse nur die verwünschten Namen und Zahlen nicht haben, die sie eigentlich auch gar nicht brauche. Als darüber Freund Voigtel lachte, sagte er: Nun, nun, Sie denken wol als Professor der Geschichte und Verfasser genealogischer Tabellen, daß Sie das allein wüßten, ich aber nichts davon. Ich habe eine tüchtige Genealogie im Kopfe, und will sie Ihnen wol besser hersagen, als Sie es können." Ohne den mindesten Anstoß sagte er das ganze Geschlechtsregister aus der Genesis her, welches er in der Kindheit seiner Großmutter zu Liebe auswendig gelernt hatte. Er verwechselte häufig die Namen seiner Freunde, und konnte sich auf Namen von Personen, die er sehr genau kannte, aber nicht so oft sah, nicht besinnen, was einige Male, weil er, um nicht anzustoßen, nicht fragen mochte, drollige

Auftritte veranlaßte. So sprach er einst über eine halbe Stunde lang mit dem Konsistorialrath Koch von lauter Taktik und Strategik, bis dieser ihm endlich sagte: Lafontaine, Sie kennen mich wol nicht mehr? — „Ei, rief er, was wollt' ich nicht, Herr Major!" — „Ich bin ja aber Koch!" — Er sah ihn etwas verwundert an, und sagte: „Wahrhaftig! — Ihr rother Adler da hat mich konfus gemacht." Selbst auf Eberhards Namen konnte er sich einmal nicht besinnen. Erst als dieser ihm sagte: „Sie kennen mich wol gar nicht; ich bin ja der selige Ersch!" antwortete er: Nein, Sie sind der Schelm Eberhard.

Die Abnahme seines Gedächtnisses, mit Ausnahme seiner Erinnerungen aus den Tagen des Jugendlebens, wurde immer größer. Daß sie aber ihm selbst sehr fühlbar geworden sey, konnten seine Freunde nur aus seiner Bitte schließen, ihn ja zu erinnern, wenn er etwa in derselben Stunde dasselbe zweimal erzählte, besonders aber aus seiner Klage gegen eine Freundin, daß er seinen Freunden lästig und langweilig seyn müsse, denn er sehe ja wol jedem, der allein bei ihm sey, die Freude an, wenn ein Dritter hinzukomme. Diese Befürchtung war aber ganz ungegründet; denn wie sehr auch sein Gedächtniß geschwunden war, sein Geist war und blieb ungeschwächt. Sein Raisonnement blieb immer gleich bündig, mit jugendlichem

Feuer disputirte er, und heitre Laune, Witz und Satire verließen ihn nicht. Mit gleichem Eifer trieb er auch sein Studium fort; neben den Griechen las er aber jetzt nur noch einige Zeitschriften und die Zeitungen; besonders die allgemeine Zeitung erwartete er jedesmal mit großer Ungeduld, und bezahlte doppelt, um sie sogleich von der Post zu erhalten. Die Umwandlungen der Politik, die er in drittehalb Menschenaltern erlebt, waren für ihn ein wichtiger Gegenstand des Nachdenkens. So viele Wünsche sah er erfüllt, so viel für unmöglich Gehaltenes wirklich geworden; warum hätte er nicht noch mehr hoffen sollen von der Zukunft? Er hoffte; aber unleidlich war ihm das politische Schreien und Stürmen. „Die Thoren", sagte er, sie wissen nicht, daß ein Kind in Windeln kein Mann seyn kann, und anstatt es zum Manne zu erziehen, spannen sie es auf das Bett des Prokrustes und recken ihm die Glieder aus." Die Gegenwart führte ihn zurück in die alte Geschichte, und die Vergleichung gab ihm eine epische Ruhe bei Betrachtung der Zeitereignisse, aus welcher ihn nichts herausbringen konnte, als der Gedanke an die Nachrichten, die man damals von seiner Vaterstadt vernahm; weit mehr aber noch der Gedanke an Don Miguel, von dem er sagte, er sey der einzige Mensch, den er hasse, und für den er Qualen ersinnen könne. „Ihm auch an-

thun?" fragten wir. Er hätte gern Ja gesagt, sagte es aber nicht.

Bei seinen einsamen Spazirgängen, deren Ziel er immer kürzer setzte, waren Kinder sein vorzügliches Augenmerk, und in den Straßen, durch die er ging, kannten ihn alle und liefen ihm freundlich entgegen. Für sie hatte er auch immer seine Taschen angefüllt, so wie in seiner Wohnung einen Kasten, woraus er die Kinder in seiner Nachbarschaft beschenkte, auf die er seine Beobachtung richtete, nachdem er auch seine kleinen Spazirgänge hatte aufgeben müssen. Am Fenster sitzend konnte er ihren Spielen und Streitigkeiten Stunden lang zusehen und zuhören; ging der Streit etwa in zu harten Kampf aus, so machte er wol auch vom Fenster aus den Schiedsrichter. Ganz genau kannte er die Charaktere aller dieser Kinder, und vergnügte sich daran, sich mit ihnen in die Zukunft zu versetzen, wo sie doch, wie er sagte, die Weltgeschichte machen hülfen. Sie versetzten ihn zurück in die Jahre seiner eignen Kindheit, aus welcher er jetzt jede Erinnerung mit vorzüglichem Wohlgefallen zurückrief.

Obschon er nun aber seine Spazirgänge aufgegeben hatte, fürchteten seine Freunde doch nicht, daß sein Verlust ihnen bald bevorstehe, weil sich geistig bei ihm gar nichts verändert hatte. Nur daß er sich sehr unbehaglich fühlen müsse, ließ sich aus einer jetzt öfter

eintretenden Unruhe, mit welcher er den Arzt erwartete, und aus der großen Pünktlichkeit, mit welcher er die Arzneien nahm, schließen; denn zu der Arzneikunst hatte er nie viel Vertrauen gehabt, und hatte es auch jetzt eigentlich nur zu seinem Arzte, weil er wußte, daß dieser, sein Verwandter, ihn liebte, und die möglichste Sorge für ihn tragen würde. Man hielt ihn indeß für ängstlicher, als er war, bis er bei einer Aeußerung hierüber mit der größten Lebhaftigkeit ausrief: „Wißt ihr denn, wie ich mich fühle? Oder meint ihr wol gar, ich sey ein Thor, der den Tod fürchtet? Nein, ich habe keinen innigeren, sehnlicheren Wunsch, als den Tod, und ich weiß, er wird, er muß bald kommen, und wenn ihr hört, daß er gekommen ist, so sagt weiter nichts, als: Gott Lob!" Kurze Zeit darauf zeigte sich bei ihm Geschwulst an den Füßen; aber auch da noch hofften wir. Nur nachdem er, getrieben von Beängstigung, einige Male Personen, deren Besuch ihn sonst jedesmal erfreute, und selbst seine geliebtesten Freunde gebeten hatte, ihn zu verlassen, stieg unsre Besorgniß; und nach einem Besuche bei ihm am 16ten April 1831 sah ich mich genöthigt, unserm Freunde Voigtel zu erklären, jetzt habe ich meine Hofnung, ihn wenigstens bis zum Herbste zu erhalten, verloren. Als wir jedoch am andern Tage zu ihm kamen, stieg die Hofnung wieder, denn er saß

im Lehnstuhl, las im Luzian, und empfing uns ganz heiter, sprach jedoch einiges von den Anordnungen im Fall seines Todes, und von Aufträgen, welche Voigtel besorgen möchte. Dieser konnte seine Bewegung nicht verbergen; da sagte er: „Wie? ich soll doch nicht fürchten, daß Sie thöricht sind? Geschieden muß es ja seyn! Laßt uns auch jetzt heiter beisammen bleiben, wie wir es immer waren. Rufe doch einer nach Wein und Gläsern; wir müssen noch einmal anstoßen!" Es geschah. „Auf unsre Freundschaft! sagte er, aufs Glück all der Eurigen! Auf das Wohl der ganzen Welt!" Er selbst lenkte nun das Gespräch auf litterarische Gegenstände, und seine Ruhe, seine Heiterkeit verließ ihn keinen Augenblick. So blieb sein Zustand auch am folgenden Tage. Am Dienstag hatten dringende Berufsgeschäfte mich verhindert, ihn zu besuchen. Gegen Abend brachte Voigtel mir ungünstige Nachricht; ich bat ihn, nochmals nachzufragen, ich wolle dann die Nacht über bei ihm bleiben. Die neue Nachricht lautete noch ungünstiger. Als ich nun nach neun Uhr, zu einer seit zwei Jahren bei ihm ungewöhnlichen Zeit, eintrat, empfing er mich mit den Worten: „nicht wahr, Sie schickt Voigtel? Nun, es ist mir recht lieb, daß Sie kommen. Ich will Ihnen auch nichts vorklagen. Ich habe ein sehr glückliches Leben gelebt, auch von Krankheit fast nichts gewußt; wer

müßte ich seyn, wenn ich jetzt klagen wollte?" Nur von Zeit zu Zeit wurde er unruhig, und verlangte im Gefühl des Schmerzes bald nach diesem, bald nach jenem, und mit einer Hast, die mir kein gutes Zeichen schien. Dazwischen aber fragte er mich: „Wie lange ists doch her, daß wir uns kennen?" und nun führte er die Erinnerung an alles zusammen Verlebte, an seine übrigen Freunde, an sein ganzes Leben zurück, und freute sich des Gedankens, daß er immer Liebe gefunden, keinen Freund als durch den Tod verloren, und in seinem Greisenalter noch junge Männer zu Freunden gewonnen habe. Gegen Mitternacht stieg seine Unruhe und er klagte über Schmerzen der Brust. Bald darauf aber sagte er wieder: „An meiner Brust kann es doch nicht liegen, denn ich kann singen", und zum Beweise sang er den ersten Vers der Marseiller Hymne, noch darüber lächelnd, wie er gerade auf sie gekommen sey. „Es war freilich, sagte er, ein unvergeßlicher Augenblick, in welchem ich sie zuerst hörte." Auch diese Erinnerung erneute sich ihm. Da ging ein Student fröhlich singend am Hause vorüber; er horchte auf den Gesang, und rief: „O singe, singe Du fröhlich zu! Vor Dir liegt noch die Welt! Dein ist noch die Welt!" Nun drang er in mich und meinen hinzugekommenen Schwager, um seinetwillen uns die Ruhe nicht zu entziehen. Da sein Arzt mir gesagt hatte,

es würde gut seyn, wenn er zu Bett läge, was er aber durchaus verweigerte; so sagte ich endlich, ich wolle unter der Bedingung, daß auch er zu Bett gehe, mich entfernen. „Gut denn, sagte er, ich erfülle die Bedingung; und nun, Freund, lebe wohl!" Die für alles eifrigst besorgte Hauswirthin bat ich, sogleich zu mir zu senden, wenn sein Zustand besorglicher würde. Die Nacht über blieb ich ohne Nachricht, am Morgen sollte mein jüngster Sohn mir welche einholen. Dieser hatte ihn im Lehnstuhl und lesend angetroffen. Er selbst ließ zurücksagen, er habe einige Stunden geschlafen, fühle sich freier von Schmerzen, und lasse uns das glücklichste Leben wünschen. Kaum aber hatte ich diese Nachricht erhalten, als man zu mir sendete, ich möchte eiligst kommen. Ich eilte, und — fand ihn nicht mehr.

Der Arzt hatte, kurz nach der Entfernung meines Kleinen, bei dessen Ankunft er noch in Xenophons Memorabilien las, mit der Hauswirthin leise gesprochen. „Was habt ihr Heimliches?" sagt er, legt das Haupt an den Lehnstuhl zurück, und das Leben entflieht mit dem letzten sanften Hauche. Es war am 20sten April 1831.

Nur ganz einfaches Begräbniß hatte er verordnet, nicht den Ort der Beerdigung. Seine Verwandten und Freunde bestimmten, daß er bei der treuen

Gefährtin seines Lebens, in der Nähe der Villa, worin er so glücklich lebte, ruhen solle; Thränen der Liebe, und Blumen von jungfräulichen Händen gestreut, fehlten seinem Grabe nicht. Ein einfaches Denkmal wird den Enkeln die Stätte bezeichnen, wo die Hülle eines der besten Menschen ruht, der Tausenden schöne Stunden geschaffen hat.

Nachruf an A. Lafontaine.

Fremd nur klang sein Name, das Herz war das eines Deutschen,
Deutsch gebildet der Geist, reich an Erkenntniß und Kraft.
Stets umfaßt' er mit Liebe den Ernst des Guten und Schönen,
Doch auch edleren Scherz sucht' er in Leben und Schrift.
Nimmer rastend erschuf sein Kiel bald Scenen des Lebens
Heitrer Gemüthlichkeit voll oder im Schmuck der Natur;
Bald enthüllt' er geschickt die geheimen Falten des Herzens;
Alter und Jugend zugleich hatte mit Glück er belauscht.

Als ihm selber die Jugend entfloh, hat er doch
nicht gealtert.
Jugendlich blieb ihm der Geist, geistig des
Tages Geschäft.
Treuer Lieb' entriß das Geschick die Lebensgefährtin,
Seine Liebe blieb euch, Armen und **Kindern**,
getreu.
Was er den Freunden war, das können Worte
nicht sagen,
Aber die Thräne bezeugt, was sie verloren in
ihm.

Hesekiel.

Beilagen.

A.

Uebersetzungen Lafontaine'scher Schriften in ausländische Sprachen.

Agathe, oder das Grabgewölbe. — — Französ. von Forestier. Paris, 1824. IV. 12. av. fig. — — Holländ., Leiden, 1812. III. gr. 8.

Alamontade, oder der Galeeren-Sclave. — — Holländ., Amsterd. 1807. II. gr. 8.

Antonie, oder das Klostergelübde. — — Holländ., Haarlem, 1801. gr. 8.

Aristomenes und Gorgus. — — Dänisch von N. T. Bruun. Copenh. 1799. 1800. II. 8. (Mehrere Auflagen.) — — Russisch, Moskau, 1803. II. 12. — — Französ. von Isabelle de Montolieu. Paris, 1804. II. 12. 2. Aufl. 1811. — — Holländ, Amsterd. 1808. gr. 8. — — Polnisch, Krakau, 1808. 8. — — Italienisch, Venedig, 1817. II. 8.

Arkadien. — — Holländ., Amsterd. 1808. 1809. II. gr. 8. — — Französ. von L. F*** (Fuchs). Paris, 1809. IV. 12.

Das Haus Bärburg. — — Holländ., Amsterd. 1806. gr. 8.

Barneck und Saldorf. — — Holländ., Haarlem, 1806. 1807. II. gr. 8. — — Französ. von J. B. E. E***. Paris, 1810. III. 12.

Das Bekenntniß am Grabe. — — Holländ., Haarl. 1813. II. gr. 8. — — Französ. von Elise V. (Voiard). Par. 1817. IV. 12. — — Italienisch, Milano, 1822. 12.

Henriette Bellmann. — — Französisch: 1) Par. 1802. II. N. Aufl. 1803. II. 8. — — 2) Von Mad. de Montolieu, (le fils d'adoption ou l'amour et coquetterie,) Par. 1803. III. 12. — — 3) Le dernier Tableau de famille, ou Henriette Belmann. Par. 1821. II. 12. — — Englisch., Lond. 1804. II. 12. — — Holländ., Haarlem, 1805. 1806. II. gr. 8.

Die beiden Bräute. — — Holländ., Amsterd. 1809. 1810. III. gr. 8.

Der Bruderzwist. — — Holländ., Amsterd. 1806. 8.

Clara du Plessis und Clairant. — — Französ. von Fr. Cramer. Par. 1796. 1797. II. 8. (Mehrere Ausgaben.) — — Englisch, Lond. 1798. 8. — — Schwedisch, Stockholm, 1799. 1800. II. 8. — — Russisch, St. Petersb. 1800. 8. Moskau, 1805. 8. — — Holländisch, Zwoll, 1801. 1802. II. 8.

Eduard oder der Maskenball. — — Holländ., Haarl. 1811. II. gr. 8. — — Französ. von J. J. M. Duperche. Paris, 1816. IV. 12.

Emma. — — Französ. 1) von M. de Propiac. Paris, 1810. 12. — — 2) p. R. de Chazet. Das.

1811. II. 12. —— Holländ., Haarlem, 1810. 1811. II. gr. 8.

Eugenie. —— Französ. von J. J. M. Duperche. Par. 1816. IV. 12. —— Holländ., Haarlem, 1811. II. gr. 8.

Engelmanns Tagebuch. —— Französ. von Mad. de Montolieu, (Tableau de famille ou Journal de Charles Engelmann,) Par. 1801. II. 8. N. Ausg. 1802. 3te Ausg. 1821. (Auch in Bd. 7. der Oeuvres de Mad. de Montolieu, Par. 1820.) —— Holländ., Haarlem, 1803. gr. 8. —— Italienisch, Firenza, 1811. V. 18. c. fig. N. Ausg. 1816.

Gemälde zur Veredlung des Familienlebens. —— Holländ., Gröning. 1809. 1811. II. gr. 8.

Die Familien-Papiere. —— Holländ., Haarl. 1806—1809. IV. 8. —— Französ. 1) von Breton, (Elise ou les Papiers de Famille,) Par. 1809. IV. 12. —— 2) London, 1810. IV. 12.

Wenzel Falk und seine Familie. —— Holländ., Amsterd. 1814. 1815. III. gr. 8. —— Französ. von Elise V. (Voiart) (le Hussard, ou la famille de Falkenstein,) Par. 1819. V. 12. av. fig.

Fedor und Marie. —— Russisch, Moskau, 1804. II. 8. —— Holländ., Amsterd. 1805. gr. 8. —— Französisch: 1) par Mad. de Montolieu, (Marie Menzikoff et Feodor Dolgorucki, histoire russe,) Par. 1804. II. 12. —— 2) von Duperche (Marie Menzikoff, ou la fiance de Pierre II empereur de Russie. Roman historique,) Par. 1817. II. 12.

19 *

Leben und Thaten Quinct. Haymer. v. Flaming. — — Dänisch, Odensee, 1796—1800. IV. 8. — — Schwedisch von A. Wistrand. Stockholm, 1800—1802. 8. — — Holländ., Gröningen u. Amsterdam, 1803—1805. IV. gr. 8. — — Französisch: a) von Mad. de Montolieu. Par. an X. (1802.) II. 12. — — b) von Mad. de Cerenville, (Flaming fils, ou la manie des systèmes,) Ebendas. au XI. (1803.) II. 12.

Die beiden Freunde. — — Französ. von Mad. de Montholon. Par. 1820. III. 12.

Gewalt der Liebe. — — Englisch, Lond. 1796. 8. 2te Aufl. 1804.

Die Geschwister oder die Reue. — — Holländ., Haarl. 1813. II. gr. 8. — — Französ. von Mad. la Comtesse de la Montholon. Par. 1819. III. 12.

Die Familie von Halden. — — Dänisch, Copenh. 1799—1802. III. 8. — — Schwedisch, Stockholm, 1799. 1800. III. 8. — — Holländisch, Haarlem, 1804. II. gr. 8. — — Französisch: 1) von M. V. Paris, 1803. IV. 12. — — 2) von Breton, Paris, 1809. II. 12. — — 3) London, 1810. III. 12.

Familienehrgeiz oder die Freundschaft. — — Französ. Henri ou l'amitié. Paris 1811. II. 12. (5r Theil des Sittenspiegels.)

Der Hausvater, oder das liebt sich und warum? — — Holländ., Leiden, 1811. 1812. III. gr. 8.

Tobias Hoppe, oder Bürgersinn und Familienzwist. — — Holländ., Haarlem, 1814. II. gr. 8. — — — Franz. von Breton. Paris, 1813. IV. 12.

Amalie Horst. — — Holländ., Amsterd. 1812. II. gr. 8. — — Franz. von Breton. Paris, 1813. II. 12.

Isidore und die Waldhütte. — — Holländisch, Haarl. 1817. gr. 8.

St. Julien und seine Familie. — — Französ. 1) Hamburg, 1798. II. 8. — — 2) Paris, 1800. III. 12. — — Englisch, Lond. 1798. 12. — — Russisch: 1) Moskau, 1802. II. 8. — — 2) von Martynos. St. Petersb. 1802. II. 8. — — Schwedisch, Strengnaes, 1799 — 1800. II. 8. — — Holländ., Haarlem, 1825. gr. 8. — — Italienisch, Vened. 1799. 1800. II. 8.

Der Kampf mit den Verhältnissen, oder der Unbekannte. — — Holländ., Amsterd. 1816. 1817. III. gr. 8. — — Franz. von E. Voiard. Paris, 1819. IV. 12. und anonym 1822. IV. 12.

Ida von Kiburg oder das Verhängniß. — — Holländ. 1) Haarl. 1805. gr. 8. — — 2) Amsterd. 1817. gr. 8. — — Französ. von Elise Voïard. Par. 1818. III. 12.

Herrmann Lange. — — Holländ. Haarlem, 1804. 1805. II. 8. — — Schwedisch, 1809. 8. — — Französ. von Raynal. 1801. IV. 8.

Leben eines armen Landpredigers. — — Französ. 1) von Mad. de Montolieu, (nouveaux tableaux de famille, ou la vie d'un pauvre ministre dans un village allemand et des ses enfans,) Genève et Paris, 1802. IV. 12. N. Ausg. 1804. (Auch Bd. 18—20. der Oeuvres de Mad. de Montolieu.) — — 2) Von Louis

Andrieux, (le Ministre d'Esenbec, ou le pauvre Curé de Campagne,) Par. 1823. IV. 12. — — Holländisch, Haarl. 1802. 1803. II. gr. 8. 1813. II. gr. 8. — — Russisch, Mosk. 1805. V. 8. — — Italienisch, Firenza, 1815. 16.

Moralische Erzählungen. — — Dänisch, Odensee, 1798. II. 8. — — Schwedisch, Stockholm, 1800. II. 8. — — Französ. Paris, 1800. IV. 18. — — Nouveaux contes moraux von Propiac, Par. 1802. II. 12. Holländ., Amsterd. 1806. 7. II. gr. 8.

Die Moral-Systeme, oder Ludwig von Eisach. — — Holländ., Amsterd. 1815. II. gr. 8. — — Französ. von E. V. (Elise Voïard). Paris, 1816. III. 12. 1818.

Der Naturmensch. — — Russisch, Moskau, 1799. 8. 2te verbess. Aufl. 1805. — — Englisch von W. Wennigton, Lond. 1799. 8. — — Dänisch, Copenhag. 1800. 8. — — Schwedisch, 1801. 8. — — Französ. 1) von Adeline de C. (Colbert) (William Hillnet, ou la Nature et l'amour,) Paris, an IX. (1801.) III. 8. — — 2) von C. J. Rougemont, (Hervey, ou l'homme de nature,) Paris, 1818. III. 12.

Die Pfarre am See. — — Französ., Paris, 1817. IV. 12.

Prüfung der Treue. — — Französ. von J. F. Fontallard, (Molkau et Julie, ou l'amour et la probité à l'épreuve,) Par. 1802. 12.

Raphael oder das stille Leben. — — Holländ., Haarl. 1810. gr. 8. — — Französ., Par. 1819. II. 12. London, 1811.

Aline von Riesenstein. — — Holländ., Amsterd. 1808. 1810. II. gr. 8. — — Französ., Paris, 1810. IV. 12.

Die Reise nach dem Vaterlande. — — Holländ., Amsterd. 1814. 8.

Kleine Romane und moralische Erzählungen. — — Französ., Paris, 1814. IV. 12.

Romulus. — — Englisch, Lond. 1797. II. 12. — — Französ., Paris, 1800. II. 18. av. fig. — — Schwedisch, Stockh. 1801. 8. — — Russisch, Moskau, 1803. II. 8. — — Holländ., Amsterd. 1808. gr. 8. — — Polnisch von A. S. Krakau, 1810. II. 8.

Rosaura oder das heimliche Gericht. — — Französ. von Mad. de la Comtesse de Montholon. Paris, 1818. III. 12.

Rudolph und Julie. — — Französ., Paris, 1802. II. 12. — — Holländ., Haarl. 1806. gr. 8.

Der Sittenspiegel für das weibl. Geschlecht. — — Holländ., Amsterd. 1805 — 1808. IV. gr. 8.

So geht es in der Welt, oder Baron von Bergedorf. — — Holländ., Amsterd. 1805. 1806. III. gr. 8.

Der Sohn der Natur. — — Holländ., Amsterd. 1804. gr. 8. — — Französ. von C. J. Rougemaître. Paris, 1818. III. 12.

Der Sonderling. — — Russisch, Moskau, 1799. 8. 2te Aufl. 1805. — — Französ. von J. Breton et J. D. Frieswinkel. Paris, 1801. II. 12. N. Ausg. 1810. — — Engl., London, 1802. — — Holländ., Haarlem, 1803. 1804. II. gr. 8.

Die Stiefgeschwister. — — Französ. 1) von L. A*** (les enfants de deux lits, ou la belle Soeur,) Paris, 1821. IV. 12. — — 2) von L. de Bilderbeck, (la belle Soeur, ou la famille de Sternberg,) Paris 1822. IV. 12.

Tinchen oder die Männerprobe. — — Holländ., Haarlem, 1813. II. gr. 8. — — Französ. Welf-Bubo, ou les Aëronautes p. Elise Voiard. Paris, 1816. III. 12.

Das Testament. — — Holländ., Haarl. 1812. II. 8. — — Französ. 1) von L. Fuchs, Paris, 1813. III. 12. — — 2) von A. F. Rigaud. Das. 1813. V. 12.

Theodor. — — Französ. von Mad. de Montolieu, (le Village de Lobenstein, ou le nouvel Enfant trouvé,) Paris, 1802. V. 12. — — Holländ., Haarl. 1806. II. gr. 8. m. K.

Die Tochter der Natur. — — Schwedisch, Stockholm, 1800. 8.

Walther oder das Kind vom Schlachtfelde. — — Holländ., Haarl. 1814. 1815. II. gr. 8. — — Französ. von Henri V. (Villemain). Paris, 1816. IV. 12.

Die Wege des Schicksals. — — Französ. 1) von Elise R. Paris, 1821. IV. 12. — — 2) von Elise Voïard, (Leonie ou les Travestissemens,) Das. 1821. III. 12. — — 3) von Louis Andrieux, (Lydie et Franz, ou les mariages par échanges,) Das. 1821. II. 12.

Rudolf von Werdenberg. — — Dänisch, Kopenhag. 1799. 8. — — Französ. von Julius v. C***.

Par. 18.. II. 8. N. Ausg. 1822. —— Schwedisch, Stockh. 1801. 8.

Die Verirrungen des menschl. Herzens, oder So macht es die Liebe. —— Holländ., Amsterd. 1806. 1807. II. 8.

Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter. —— Holländ., Amsterd. 1805—1808. IV. gr. 8.

Dieses Verzeichniß macht noch keineswegs Ansprüche auf Vollständigkeit; besonders mangelhaft ist sie in Hinsicht auf dänische, schwedische, polnische und russische Uebersetzungen. Von ganzen Samlungen sind noch anzuführen:

Quadri di famiglia. Florenz, 1811. X. 8.

Nouvi quadri di famiglia. Das. 1815. VIII. 8.

Einzelne seiner Erzählungen sind ins Holländische übersetzt erschienen: Amsterdam 1806. 8. u. 1804—8. VI. gr. 8.; ins Schwedische: Stockholm 1800. (von drei verschiedenen Uebersetzern); in das Französische: Paris 1800. IV. 12. und Choix de contes et nouvelles p. Elise Voiard, Par. 1820. 12.; in das Italienische in dem Cavaliere servante; in das Englische in: The German Novellist.

B.

Einige Briefe von Ausländern an Lafontaine.

Hambourg, le 31. Mai.

Monsieur.

J'ai eu l'honneur de vous écrire pour vous supplier de vouloir bien m'accorder quelques lignes de votre écriture et je viens aujourd'hui mettre le comble à mon indiscretion en vous demandant une seconde lettre! — Un auteur fort connu dans notre langue. Mr. Aimé Martin de Paris adore vos ouvrages, et il vient de m'écrire pour tâcher d'obtenir un billet de votre main. — En m'adressant aux personnes qui ont l'avantage d'être connues de vous je pourrais peut-être parvenir à le satisfaire, mais j'aime mieux devoir à vos bontés le plaisir d'obliger Mr. A. Martin, et le bonheur plus grand encore de posseder un autographe d'un homme que j'aime (s'il se peut) plus encore que je ne l'admire.

Veuillez donc Monsieur m'accorder une lettre pour Mr. Aimé Martin et une pour moi et comptez sur ma vive reconnaissance.

Je vous supplie encore une fois de pardonner la liberté que je prends de vous écrire. — Les hommes dont les talens et les ouvrages sont célebrés pas tout l'univers, ne peuvent ajouter à leur réputation que par un excès de bonté et je vous demande en grace Monsieur de vouloir bien la témoigner en ma faveur.

J'ai l'honneur d'être Monsieur votre

Très humble servante
la Baronne Eugénie de Constants.

J'attends avec une vive impatience la réponse que je me flatte d'obtenir. Permettez Monsieur que mon attente ne soit pas trompée.

Comme j'ai eu l'avantage de vous dire je comprends l'allemand et je le lis avec facilité.

Milan, le 25. Août 1820.

Mr. Auguste Lafontaine
à ...

Monsieur,

Mes lettres 14 Octobre et 28 Decembre de l'année dernière étant restées sans reponse, je ne puis croire autrement qu'elles ayent été perdues. Je vous écris de nouveau, et je me sers d'un autre ressort, en

vous exposant succintement le contenu de mes précédentes.

J'ai l'intention, monsieur, de publier dans peu de tems une récolte choisie de vos Romans qui soient fidélement traduits, en commençant par celui intitulé Das Bekenntniss am Grabe qui me semble un vrai bijoux. Je voudrais vous faire précéder quelques avis concernant votre vie, et savoir aussi si ce qui se trouve renfermé sur ce sujet dans la Biographie des hommes vivans Edition de Michaud est vrai.

Il m'importe aussi de savoir si maintenant vous êtes ministre de l'Evangile ainsi que l'on vient de me le faire croire, et dans quelle partie de l'Allemagne vous vous êtes retiré. Je voudrais aussi que vous m'indiquiés si votre portrait a été gravé et où je pourrais le trouver. Une autre chose que je voudrais, c'est de savoir qui sont parmi vos romans ceux qui vous sont les plus chers, et si l'édition de Berlin en 110 volumes que depuis longtems je possede, soit approuvée par vous.

J'espire que vous m'honoreres d'une prompte reponse et dans cette attente j'ai l'honneur de vous assurer de ma plus parfaîte consideration.

Vôtre très-devoué serviteur
Antonio Fortunato Stella.

Montpellier, 12. Fevrier 1826.

Monsieur,

Je m'adresse avec confiance à l'Auteur aimable et sensible dont les charmans ouvrages ont fait, pendant dix-huit mois, mes délices et ma consolation dans les plaines glacées du Nord, où j'avois été partager la captivité et recevoir le dernier soupir de mon mari brave militaire français prisonnier de guerre en Russie. De retour dans ma patrie j'ai éprouvé l'abandon et l'isolement qui sont le partage ordinaîre des Veuves, qui en perdant leur mari, perdent leur fortune et la place qu'elles occupoient dans la société. La plus grande partie de ceux qui auroient pu me protéger n'existoient plus; les autres avoient perdu leur rang et leur crédit. A qui me serois-je adressée? Comment aurois-je percé la foule pour faire des reclamations? ... je ne l'ai pas même essayé. Ne voulant pas mendier la pitié de qui que ce fut j'ai taché de me suffire à moi-même et j'ai vécu jusqu'à ce jour sans être à charge à personne, sans avoir obligation à personne. Mais ma poitrine étant attaquée, et ma santé dépérissante journellement les médecins n'ont su rien faire de mieux, pour se débarrasser de moi, que de m'envoyer respirer l'air de Montpellier. Ce déplacement m'a réduite dans un état voisin de la misère et m'oblige à vous faire une proposition qui est ma dernière ressource. — Depuis quelques années je

me suis amusée, pour me distraire de mes chagrins, à écrire la vie de ma soeur avec toute la vérité de la bonne foi la plus scrupuleuse. Jamais mon intention n'avoit été de faire imprimer ce fruit de mon loisir et de mon isolement: je connois trop bien mon peu de mérite pour n'être pas convaincue qu'il seroit ridicule à moi d'oser aspirer au titre d'auteur. D'ailleurs n'ayant pas l'habitude d'écrire je sens fort bien que ce manuscrit, qui n'a jamais été communiqué à personne, doit subir de nombreuses corrections. Je vous le répéte, Monsieur, dans toute la sincérité de mon ame, jamais je n'avois conçu l'idée absurde de me faire imprimer; nécessité seule me force aujourd'hui à tacher de trouver une ressource, non pas dans l'ouvrage de mon imagination, mais dans le tableau fidèle des événemens que ma mémoire m'a retracés. Oserois-je vous proposer, Monsieur, de vouloir bien vous donner la peine de jeter un coup d'oeil sur ce manuscrit et de voir si, à l'aide des corrections que vous y croirez nécessaires et que j'abandonne totalement à votre volonté, vous le jugez digne d'être imprimé, soit en Français, soit en Allemand, peu m'importe dans la quelle de ces deux langues? Peut-être plus d'une jeune fille y trouveront d'utiles leçons dans l'exemple de ma soeur. Je ne doute pas qu'à l'aide de votre plume gracieuse, de cette plume toujours guidée par le sentiment, la délicatesse et la décence, vous ne parveniez à rendre cette histoire digne d'être

lue avec intéret. L'homme qui peint si bien le coeur humain, celui qui a le talent de passionner ses lecteurs pour les vertus des différens personnages qu'il met en scène sous leurs yeux, peut développer dignement le caractère et les principes d'un pasteur vénérable qui a réellement existé; il peut intéresser en faveur d'une jeune fille qui s'est rendue malheureure par une seule imprudence et par des principes de vertu poussés jusqu'à l'exaltation; il peut peindre énergiquement les grandes qualités d'un guerrier qui s'est sacrifié lui même pour la femme qu'il aimoit. Deux de ces personnages n'existent plus, mais ma soeur vit encore, elle est actuellement en Pologne où elle ne se doute pas que je sois réduite à tacher de tirer parte de l'histoire de sa vie pour soutenir ma misérable existence. Si, moyennant les corrections que vous croirez nécessaires, vous jugez que cette histoire puisse avoir quelque succès, je vous propose, Monsieur, de prendre la peiné de la faire imprimer et je vous offre la moitié du bénéfice, même plus, si vous l'éxigez absolument. Mais je vous en conjure, qu'il ne soit nullement question de moi; je veux être ignorée et rester ignorée.

Veuillez, Monsieur, m'honorer d'un mot de réponse et me l'adresser à Strasbourg chez M . . . . . . qui me la fera parvenir à Montpellier. Si vous acceptez ma proposition, j'enverrai, par une voie sure, mon manuscrit à M . . . . ; étant

sur les bords du Rhin elle aura plus de facilité à vous le faire parvenir que moi qui suis dans le midi de la France.

Recevez, je vous prie, l'assurance des sentimens de la haute estime et de la considération parfaite de celle qui a l'honneur d'être

Monsieur
Votre très humble servante
Charlotte D....

C.

Handschriftliche Bemerkungen von Lafontaine.

Die Gewißheit der Unsterblichkeit der Seele würde das menschliche Geschlecht durch Selbstmord zerstören.

Der Philosoph, welcher sagte: jeder Mensch hat seinen Preis, um den er fällt! hat Recht, sobald er hinzusetzt: aber der Geist des Menschen kennt keinen Preis, nicht den höchsten, um den die Tugend fallen darf.

Manche Menschen haben volle Unterhaltung durch wohlschmeckende Speisen; manche andre nicht. Die feiner empfindenden Menschen fühlen beim Wohlgeschmack, daß sie zu eben der Zeit noch tausend andre Empfindungen haben könnten. Die Gourmands, gewöhnt ihre Empfindungen auf den Gaumen zu beschränken, fühlen die Geschmäcke stärker und sich ganz durch dieselben beschäftigt.

Warum zeichne ich richtig mannichfaltige Charaktere, und verstoße so oft in der Welt gegen die kleinen Regeln der gesellschaftlichen Politik? Ich hüte mich zu wenig oder zu viel vor den Menschen.

Der Gelehrte und der Weltmann haben beide eine eigne Art Menschenkentniß. Kaum kann sich der Gelehrte die kleinen Ränke, die eine zwecklose Verläumdung beabsichtigen, und welche durch ihre Langeweile in der großen Welt hervorgebracht werden, als möglich denken, eben weil sie ohne Grund und Ursache geschehen. Der Weltmann wird sichrer in der feinen Welt handeln, weniger betrogen werden, sich leichter vor Menschen hüten, vorsichtiger in Reden seyn, manchen klüger behandeln als der Gelehrte, weil er an die kleinen ursachlosen Neckereien der Gesellschaft gewöhnt ist. Er ist mit einem Harnisch bekleidet, der ihn aber wenig zwängt, und seine Bewegungen in ihm sind leicht und ungezwungen. Man nennt diesen Harnisch feine Lebensart mit Weltklugheit verbunden. Er wird sich selten irren, so lange er mit lauter Menschen seines Standes umgeht: wird er gezwungen, mit andern umzugehen, so erstaunt er, eine andre Welt zu finden, von der er nichts begreift. Kanzler v. H. ist ein Weltmann, und behandelt die Professoren in Halle wie die feinen Weltmänner; mit aller seiner Gutmüthigkeit aber kann er nicht 15 Menschen zu seinen Absichten bringen, weil er unter dem Treiben der

großen Welt gebildet, seine Menschenkentniß nicht wissenschaftlich, und also einseitig ist. Er übersieht Kammerherrn, Finanzräthe, Hofmarschälle, seine Feinheit aber scheitert an der Geradheit eines Professors.

Der Gelehrte fehlt nur gar zu oft gegen diese feine Lebensart. Er hat diesen Harnisch entweder gar nicht, oder er trägt ihn so steif und gezwungen, daß ein jeder ihm ansieht, er sey erborgt. Dem Weltmann ist eigentlich kein Gespräch interessant, ihm dient jeder Gegenstand zur Konversazion, man kann aber nicht erfahren wie er denkt. Der Gelehrte nimmt weit wärmeren Antheil an mancherlei Gegenständen, er will die Konversazion zu etwas mehr als einem bloßen Gerede machen, und heißt Pedant. Er vertheidigt mit Wärme, und macht sich Feinde; er greift mit Wärme an, und macht sich Feinde; und zum Unglück hat er in seinen Vertheidigungen und Angriffen gewöhnlich Recht, und behauptet sein Recht mit freundschaftlicher oder feindschaftlicher Wärme, wenn der Weltmann etwa mit einem: das sollt' ich von dem Manne fast nicht glauben! die angegriffene Ehre eines Ehrenmannes vertheidigt, und dann schweigt, oder einen Schurken mit einem Achselzucken, mit einem — Aber — angreift, und schweigt. Der Weltmann gefällt sich, wenn er denkt wie die Masse, der Gelehrte, wenn er anders denkt.

N. N. ein großer Gelehrter wird in einer Privatschrift für einen Hahnrei erklärt; er vertheidigt sich öffentlich, und die halbe Welt lacht über den treuherigen Mann, der seine Hörner an seine Hausthür nagelt. Ein Weltmann würde zu Hause geflucht, die Privatschrift zerrissen und geschwiegen haben, und es als ein chef-d'oeuvre ansehn, wenn er es der Welt verschwiege. Cela me donnerait un ridicule; le diable d'homme! ruft er, und schweigt. — Er ist ein Schurke! sagt der Gelehrte, und das soll die Welt wissen! — und er schickt einen Aufsatz in die Zeitungen.

Alle Tugenden zusammen genommen bilden nur die Unschuld, so wie alle Farben, die zusammen rinnen, die weiße Farbe hervorbringen.

In den ersten Jahren der französischen Revoluzion waren die Franzosen noch besser, als späterhin. Der Ehrgeiz, der näher an der Tugend steht, herrschte mehr, als die Habsucht, die nachher alle Stände ergriff. Ich weiß nicht, wer von den Helden der Republik sich so bereichert hätte, als nachher die Bonapartisten. Da sank der Ehrgeiz unter dem Druck des Despoten. — Es war aber bei den Römern auch so, und Sallust im Katilina bezeugt's.

Dem Euripides entwischen mitten in den tragischsten Scenen zuweilen höchst komische Züge. In seinem Orest ist die ganze Scene zwischen Orest und den trojanischen Sklaven durchaus komisch. — Die Scene in der Alceste, wo Admet dem Vater bitter vorwirft, daß er nicht für ihn hat sterben wollen, hat etwas unaussprechlich Lächerliches, und ich weiß nicht, wie die Athener haben ohne Lachen diese Scene anhören können.

Zwei Postillone fahren jeder einen Juden. Die Juden wollen nicht mit den Pferden unterwegs wechseln. Der Postillon A prügelt den Juden des Postillon B. Da ruft B: Prügelst du meinen Juden, so prügle ich deinen. — In der Phädra des Euripides sagt Artemis: Aphrodite hat dich hingerichtet, Hippolytos; tödtet sie meinen Freund, so tödte ich ihren!

Hiobs Geschichte hängt von einem Streite Jehovahs und seines Gerichtsengels ab. Eichhorn (Th. 3. der Einl. in das A. T. S. 635) sagte, es sey vielleicht anstößig, daß der Knoten gleich anfangs gelöst sey, und verlangte, daß am Ende in einem Epilog die Verwicklung hätte erzählt werden sollen. Der Knoten wird aber richtig am Ende erst gelöst, und im Anfange durch die zwei ersten Kapitel nur geknüpft. Eichhorn meint, der Knoten würde verwickelter geworden, die Aufmerksamkeit höher gespannt, und die Verwunderung vermehrt

worden seyn. Ich glaube gerade das Gegentheil. Hiob wurde unglücklich; man disputirt über Regirung Gottes. Der Leser würde bei diesen Disputen keine Entscheidung erwarten, da er den Zusammenhang nicht weiß, in welchem Hiobs Leiden mit Gott steht. Jetzt, so wie es wirklich ist, erwartet er Entscheidung von Gott; das Interesse vermehrt sich; Hiob erhält ein neues Interesse; man erwartet vom ihn auch Entscheidung der Streitigkeit im Himmel, und so erhält alles Festigkeit und Schönheit.

Die Phantasie allein macht unser Glück; daher dünkt uns fremdes Eigenthum Glück. Man hat es selbst, und achtet es nicht.

Wenn man die Memoires von Ludwigs XIV, XV und XVI Regirungen liest, die Greuel des Kardinals Dubois unter der Regentschaft des wollüstigen Müßiggängers Orleans, die Ausschweifungen der Hofleute; liest, daß der einzige Weg zu steigen Schurkerei, höchste Unsittlichkeit war; wenn man das schreckliche Gemälde verfolgt in die kleinsten Figuren und überall Verächtlichkeit antrifft, und um dieser Verächtlichkeit willen das Volk niedergetreten und noch obenein verachtet sieht; wenn man bedenkt, daß diese Memoires in den Händen aller Franzosen waren: so läßt sich erklären, warum der

Haß des Volks gegen die Großen so unversöhnlich war; läßt sich begreifen, warum der erste Stoß der Revoluzion das Königreich von einem Ende bis zum andern mit solcher Gewalt elektrisirte. Die verächtlichen Schurken waren furchtbar und mächtig; ihre Macht sank, und nichts blieb ihnen, als ihre Verächtlichkeit, die sich selbst mit auf den vielleicht einzigen edlen Mann am Hofe, den König, erstreckte. Dies ist für jeden Hof die fruchtbarste Seite der Revoluzion.

Fichte hat Aehnlichkeit mit Matthias Knuzen, dessen Anhänger conscientiarii hießen. Er behauptete, es sey kein andrer Gott als unser Gewissen. Bayle Art. Knuzen.

Man hat öfters drn tragischen Dichtern der Griechen die feinere Kentniß des menschlichen Herzens abgesprochen, und die Ursache davon in ihrer Statsverfassung gesucht, und den Beweis davon aus ihren Trauerspielen gezogen. Sollte man nicht hierin irren? Und ist es ein Beweis, der richtig schließt: in ihren Trauerspielen ist keine feinere Menschenkentniß, folglich haben sie auch keine gehabt? — Die Begebenheit in ihren Trauerspielen war einfach, ohne Episoden; die Sprache des Unglücklichen ist fast immer dieselbe, so wie der Unterschied des Menschen gewöhnlich aufhört, wenn er

höchst glücklich oder unglücklich ist. Man bearbeite einen einfachen, wirklich tragischen Stoff, und man wird finden, daß dadurch die feineren Charaktere fast aufhören zu seyn, und allgemein menschliche werden. Diese Bemerkung habe ich aus Erfahrung.

Jesus setzte das Abendmahl beim Osterlamm ein. Dieses war die Gedächtnißfeier der Errettung der Juden aus der ägyptischen Sklaverei. Sie aßen das Fleisch des Lammes, mit dessen Blute die Thürpfosten ehemals bestrichen waren, um den Würgengel von ihren Häusern abzuhalten. Diese Rettung Jehovahs war eigentlich die größte That, die er am jüdischen Volke verrichtet hatte; sie, auf die ihre Dichter beständig hinwiesen, machte das jüdische Volk eigentlich zu einem Eigenthum Jehovahs. Der Bund zwischen Jehovah und den Juden war mit dieser That besiegelt. Zur Erinnerung an diese erste That Jehovahs für die Juden sollte das Osterlamm gehalten werden. Des Lammes Blut an die Thürpfosten hatte den Bund geschlossen, wie denn Blut bei den Alten immer jeden Bund besiegelte. Man opferte Thiere, man tauchte Lanzen und Schwert in Blut, und der Friede war zwischen den Feinden geschlossen. Moses besprengt das jüdische Volk mit Blut von den geopferten Stieren, und verpflichtet sie dadurch das Gesetz Jehovahs zu hal-

ten. (2 Mos. 24, 8.) Jesus will ein neues Gesetz stiften, einen neuen Bund des Menschen mit Gott schließen; der alte Bund soll abgeschafft werden. An die Stelle des Osterlamms soll eine andre symbolische Handlung treten, um die Errettung des menschlichen Geschlechts von Sünden durch Christus zu feiern. Diese Wohlthat Gottes ist größer als die alte. Dort sind die Juden gerettet von der Sklaverei der Aegypter, hier die Menschen von drr Sklaverei der Sünde. Jesus theilt nun das Brod und den Wein aus, und sagt: nehmet und esset, das ist mein Leib, mein Fleisch; nicht mehr das Fleisch des Lammes. Nehmet und trinket, das ist mein Blut; nicht des Lammes Blut, das euch vor dem Tode sicherte. Dieses Essen des ungesäuerten Brodes, dieses Trinken des Weines soll nicht mehr auf jene Errettung in Aegypten gehen, sondern auf die Errettung vom ewigen Tode, die durch mich geschieht. Mein Blut rettet euch erst, nicht mehr das Blut des Lammes. Das ist mein Leib, das ist mein Blut, meine Feier, zu meinem Gedächtniß. Das ist der neue Bund, das neue Testament in meinem Blut, das euch Vergebung der Sünde schafft. — Daher immer: das Blut Jesu macht uns rein, wie das Blut des Lammes im alten Testamente.

D.

Zugabe einiger philologischen Bemerkungen.

Die Schrift von der Linken zur Rechten und umgekehrt ist höchst merkwürdig. Sie setzt voraus, daß die Schrift nicht von Einem erfunden ist. Sollte es nicht auch zwei verschiedene Menschenstämme andeuten? Sonderbar! Hindu, Perser, Griechen, Römer, Germanier schreiben von der Linken zur Rechten (auch die Keilschrift); Araber, Syrer, Chaldäer, Hebräer, Aegypter — nach Herodot — (Aethiopier? Abyssinier?) von der Rechten zur Linken, und — welch ein gewaltiger Unterschied in Beider Sprachen. — Wenn das wahr ist, so könnte man sagen, die Griechen hätten schon Schrift gehabt vor dem Kadmus, ihre Mutterschrift von der Linken zur Rechten, und hätten nur eine bequemere Buchstabenschrift der Phönizier angenommen.

Wenn von Erfindung der Buchstabenschrift geredet wird, so scheint den Gelehrten etwas sehr Menschliches zu begegnen; sie scheinen nämlich diese Erfindung in die Reihe der Zufälle zu versetzen, als hätte man die Schrift gefunden, und nicht erdacht. Sie war also gefunden, und man gebrauchte sie wie man konnte, z. B. Gesetze in Stein zu hauen, und lange Zeit nachher erfand man erst das Material darauf zu schreiben, als Häute, Täfelchen, Papier u. s. w. Wozu aber in aller Welt sollte die Schrift dienen, wenn nicht das Material darauf zu schreiben mit erfunden, ja vorher schon da war? Nun, um ein Paar Worte in Stein zu hauen. — Dann war sie aber schon da, ehe man sie gebrauchte. Worauf schrieb nun aber der Erfinder? Auf Stein?

Herodot. 3, 112. Man hat **Ledanum** für das Cistusröslein erklärt; sollte aber nicht darunter der Moschus zu verstehen seyn? Herodot sagt: das Wohlriechendste wird an dem übelriechendsten Orte, an den Bärten (?) der Böcke und Ziegen — (nicht etwa gefunden, sondern) erzeugt, *γινεται*. Wenn man *πυγησι* lieset anstatt *πωγωσι*, — es wird erzeugt in dem After (einer Art) von Ziegen; so ist dann an das Bisamthier oder die Zibethkatze zu denken. Vom Fressen eines Krautes oder Strauches, dessen Harz in den Bärten der

Thiere hängen bliebe, sagt Herodot kein Wort. Es wird erzeugt, schreibt er, nicht ἐντρίβεται, wie er hätte schreiben müssen; dann aber gar: εὑρίσκεται ἐγγινόμενον. Das folgende οἷον γλοιος etc. sagt: es wird da erzeugt gefunden, und ist wie ein Baumharz, ein Gummi.

(Späterer Zusatz.) Cistus ladanifera bei Sonnini Bd. 24. S. 160 kann die Vermuthung ungewiß machen. Nur handelten die Araber mit dem Ladanum, und das Cistusröslein hätte Herodot kennen müssen, da es ja in allen Inseln Griechenlands zu Hause war.

Xenoph. Anabasis 2, 4, 11. Die Griechen erschienen am Tigris diesseits. Sie kommen über zwei breite und tiefe Kanäle, die aus dem Tigris geleitet sint. Sie lagern sich bei einer großen Stadt, Sitake, zwischen dem Tigris, den Kanälen, und einem großen waldähnlichen Jagdplatz (παράδεισος), gleichsam auf einer Insel. Die Perser, die jenseits des Tigris liegen, über den eine Brücke führt, wollen sie gern von dieser unangreiflichen, inselartigen Stelle weglocken. Sie senden den Griechen einen Boten, der ihnen heimlich die Nachricht gibt, die Perser würden sie hier überfallen aus dem Walde, und wollten die Brücke über den Tigris abbrechen, damit sie nicht entfliehen könnten. Klearch erschrickt bei dieser Nachricht, ein junger Mensch aber,

wahrscheinlich Xenophon selbst, der das hört, sagt: ὡς οὐκ ἀκόλουθα εἴη, sie anzugreifen und die Brücke abzubrechen. Greifen die Perser an, so siegen sie oder werden besiegt. Siegen sie, was haben sie nöthig die Brücke abzubrechen? Denn wohin wollten wir entkommen? Siegten wir, und die Brücke wäre abgebrochen, so könnten die Perser nicht entfliehen, und die andern jenseits des Tigris ihnen nicht zu Hilfe kommen. Klearch hört dies, und fragt den Boten nach der Beschaffenheit der Gegend hier zwischen dem Tigris und Kanal. Der Bote lobt sie als sehr reich, voll von Dörfern und schönen Städten. — — Nun fährt der Text so fort: Da sahen die Griechen, daß die Perser den Boten geschickt hätten aus Furcht, die Griechen möchten über den Tigris gehen: μὴ οἱ Ἕλληνες διελθόντες τὴν γέφυραν, und in der Insel wie in einer Vestung bleiben, zwischen Tigris und Kanal in diesem gesegneten Lande.

In diesem διελθόντες würde Xenophon keinen Sinn finden, und wenn man ihm auch sagte: hier sind historische Beweise, daß dies dein Text ist, denn Suidas citirt deine Worte, und liest: διαβάντες. — Also mußten sie über die Brücke gehen, um auf der Insel zu bleiben, auf der sie schon waren, und die sie verließen, wenn sie über den Tigris gingen!

Schäfer liest: μὴ οἱ Ἕλληνες οὐ διελθόντες. Aber die Griechen mußten nicht allein nicht hinübergehen,

sondern durchaus die Brücke abbrechen, um zwischen dem Fluß und den Kanälen und dem großen παράδεισος sicher zu seyn. Zudem müßte ja nothwendig das Präsens stehen; und διερχομαι heißt nicht: über die Brücke gehen, sondern: durch die Brücke gehen, mit einem Schiffe.

Ich lese: διελόντες. Die Perser fürchteten, die Griechen möchten die Brücke abbrechen, und in der Insel wie in einer Vestung bleiben. Von den Pallisaden, welche die Griechen zerstörten, heißt es 5, 2, 15. ebenfalls διῄρουν τοὺς σταυροὺς. — Hiedurch löst sich der Widerspruch.

Luciani Hermotimus. Luzian fragt Hermotim nach Wieland: „ist es den Lehrlingen bei euch erlaubt zu widersprechen, wenn sie däucht, der Lehrer sage etwas Unrichtiges?" Hermotim antwortet: „Nicht so schlechterdings! Aber Du kannst inzwischen fragen, was Dir beliebt, und widersprechen; desto schnellere Fortschritte wirst Du machen." Wie? Du kannst es, und Du kannst es nicht? Welch ein Widerspruch! οὐ πάνυ heißt: durchaus nicht. Wieland hat durch seine Uebersetzung dem Widerspruch entgehen wollen. Was soll nun aber Lycins Rede? „Schön, beim Hermes! bei dem, dessen Namen Du trägst." Was soll hier gerade die Namenvergleichung? Soll das Griechische nicht so viel sagen,

als: (σὺ δὲ) ἐρώτα (με) μεταξυ? Frage Du aber mich nach der Stunde, wenn Du willst, und mache Deine Einwürfe, dann wirst Du schnell alles verstehen. Hier ist der eilte Hermotim, und Lycin der Spötter mit seinem: beim Hermes, dessen Namen Du führst! (Du willst mir erklären wie Hermes.) — *Μεταξὺ* heißt nicht allein: Inzwischen, sondern auch: Nachher. (*Μ'ἐρώτα μετα συ?*)

Marcus 3, 20, 21. Dieses ganze Kapitel besteht aus kleineren Bruchstücken, die keinen Zusammenhang zu haben scheinen, wie in den drei ersten Evangelien sehr oft der Fall ist; bei Johannes nicht. Diese kleineren Bruchstücke sind fast jedesmal durch *καὶ* verbunden. Erst heilt Jesus in der Synagoge einen Kranken am Sabbath. Die Pharisäer wollen ihn tödten. Jesus entweicht mit seinen Jüngern ans Meer, und eine Menge Volks folgt ihm, so daß er seinen Schülern befiehlt ein Boot bereit zu halten, um dem Gedränge zu entgehen (1—12.). Hier endigt das Bruchstück, denn Jesus gebraucht das Boot nicht, sondern geht vielmehr auf einen Berg. *Καὶ* verbindet die beiden Bruchstücke. Hier auf dem Berge wählt er die zwölf Apostel (13—19). Vers 20 und 21 enthalten ein neues Bruchstück, wieder mit *καὶ* eingeführt: Und sie gingen ins Haus, und es kam wieder ein

Haufen Volks zusammen, so daß sie (Jesus und Schüler) nicht einmal (μήτε) essen konnten. Da Schüler (οἱ παρ' αὐτοῦ) das hörten (das Getöse Volks) gingen sie hinaus, das Volk (αὐτὸν sc. ὄχ abzuwehren. Sie sagten also: Er (Jesus) ist wegge gen; er ist nicht da. — Hiebei wäre ich nicht ang ßen, hätte ich nicht eine lange Note gesehen, die gan was anderes im Text gefunden hatte, als ich. Lu sagt: „Und sie kamen zu Hause (wahrscheinlich um Geschichte fortzuführen), und da kam abermals das V zusammen, also, daß sie nicht Raum *hatten zu* es Und da es höreten, die um ihn waren, gingen sie h aus, und wollten ihn (Jesum) halten; denn sie sp chen: er wird von Sinnen kommen, (in Ohnmacht f len)." Es steht aber kein Wort davon da, daß Jes hinausgegangen wäre. Von V. 22. an beginnt ein neu Bruchstück. — Ich bin überzeugt, daß meine Ueb setzung richtig ist, weil sie den Worten ihre Hauptbede tung läßt.

Halle,
gedruckt in der Gebauerschen Buchdruckerei.

